

Sylvia M. Patsch (Hg.)

ÖSTERREICHISCHE SCHRIFTSTELLER IM EXIL

Texte von Felix Braun · Robert Braun · Käthe
Braun-Prager · Hans Flesch-Brunningen · Anna
Gmeyer · Egon Erwin Kisch · Lili Körber · Hans
Peter Kraus · Ernst Lothar · Robert Neumann ·
Manès Sperber · Hilde Spiel · Friedrich Torberg
Johannes Urzidil · Salka Viertel · Franz Werfel ·
Martina Wied · Hermynia Zur Mühlen · Stefan Zweig

Verlag Christian Brandstätter

Gefördert aus Mitteln der Bundesministerien für
Wissenschaft und Forschung,
Unterricht und Kunst,
sowie durch die Vorarlberger Landesregierung.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Abdrucks oder der Reproduktion
einer Abbildung, sind vorbehalten.

Copyright © 1986
by Christian Brandstätter Verlag & Edition

ISBN 3-85447 - 210 - 2

Christian Brandstätter Verlag & Edition Gesellschaft m.b.H. & Co KG
A-1080 Wien, Wickenburggasse 26, Telefon (0222) 48 38 14-15
Druck: OK-Druck Schreithofer Ges.m.b.H., 6020 Innsbruck.
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

INHALT

Einleitung	9
Stefan Zweig, Buchmendel	17
Das Haus der TausendSchicksale	45
Franz Werfel, Stefan Zweigs Tod	49
Hermynia Zur Mühlen, Als Österreicherin in Russland	57
Monsieur Bontemps und seinFreund	73
Lili Körber, Die Ehe der Ruth Gompertz	79
Anna Gmeyner, «Nicht zum Thema gehörig»	89
Robert Braun, Abschied vom Wienerwald	95
Hans Peter Kraus, Dachau, Buchenwald	109
Robert Neumann, Marcus oder die Emigration	137
Manes Sperber, Die Verbannung	159
Johannes Urzidil, Der Schattenspieler	165
Egon Erwin Kisch, Indiodorf unter dem Davidstern . .	179
Teoberto Maler, ein Mann in verzau- berter Stadt	189
Salka Viertel, Das unbelehrbare Herz	195
Martina Wied, Die Flucht	217
Käthe Braun-Prager, Aus einem englischen Tagebuch	229
Felix Braun, Dank an England	237
Friedrich Torberg, aus: Die Tante Jolesch	245

Hans Flesch-Brunningen, Familie Boltzmayer	253
Ernst Lothar, aus: Das Wunder des Überlebens	271
Hilde Spiel, Rückkehr nach Wien – Tagebuch 1946	281
Anmerkungen	291

*Gott hat mich in ein fremdes Land geführt –
Nein, hingesandt, versiegelt und verschnürt –
Ganz willenlos. Und alles ist hier fremd:
Die Kost, der Trunk, die Luft, das Wort, die Tracht –
Und was ich trag⁹, geborgt, nichts mein als nur das Hemd
Am Leib – und noch das Heimweh, das ich mitgebracht.*

*Martina Wied: Verse aus ihrem Gedicht
«Die Insel»*

EINLEITUNG

Wiederholt haben Leser meiner Abhandlungen über österreichische Schriftsteller im Exil den Wunsch geäußert, mit solchen Werken bekannt gemacht zu werden. Zwar gibt es eine Reihe von Sammlungen, *Alt-Wiener Geschichten* (Streika), *Alt-Prager Geschichten* (Demetz), *Die schönsten Erzählungen aus Österreich: Hausbuch unvergänglicher Prosa*.

Mit einem Geleitwort von Franz Theodor Csokor; *Beispiele: 32 österreichische Erzähler der Gegenwart* (Sebestyen), *Der Eisstoss: Erzählungen aus den sieben verlorenen Jahren Österreichs* (Tauschinski), *österreichische Erzählungen des 20. Jahrhunderts* (Brandstetter), *Moderne österreichische Novellen* (Gross) und andere; sie berücksichtigen jedoch die Schriftsteller im Exil nur selten. Es ist schwer, Einblick in ihr Schaffen zu gewinnen, da sie in den dreissiger Jahren die Heimat verlassen mussten. Oft sind ihre Werke seit Jahrzehnten vergriffen, und was sie im Exil veröffentlichen konnten, fand nur in seltenen Fällen den Weg in eine österreichische Bibliothek.

Anthologien bundesdeutscher Verlage und Herausgeber, wie *Deutsche Literatur im Exil 1933-1945* (Winkler), oder *Verbannung – Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller im Exil* (Schwarz und Wegner), *Deutsche Literatur im Exil 1933-1945, Dokumente* (Arnold), konzentrierten sich verständlicherweise auf deutsche Autoren, wenngleich sich in diesen Sammelbänden auch Proben der bekanntesten Österreicher im Exil finden: Stefan Zweig, Franz Werfel, Hermann Broch und andere sind vertreten, aber nicht mit literarischen Werken, sondern mit politischen Stellungnahmen, die sie zumeist in Exilzeitschriften veröffentlicht hatten. Der vorliegende Band versucht

auch vergessene Autoren vorzustellen. Die Auswahl geschah nach literarischen, die Reihung nach geschichtlichen Gesichtspunkten.

In den Werken über das Exil in den USA werden Österreicher zumeist nur am Rande erwähnt. Das Gewicht liegt auf den berühmten deutschen Exilanten wie Thomas Mann, Lion Feuchtwanger oder Bert Brecht. Auch waren die Zielsetzungen dieser Biographien (vgl. Laura Fermi, *Illustrious Immigrants*) andere: es sollte das Bild der USA aus der Sicht der Einwanderer dargestellt werden. Wie schon in meinen Büchern *österreichische Schriftsteller im Exil in Grossbritannien* und in *Exil als österreichisches Schicksal* stehen hier wieder Österreicher im Vordergrund, die in England Zuflucht fanden. Jene, die ins amerikanische Exil gingen, kommen nur in geringerer Zahl zu Wort, denn die Lage der Flüchtlinge in den USA unterschied sich von jener in Grossbritannien. Bestenfalls sind Heimkehrerlebnisse vergleichbar, etwa wenn Ernst Lothar nach Jahren des Exils in den USA bei seiner Ankunft in Wien «Ami go home!» nachgerufen wurde. Die USA waren seit Anbeginn «a nation of immigrants» – ganz anders als Grossbritannien.

Im vorliegenden Band werden Erzählungen und in sich geschlossene Stellen aus Romanen vorgelegt, die die Asylwerber im Land ihrer Zuflucht, oder heimgekehrt – rückblickend – verfassten. Das schon im Titel von allen bisher veröffentlichten deutschen Studien mit 1945 angegebene Ende des Exils wird bewusst überschritten, da in vielen Fällen die Bewältigung des Exilschocks durch den Verlust der Heimat und der Muttersprache erst nach Kriegsende eintrat und hervorragende Berichte über das Leben im unwilligen Gastland noch Jahre später geschrieben wurden.

Da selbst in umfangreichen Literaturgeschichten über diese Autoren nichts oder nur wenig zu erfahren ist, wird im Anhang auf ihr Leben und Werk hingewiesen. Die Reihung ist annähernd chronologisch nach den historischen Ereignissen, so dass man das Buch geradezu wie eine Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lesen kann: Die Zeit des Ersten Weltkrieges ist vertreten durch Stefan Zweigs Novelle

Buchmendel, die Unduldsamkeit, Bürokratie und Internierung von damals zum Thema hat; es folgt sein Bericht aus dem London der Zwischenkriegszeit, *The Shelter*, – zum fünfzigsten Jahrestag dieser privaten Flüchtlingshilfe. Franz Werfels tief empfundener Nachruf auf Stefan Zweig zeigt den vielseitigen Dichter, Romanschriftsteller und Dramatiker von einer weniger bekannten Seite: als Psychologen, als verständnisvollen Freund des aus dem Leben geschiedenen «Europäers von Gestern.»

Hermynia Zur Mühlen wurde in Russland, wohin sie geheiratet hatte, als wenig sittenstrenge Wienerin beargwöhnt, galt dann aber nach ihrer Rückkehr nach Wien als «Russin». Ihre Erlebnisse nach dem doppelten Heimatverlust werden hier wiedergegeben. Da sie als Verfasserin von Kurzgeschichten noch nie gewürdigt wurde, wird noch eine Novelle von ihr abgedruckt, die ebenfalls zu Beginn des Ersten Weltkrieges spielt.

Wien 1938 und die verzweifelten Versuche der «Erniedrigten und Beleidigten», sich in letzter Minute einen Pass und die Einreiseerlaubnis in ein Exilland zu verschaffen, ist das Thema von Robert Brauns *Abschied vom Wienerwald*: eine der literarisch bedeutendsten Darstellungen vom Verlust der Heimat, der Sprache und des gesamten Besitzes. Wie es denen erging, die noch an einen Rechtsstaat glaubten und die Heimat und ihre Familie nicht verlassen wollten, zeigt der erschütternde Bericht von Hans Peter Kraus über seine Erlebnisse in Dachau und Buchenwald.

Es folgt Robert Neumann mit einem Kapitel aus seinem Flüchtlingsroman *An den Wassern von Babylon* (zuerst englisch veröffentlicht: *By the Waters of Babylon*, London, Dent 1939); hier wird eine Reihe von vertriebenen Juden zufällig bei ihrer Einreise nach Israel zusammengeführt. Sie erleiden alle dasselbe Los: angesichts des Gelobten Landes erreicht sie der Tod, dem sie bisher entkommen konnten. Charakteristische Lebensläufe, gleichgültig ob arm, ob reich – es war für sie ein vorgezeichneter Weg. Erfundene Gestalten, aber keine erfundenen Schicksale. ... Da sich die ein-

zelenen Kapitel dieses Romans wie Episoden lesen, kann hier ein Abschnitt – es wurde « Marcus oder die Emigration» gewählt – einen unverfälschten Einblick in diesen fatalistisch-stoischen Roman geben, ohne dass dabei der Eindruck entsteht, es sei etwas aus dem Zusammenhang gerissen worden.

Für viele Flüchtlinge bedeutete ein Aufenthalt in Frankreich die erste Zwischenstation auf ihrem Weg in die Verbannung, der in glücklichen Fällen in den USA endete, wie bei Lion Feuchtwanger und Franz Werfel. Manes Sperber hat Jahrzehnte seines Lebens in Paris verbracht und seine wichtigsten Werke dort geschrieben. Paris als Zuflucht unzähliger Emigranten, besonders zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, ist sein Thema im hier abgedruckten Kapitel, das die Atmosphäre der Seine-Stadt unverwechselbar wiedergibt.

Johannes Urzidil kommt mit einer Erzählung aus England zurzeit des «Blitz» und der Furcht vor einer deutschen Invasion zu Wort. England war die erste Station seines Exils, das ihn schliesslich in die USA führte. Von Egon Erwin Kisch werden zwei Erzählungen wiedergegeben, die den Reporter und Journalisten als bedeutenden Verfasser von Kurzgeschichten erweisen. Der Streit, ob seine aufsehenerregenden Reportagen als «Literatur» gelten könnten, war müssig: er hat auch auf dem Gebiet der Novelle (*Geschichten aus sieben Ghettos*) und der Kurzgeschichte Hervorragendes geleistet. Die «Indios unter dem Davidstein» werden den Leser davon überzeugen. Verfolgung und Exil, das Überleben unter den schwierigsten Umständen, diesmal nicht in Europa, sondern im Land seiner Zuflucht im Zweiten Weltkrieg, ist sein Thema. Das Schicksal seines Don Teoberto ist ein so charakteristisch österreichisches, dass es hier nicht fehlen sollte.

Frauen sind mit wichtigen Beiträgen vertreten: Salka Viertel, aus ihrem Erinnerungsbuch *Das unbelehrbare Herz*, in dem sie die letzte Blüte des alten Österreich schildert und dann als Kontrast dazu ihr Leben in Hollywood; Lili Körber (wieder eine «Russin») mit den politischen Spannungen,

Strassenkämpfen und beginnenden Judenverfolgungen in Deutschland; Anna Gmeyner mit der Schilderung von Kinderschicksalen in schwerer Zeit; Martina Wied, deren ergreifende Klage um die verlorene Heimat als Motto dem Band vorangestellt wurde, ist mit dem ersten Kapitel aus ihrem Schul - Evakuierungs - Roman *Das Krähennest* vertreten. Während ihrer Jahre im englischen Exil verfasst, handelt er von den Schicksalen junger Leute – Schüler wie Lehrer – die die letzten Kriegsjahre als Bombenflüchtlinge erlebten – oder nicht erleben durften. Käthe Braun-Prager, die Schwester des Dichters Felix Braun, kommt mit einer Heimatvision «Aus einem englischen Tagebuch» zu Wort. Von Felix Braun selbst: «Dank an England.»

Friedrich Torberg, der in den USA Zuflucht gefunden hatte, berichtet von Österreichern, die dort «dankbar, aber unglücklich» auf ihre Rückkehr warteten – in eine unwiederbringlich verlorene Heimat.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges wird von Hans Flesch-Brunning in skurril-politischem Andeutungsspiel mit der Familie eines deutschstämmigen US-Besatzungsoffiziers in Wien und seiner «eingeborenen» Umgebung zum Ausdruck gebracht: Die Familie Boltzmayer im gevierteilten Wien wird rückblickend, nachdem doch alles noch ein gutes Ende genommen hat, mit Humor, Sarkasmus und Situationskomik charakterisiert.

Zwei Bedingungen erfüllen die hier Versammelten: sie sind Österreicher – zwölf Männer und sieben Frauen –, noch aus der Monarchie stammend, haben sie den Ersten Weltkrieg miterlebt; das Jahr 1934 bedeutete für sie die erste Zäsur in ihrem ereignisreichen Leben. Zwischen 1938 und 1945 waren sie staatenlos und verschwanden aus den deutschen Bibliotheken und Bibliographien, sowie aus den Literaturgeschichten, sofern sie dort schon Einzug gehalten hatten, wie etwa Stefan Zweig. In seltenen Fällen bekamen sie die Staatsbürgerschaft ihres Asyllandes verliehen, wie Robert Neumann die britische, so dass sie im Grunde nun in den Annalen der englischen Literatur hätten verzeichnet

werden sollen, was aber nicht geschah. Es kam aber auch vor, dass diese rettende, ihnen teuer gewordene, doch fremde Staatsbürgerschaft wieder aufgegeben wurde – nach langen inneren Kämpfen, wie das Ernst Lothar in seinem *Wunder des Überlebens* so ergreifend schildert.

Kritisch, aber doch voll Zuneigung ist die «Rückkehr nach Wien», die Hilde Spiel anvertraut ist. Sie, die Jahrzehnte in England verbrachte, ist in der Lage, ihre Kindheit und Jugend in Wien heraufzubeschwören und mit ihren Eindrücken nach der langen Trennung, nach der Verwüstung der Stadt durch Krieg und Nachkriegselend zu vergleichen. «Rückkehr» – nicht Heimkehr – ist der Titel ihrer autobiographischen Schilderung, von der ein Abschnitt wiedergegeben wird.

Die Texte stammen aus literarischen Werken, Romanen, Autobiographien und kurzen Erzählungen – nicht aus Zeitungen oder Zeitschriften des Exils, wo die Autoren ebenfalls veröffentlichten und ihre Ansichten zur politischen Lage kundgetan haben.

Die stofflichen Bedingungen, die die hier Vertretenen erfüllen, liegen auf der Hand: sie haben sich mit Verfolgung, Internierung, Flucht und Verlust der Heimat in ihrem Werk auseinandergesetzt, entweder in der Weise, dass sie aus ihrem eigenen Leben berichteten, oder sie haben Gestalten geschaffen, die das Inferno der zerrissenen Zeit erleben mussten, wie Stefan Zweigs armer Buchhändler Mendel, wie Robert Neumanns Devotionalienhändler Marx, der in seinem Abschiedsbrief klagt, dass er kein «grösserer Deutscher» sei, sondern eben nur ein Österreicher, der sich immer etwas darauf ein- gebildet hatte, ein Österreicher zu sein, obwohl dies jetzt recht niedrig im Kurs sei, nach 1938. . . .

Da Robert Neumanns *Blind Man's Buff* nie in deutscher Übersetzung erschienen ist, sei diese Stelle im Original zitiert:

I just cannot carry on . . . there is something in the air these days in our Austria that takes my breath away.

... I am an Austrian. I am not a Greater German. I even prided myself in a modest way on being very much an Austrian. That is

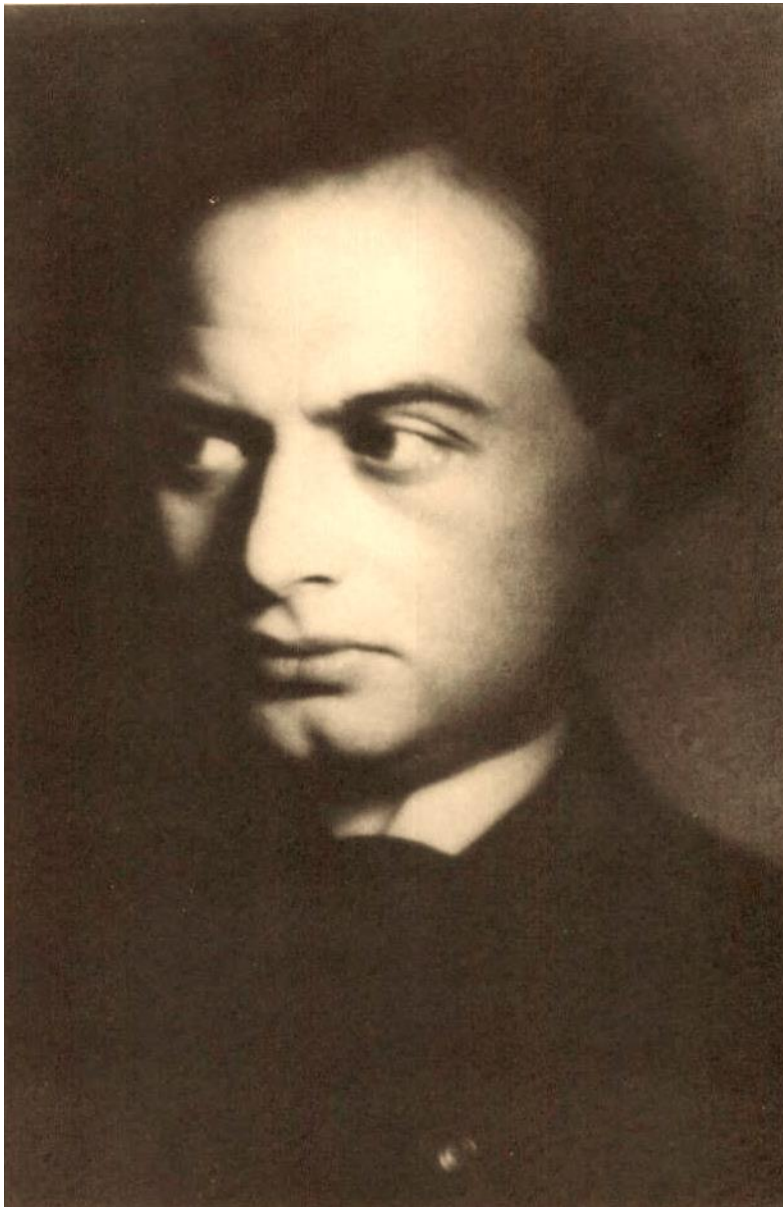
no boast; being an Austrian is nothing much; I am afraid it is even something rather mediocre. It means not being very industrious, nor very reliable; lazy, rather; and at moments slightly ridiculous. But I am an Austrian all the same; a rather obsolete article since last year when the Führer liberated us . . . I can't breathe any longer. Though I was an obsolete article even in republican Austria – belonging, as I did to the few odd fellows who could not forget the old Kaiser . . . (Robert Neumann, *Blind Man's Buff*, London 1949, S. 12)

Die vielfach ungeklärten Fragen des «copyright» machten den ursprünglich gefassten Plan, auch einige englische Originaltexte österreichischer Autoren zu bringen, vorerst unmöglich. Es besteht die Hoffnung, dass zu einem späteren Zeitpunkt auch solche Proben «österreichischer Literatur in englischer Sprache» vorgelegt werden können.



STEFAN ZWEIG

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



FRANZ WERFEL

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



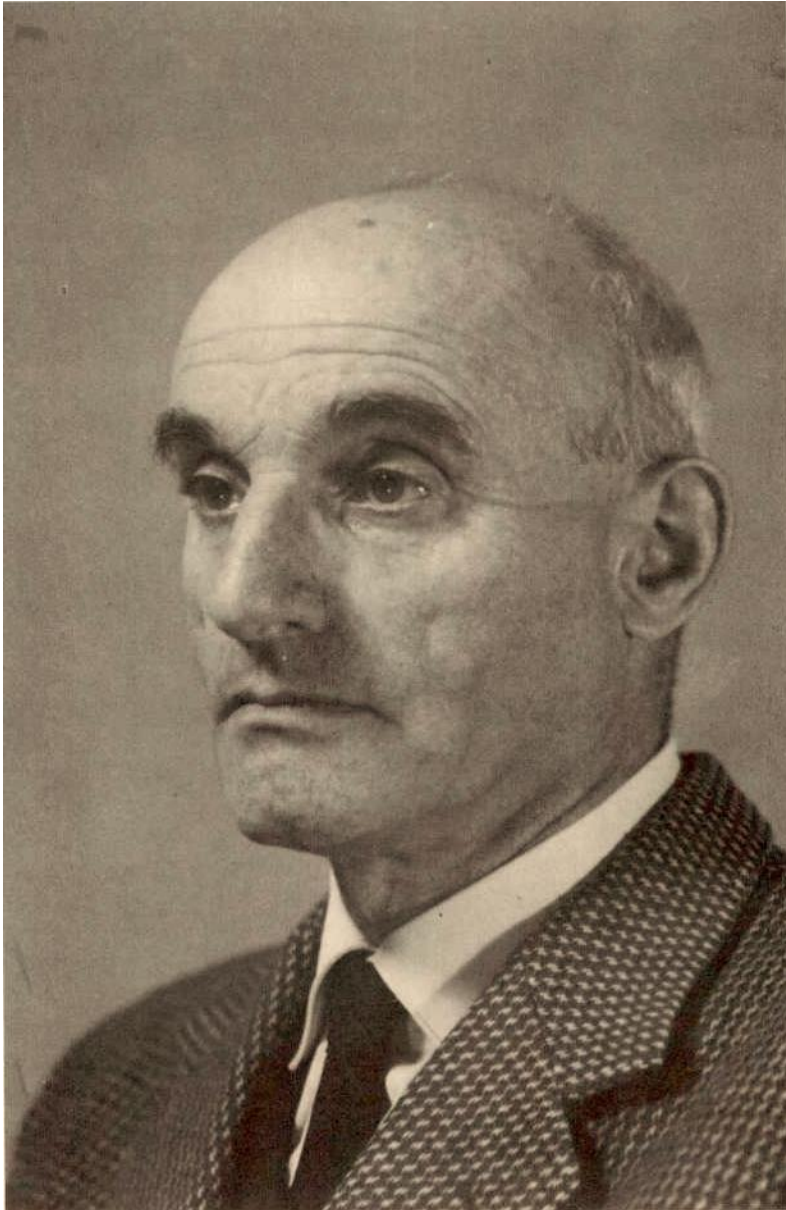
LILI KÖRBER

persona vertag Mannheim



ANNA GMEYNER

Ullstein Bilderdienst



ROBERT BRAUN



HANS PETER KRAUS

Foto: Korsh, Ottawa



ROBERT NEUMANN

Licpman AG Zürich



MANÈS SPERBER

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



JOHANNES URZIDIL

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



EGON ERWIN KISCH

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



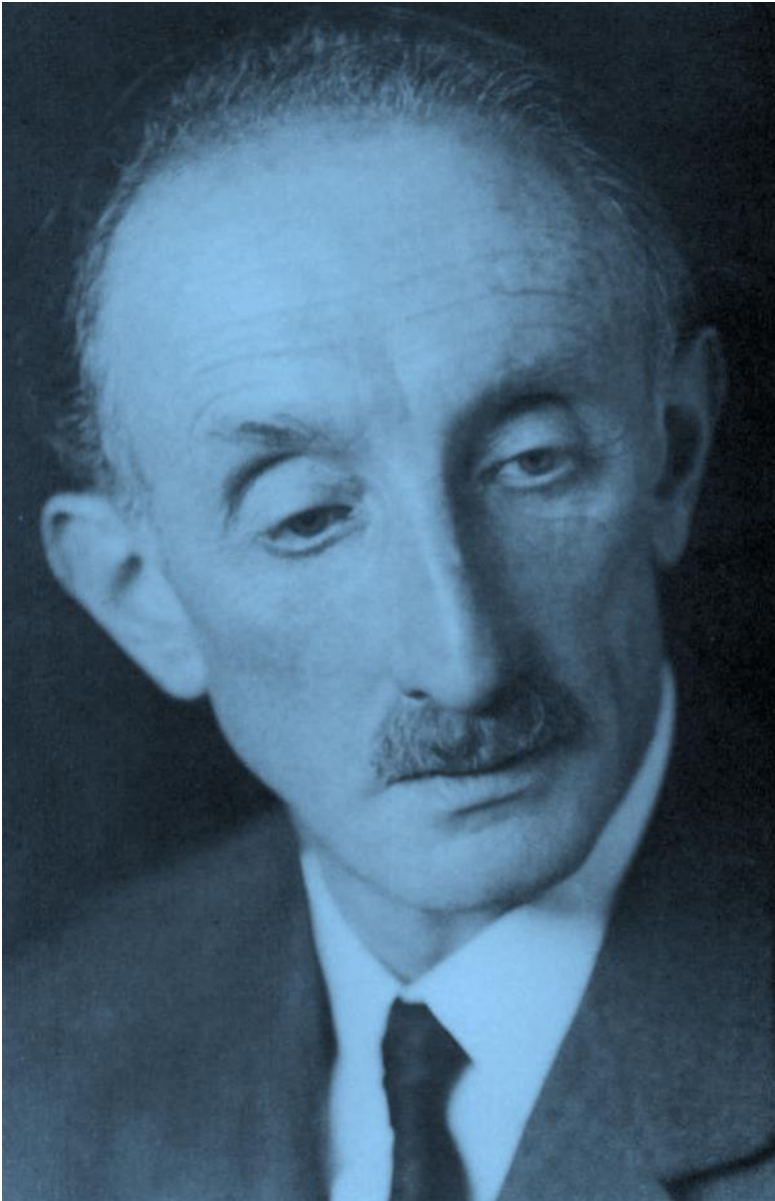
MARTINA WIED

Bildarchiv der österreichischen Nationalbibliothek



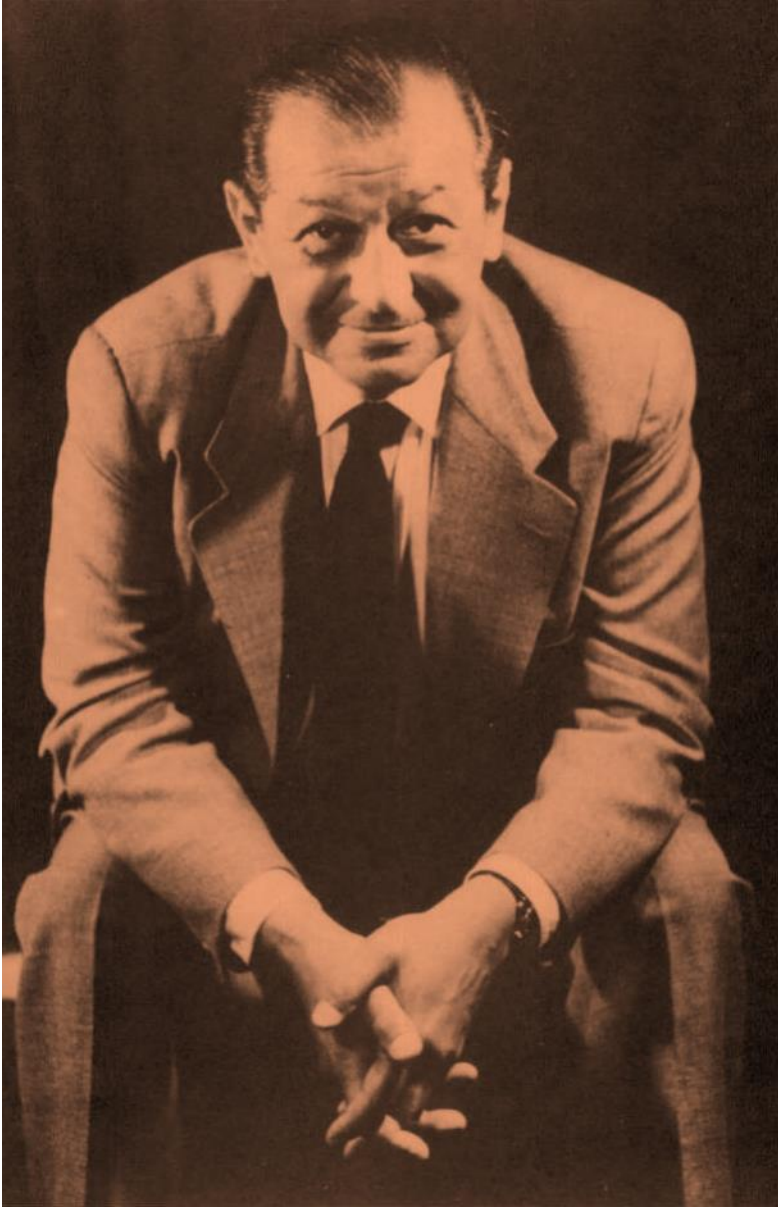
KÄTHE BRAUN-PRAGER

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



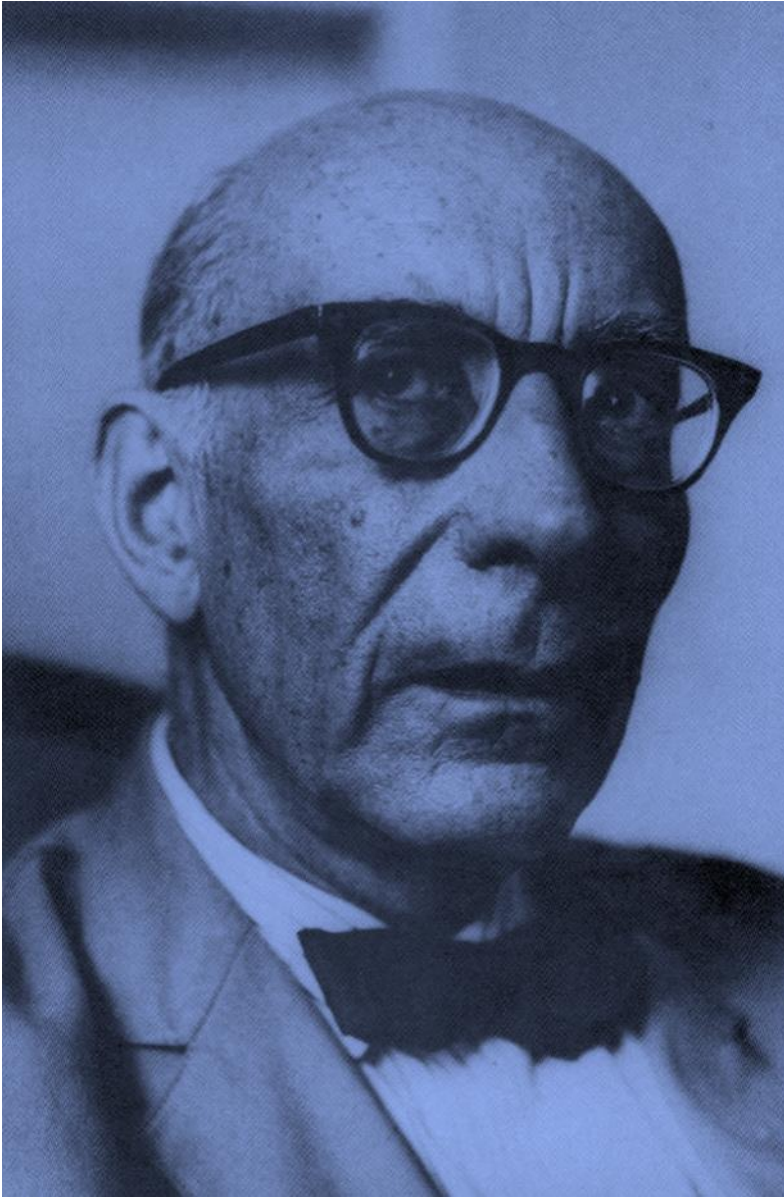
FELIX BRAUN

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



FRIEDRICH TORBERG

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



HANS FLESCH-BRUNNINGEN



ERNST LOTHAR

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



HILDE SPIEL

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek

Wieder einmal in Wien und heimkehrend von einem Besuch in den äusseren Bezirken, geriet ich unvermutet in einen Regenguss, der mit nasser Peitsche die Menschen hurtig in Haustore und Unterstände jagte, und auch ich selbst suchte schleunig nach einem schützenden Obdach. Glücklicherweise wartet nun in Wien an jeder Ecke ein Kaffeehaus – so flüchtete ich in das gerade gegenüberliegende, mit schon tropfendem Hut und arg durchnässten Schultern. Es erwies sich von innen als Vorstadtcafé hergebrachter, fast schematischer Art, ohne die neumodischen Attrappen der Deutschland nachgeahmten innerstädtischen Musikdielen, altwienerisch bürgerlich und vollgefüllt mit kleinen Leuten, die mehr Zeitungen konsumierten als Gebäck. Jetzt um die Abendstunde war zwar die ohnehin schon stickige Luft mit blauen Rauchkringeln dick marmoriert, dennoch wirkte dies Kaffeehaus sauber mit seinen sichtlich neuen Samtsofas und seiner aluminiumhellen Zahlkasse: in der Eile hatte ich mir gar nicht die Mühe genommen, seinen Namen aussen abzulesen, wozu auch? – Und nun sass ich warm und blickte ungeduldig durch die blauüberflossenen Scheiben, wann es dem lästigen Regen belieben würde, sich ein paar Kilometer weiter zu verziehen.

Unbeschäftigt sass ich also da und begann schon jener trägen Passivität zu verfallen, die narkotisch jedem wirklichen Wiener Kaffeehaus unsichtbar entströmt. Aus diesem leeren Gefühl blickte ich mir einzeln die Leute an, denen das künstliche Licht dieses Rauchraums ein ungesundes Grau um die Augen schattete, schaute dem Fräulein an der Kasse zu, wie sie mechanisch Zucker und Löffel für jede Kaffeetasche dem Kellner austeilte, las halb wach und unbewusst die höchst gleichgültigen Plakate an den Wänden, und diese Art Verdampfung tat beinahe wohl. Aber plötzlich ward ich auf merkwürdige Weise aus meiner Halbschläferie gerissen, eine innere Bewegung begann unbestimmt unruhig in mir, so wie ein kleiner Zahnschmerz beginnt, von dem man noch nicht weiss, ob er von links, von rechts, vom untern oder obern

Kiefer seinen Ausgang nimmt; nur ein dumpfes Spannen fühlte ich, eine geistige Unruhe. Denn plötzlich – ich hätte es nicht sagen können, wodurch – wurde mir bewusst, hier musste ich schon einmal vor Jahren gewesen und durch irgendeine Erinnerung diesen Wänden, diesen Stühlen, diesen Tischen, diesem fremden, rauchigen Raum verbunden sein.

Aber je mehr ich den Willen vortrieb, diese Erinnerung zu fassen, desto boshafter und glitschiger wich sie zurück – wie eine Qualle ungewiss leuchtend auf dem untersten Grunde des Bewusstseins und doch nicht zu greifen, nicht zu packen. Vergeblich klammerte ich den Blick an jeden Gegenstand der Einrichtung; gewiss, manches kannte ich nicht, wie die Kasse zum Beispiel mit ihrem klirrenden Zahlungsautomaten und nicht diesen braunen Wandbelag aus falschem Palisanderholz, alles das musste erst später aufmontiert worden sein. Aber doch, aber doch, hier war ich einmal gewesen vor zwanzig Jahren und länger, hier haftete, im Unsichtbaren versteckt wie der Nagel im Holz, etwas von meinem eigenen, längst überwachsenen Ich. Gewaltsam streckte und stiess ich alle meine Sinne vor in den Raum und gleichzeitig in mich hinein – und doch, verdammt! ich konnte sie nicht erreichen, diese verschollene, in mir selbst ertrunkene Erinnerung.

Ich ärgerte mich, wie man sich immer ärgert, wenn irgendein Versagen einen die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit der geistigen Kräfte gewahr werden lässt. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, diese Erinnerung doch noch zu erreichen. Nur einen winzigen Haken, das wusste ich, musste ich in die Hand kriegen, denn mein Gedächtnis ist sonderbar geartet, gut und schlecht zugleich, einerseits trotzig und eigenwillig, aber dann wieder unbeschreiblich getreu. Es schluckt das Wichtigste sowohl an Geschehnissen als auch an Gesichtern, an Gelesenem wie an Erlebtem oft völlig hinab in seine Dunkelheiten und gibt nichts aus dieser Unterwelt ohne Zwang, bloss auf den Anruf des Willens heraus. Aber nur den flüchtigsten Halt muss ich fassen, eine Ansichtskarte, ein paar Schriftzüge auf einem Briefkuvert, ein verräuchertes Zeitungsblatt, und sofort zuckt das Vergessene wie an der Angel der Fisch aus der dunkel strömenden Fläche völlig leibhaft und sinnlich wieder hervor. Jede Einzel-

heit weiss ich dann eines Menschen, seinen Mund und im Mund wieder die Zahnlücke links bei seinem Lachen, und den brüchigen Tonfall dieses Lachens und wie dabei der Schnurrbart ins Zucken kommt und wie ein anderes, neues Antlitz herausschaut aus diesem Lachen – alles das sehe ich dann sofort in völliger Vision und weiss auf Jahre zurück jedes Wort, das dieser Mensch mir jemals erzählte. Immer aber bedarf ich, um Vergangenes sinnlich zu sehen und zu fühlen, eines sinnlichen Anreizes, eines winzigen Helfers aus der Wirklichkeit. So schloss ich die Augen, um angestrenzter nachdenken zu können, um jenen geheimnisvollen Angelhaken zu formen und zu fassen. Aber nichts! Abermal nichts! Verschüttet und vergessen! Und ich erbitterte mich derart über den schlechten, eigenwilligen Gedächtnisapparat zwischen meinen Schläfen, dass ich mit den Fäusten mir die Stirne hätte schlagen können, so wie man einen verdorbenen Automaten anrüttelt, der widerrechtlich das Geforderte zurückbehält. Nein, ich konnte nicht länger ruhig sitzenbleiben, so erregte mich dieses innere Versagen, und ich stand vor lauter Ärger auf, mir Luft zu machen. Aber sonderbar – kaum dass ich die ersten Schritte durch das Lokal getan, da begann es schon, flirrend und funkelnd, dieses erste phosphoreszierende Dämmern in mir. Rechts von der Zahlkasse, erinnerte ich mich, musste es hinübergehen in einen fensterlosen und nur von künstlichem Licht erhellten Raum. Und tatsächlich: es stimmte. Da war es, anders tapeziert als damals, aber doch genau in den Proportionen, dies in seinen Konturen verschwimmende rechteckige Hinterzimmer, das Spielzimmer. Instinktiv sah ich mich um nach den einzelnen Gegenständen, mit schon freudig vibrierenden Nerven (gleich würde ich alles wissen, fühlte ich). Zwei Billarde lungerten als grüne lautlose Schlammeiche darin, in den Ecken hockten Spieltische, an deren einem zwei Hofräte oder Professoren Schach spielten. Und in der Ecke, knapp beim eisernen Ofen, dort, wo man zur Telefonzelle ging, stand ein kleiner viereckiger Tisch. Und da blitzte es mich plötzlich durch und durch. Ich wusste sofort, sofort, mit einem einzigen heissen, beglückt erschütterten Ruck: mein Gott, das war ja Mendels Platz, Jakob Mendels, Buchmendels, und ich war nach zwanzig Jahren wieder in sein Hauptquartier,

in das Café Gluck in der obern Alserstrasse, geraten. Jakob Mendel, wie hatte ich ihn vergessen können, so unbegreiflich lange, diesen sonderbarsten Menschen und sagenhaften Mann, dieses abseitige Weltwunder, berühmt an der Universität und in einem engen, ehrfürchtigen Kreis – wie ihn aus der Erinnerung verlieren, ihn, den Magier und Makler der Bücher, der hier täglich unentwegt sass von morgens bis abends, ein Wahrzeichen des Wissens, Ruhm und Ehre des Café Gluck!

Und nur diese eine Sekunde lang musste ich den Blick nach innen wenden hinter die Lider, und aufstieg schon aus dem bildnerisch erhellten Blut seine unverkennbare, plastische Gestalt. Ich sah ihn sofort leibhaftig, wie er dort immer sass an dem viereckigen Tischchen mit der grauschmutzigen Marmorplatte, der allzeit mit Büchern und Schriften überhäuft. Wie er dort unentwegt und unerschütterlich sass, den bebrillten Blick hypnotisch starr auf ein Buch geheftet, wie er dort sass und im Lesen summend und brummend seinen Körper und die schlecht polierte, fleckige Glatze vor- und zurückschaukelte, eine Gewohnheit, mitgebracht aus dem Cheder, der jüdischen Kleinkinderschule des Ostens. Hier an diesem Tisch und nur an ihm las er seine Kataloge und Bücher, so wie man ihn das Lesen in der Talmudschule gelehrt, leise singend und sich schwingend, eine schwarze, schaukelnde Wiege. Denn wie ein Kind in Schlaf fällt und der Welt entsinkt durch dieses rhythmisch hypnotische Auf und Nieder, so geht nach der Meinung jener Frommen auch der Geist leichter ein in die Gnade der Versenkung dank diesem Sichwiegen und Sichschwingen des müssigen Leibes. Und tatsächlich, dieser Jakob Mendel sah und hörte nichts von allem um sich her. Neben ihm lärmten und krakeelten die Billardspieler, liefen die Marköre, rasselte das Telefon; man scheuerte den Boden, man heizte den Ofen, er merkte nichts davon. Einmal war eine glühende Kohle aus dem Ofen gefallen, schon brenzelte und qualmte zwei Schritt von ihm das Parkett, da erst, am infernalischen Gestank, bemerkte ein Gast die Gefahr und stürzte zu, hastig das Qualmen zu löschen: er selbst aber, Jakob Mendel, nur zwei Zoll weit und schon angebeizt vom Rauch, er hatte nichts wahrgenommen. Denn er las, wie andere beten, wie Spieler spielen

und Trunkene betäubt ins Leere starren, er las mit einer so rührenden Versunkenheit, dass alles Lesen von andern Menschen mir seither immer profan erschien. In diesem kleinen galizischen Büchertrödler Jakob Mendel hatte ich zum erstenmal als junger Mensch das grosse Geheimnis der restlosen Konzentration gesehen, das den Künstler macht wie den Gelehrten, den wahrhaft Weisen wie den vollkommen Irrwitzigen, dieses tragische Glück und Unglück vollkommener Bessenseheit.

Hingeführt zu ihm hatte mich ein älterer Kollege von der Universität. Ich forschte damals dem selbst heute noch nur wenig erkannten paracelsischen Arzt und Magnetiseur Mesmer nach, allerdings mit wenig Glück; denn die einschlägigen Werke erwiesen sich als unzulänglich, und der Bibliothekar, den ich argloser Neuling um Auskunft gebeten, murrte mich unfreundlich an, Literaturnachweise seien meine Sache, nicht die seine. Damals nannte mir nun jener Kollege zum erstenmal seinen Namen. «Ich geh mit dir zu Mendel», versprach er mir, «der weiss alles und verschafft alles, der holt dir das entlegenste Buch aus dem vergessenen deutschen Antiquariat heran. Der tüchtigste Mann in Wien und überdies noch ein Original, ein vorweltlicher Bücher-Saurier aussterbender Rasse.»

So gingen wir zu zweit ins Café Gluck, und siehe, da sass er, Buchmendel, bebrillt, bartumschludert, schwarz angetan, und wiegte sich lesend wie ein dunkler Busch im Wind. Wir traten heran, er merkte es nicht. Er sass nur und las und wiegte den Oberkörper pagodenhafte hin und zurück über den Tisch, und hinter ihm pendelte am Haken sein brüchiger schwarzer Paletot, gleichfalls breit angestopft mit Zeitschriften und Zettelwerk. Um uns anzukündigen, hustete mein Freund kräftig. Aber Mendel, die dicke Brille hart ans Buch gedrückt, merkte noch nichts. Endlich klopfte mein Freund auf die Tischplatte, genau so laut und kräftig, wie man an eine Türe pocht – da starrte Mendel endlich auf, schob die ungefüge stahlgeränderte Brille mechanisch rasch die Stirn empor, und unter den weggesträubten aschgrauen Brauen stachen uns zwei merkwürdige Augen entgegen, kleine, schwarze, wache Augen, flink, spitz und flippend wie eine Schlangenzunge. Mein Freund präsentierte mich, und

ich erläuterte mein Anliegen, wobei ich zuerst – diese List hatte mein Freund ausdrücklich anempfohlen – mich schein-zornig über den Bibliothekar beklagte, der mir keine Auskunft hatte geben wollen. Mendel lehnte sich zurück und spuckte sorgfältig aus. Dann lachte er nur kurz mit stark östlichem Jargon: «Nicht gewollt hat er? Nein – nicht gekonnt hat er! Ein Parch ist er, ein geschlagener Esel mit graue Haar. Ich kenn ihn, Gott sei's geklagt, zu gutem schon zwanzig Jahr, aber gelernt hat er seitdem noch immer nix. Gehalt einstecken, dos is das einzige, was die können! Ziegelsteine sollten sie lieber schupfen, diese Herren Doktors, statt bei die Bücher sitzen.»

Mit dieser kräftigen Herzentladung war das Eis gebrochen, und eine gutmütige Handbewegung lud mich zum erstenmal an den viereckigen, mit Notizen überschmierten Marmortisch, diesen mir noch unbekanntem Altar bibliophiler Offenbarungen. Ich erklärte rasch meine Wünsche: die zeitgenössischen Werke über Magnetismus sowie alle späteren Bücher und Polemiken für und gegen Mesmer; sobald ich fertig war, kniff Mendel eine Sekunde das linke Auge zusammen, genau wie ein Schütze vor dem Schuss. Aber wahrhaftig, nur eine Sekunde dauerte diese Geste konzentrierter Aufmerksamkeit, dann zählte er sofort, wie aus einem unsichtbaren Katalog lesend, zwei oder drei Dutzend Bücher fließend auf, jedes mit Verlagsort, Jahreszahl und ungefährem Preis. Ich war verblüfft. Obwohl vorbereitet, dies hatte ich nicht erwartet. Aber meine Verdutztheit schien ihm wohlzutun; denn sofort spielte er auf der Klaviatur seines Gedächtnisses die wunderbarsten bibliothekarischen Paraphrasen meines Themas weiter. Ob ich auch über die Somnambulisten etwas wissen wolle und über die ersten Versuche mit Hypnose und über Gassner, die Teufelsbeschwörungen und die Christian Science und die Blavatsky? Wieder prasselten die Namen, die Titel, die Beschreibungen; jetzt erst begriff ich, an ein wie einzigartiges Wunder von Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war, tatsächlich an ein Lexikon, an einen Universalkatalog auf zwei Beinen. Ganz benommen starrte ich dieses bibliographische Phänomen an, eingespult in die unansehnliche, sogar etwas schmierige Hülle eines galizischen kleinen Buchtrödlers, der, nach-

dem er mir etwa achtzig Namen heruntergerasselt, scheinbar achtlos, aber innerlich wohlgefällig über seinen ausgespielten Trumpf, sich die Brille mit einem vormals vielleicht weiss gewesenen Taschentuch putzte. Um mein Staunen ein wenig zu bemänteln, fragte ich zaghaft, welche von diesen Büchern er mir allenfalls besorgen könne. «Nu, man wird ja sehen, was sich machen lässt», brummte er. «Kommen Sie nur morgen wieder her, der Mendel wird Ihnen inzwischen schon eppes auftreiben, und was sich nicht findet, werd sich anderswo finden. Wenn einer Sechei hat, hat er auch Glück.» Ich dankte höflich und stolperte aus lauter Höflichkeit sofort in eine dicke Dummheit hinein, indem ich vorschlug, ihm meine gewünschten Buchtitel auf einen Zettel zu notieren. Im gleichen Augenblick spürte ich schon einen warnenden Ellbogenstoss meines Freundes. Aber zu spät! Schon hatte mir Mendel einen Blick zugeworfen – welch einen Blick! – einen gleichzeitig triumphierenden und beleidigten, einen höhnischen und überlegenen, einen geradezu königlichen Blick, den shakespeareischen Blick Macbeths, wenn Macduff dem unbesiegbaren Helden zumutet, sich kampfflos zu ergeben. Dann lachte er abermals kurz, der grosse Adamsapfel an seiner Kehle kollerte merkwürdig hin und her, anscheinend hatte er ein grobes Wort mühsam verschluckt. Und er wäre im Recht gewesen mit jeder erdenklichen Grobheit, der gute, brave Buchmendel; denn nur ein Fremder, ein Ahnungsloser (ein «Amhorez», wie er sagte) konnte eine derart beleidigende Zumutung stellen, ihm, Jakob Mendel, ihm, Jakob Mendel, einen Buchtitel aufzunotieren wie einem Buchhandlungslehrling oder Bibliotheksdiener, als ob dieses unvergleichliche, dieses diamantene Buchgehirn solch grober Hilfsmittel jemals bedurft hätte. Erst später begriff ich, wie sehr ich sein abseitiges Genie mit diesem höflichen Angebot gekränkt haben musste; denn dieser kleine, zerdrückte, ganz in seinen Bart eingewickelte und überdies bucklige galizische Jude Jakob Mendel war ein Titan des Gedächtnisses. Hinter dieser kalkigen, schmutzigen, von grauem Moos überwucherten Stirn stand in der unsichtbaren Geisterschrift jeder Name und Titel wie mit Stahlguss eingestanz, der je auf einem Titelblatt eines Buches gedruckt war. Er wusste von jedem Werk, dem gestern erschienenen wie von einem

zweihundert Jahre alten, auf den ersten Hieb genau den Erscheinungsort, den Verfasser, den Preis, neu und antiquarisch, und erinnerte sich bei jedem Buch mit fehlloser Vision zugleich an Einband und Illustration und Faksimilebeigaben, er sah jedes Werk, ob er es selbst in den Händen gehabt oder nur von fern in einer Auslage oder Bibliothek einmal erspäht hatte, mit der gleichen optischen Deutlichkeit wie der schaffende Künstler sein inneres und der andern Welt noch unsichtbares Gebilde. Er erinnerte sich, wenn etwa ein Buch im Katalog eines Regensburger Antiquariats um sechs Mark angeboten wurde, sofort, dass ebendasselbe in einem anderen Exemplar vor zwei Jahren in einer Wiener Auktion um vier Kronen zu haben gewesen war, und zugleich auch des Erstehers; nein: Jakob Mendel vergass nie einen Titel, eine Zahl, er kannte jede Pflanze, jedes Infusorium, jeden Stern in dem ewig schwingenden und ständig umgerüttelten Kosmos des Bücherweltalls. Er wusste in jedem Fach mehr als die Fachleute, er beherrschte die Bibliotheken besser als die Bibliothekare, er kannte die Lager der meisten Firmen auswendig besser als ihre Besitzer, trotz ihren Zetteln und Kartotheken, indes ihm nichts zu Gebote stand als Magie des Erinnerns, als dies unvergleichliche, dies nur an hundert einzelnen Beispielen wahrhaft zu explizierende Gedächtnis. Freilich, dieses Gedächtnis hatte nur so dämonisch unfehlbar sich schulen und gestalten können durch das ewige Geheimnis jeder Vollendung: durch Konzentration. Ausserhalb der Bücher wusste dieser merkwürdige Mensch nichts von der Welt; denn alle Phänomene des Daseins begannen für ihn erst wirklich zu werden, wenn sie in Lettern sich umgossen, wenn sie in einem Buche sich gesammelt und gleichsam sterilisiert hatten. Aber auch diese Bücher selbst las er nicht auf ihren Sinn, auf ihren geistigen und erzählerischen Gehalt: nur ihr Name, ihr Preis, ihre Erscheinungsform, ihr erstes Titelblatt zog seine Leidenschaft an. Unproduktiv und unschöpferisch im letzten, bloss ein hunderttausendstelliges Verzeichnis von Titeln und Namen, in die weiche Gehirnrinde eines Säugetieres eingestempelt statt wie sonst in einen Buchkatalog geschrieben, war dies spezifisch antiquarische Gedächtnis Jakob Mendels jedoch in seiner einmaligen Vollendung als Phänomen nicht gerin-

ger als jenes Napoleons für Physiognomien, Mezzofanti für Sprachen, eines Lasker für Schachanfänge, eines Busoni für Musik. Eingesetzt in ein Seminar, an eine öffentliche Stelle, hätte das Gehirn Tausende, Hunderttausende von Studenten und Gelehrte belehrt und erstaunt, fruchtbar für die Wissenschaften, ein unvergleichlicher Gewinn für jene öffentlichen Schatzkammern, die wir Bibliotheken nennen. Aber diese obere Welt war ihm, dem kleinen, ungebildeten galizischen Buchtrödler, der nicht viel mehr als seine Talmudschule bewältigt; für ewig verschlossen; so vermochten diese phantastischen Fähigkeiten sich nur als Geheimwissenschaft auszuwirken an jenem Marmortische des Café Gluck. Doch wenn einmal der grosse Psychologe kommt (dies Werk fehlt noch immer unserer geistigen Welt), der so beharrlich und geduldig, wie Buffon die Abarten der Tiere ordnete und klassierte, seinerseits alle Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen, vereinzelt schildert und in ihren Varianten darlegt, dann müsste er Jakob Mendels gedenken, dieses Genies der Preise und Titel, dieses namenlosen Meisters der antiquarischen Wissenschaft.

Dem Berufe nach und für die Unwissenden galt Jakob Mendel freilich nur als kleiner Buchschacherer. Allsonntags erschienen in der «Neuen Freien Presse» und im «Neuen Wiener Tagblatt» dieselben stereotypen Anzeigen: «Kaufe alte Bücher, zahle beste Preise, komme sofort, Mendel, obere Alserstrasse», und dann eine Telefonnummer, die in Wirklichkeit jene des Café Gluck war. Er stöberte Lager durch, schleppte mit einem alten kaiserbärtigen Dienstmann allwöchentlich neue Beute in sein Hauptquartier und von dort wieder weg, denn für einen ordnungsmässigen Buchhandel fehlte ihm die Konzession. So blieb es beim kleinen Schacher, bei einer wenig einträglichen Tätigkeit. Studenten verkauften ihm ihre Lehrbücher, durch seine Hände wanderten sie vom älteren Jahrgang zum jeweils jüngeren, ausserdem vermittelte und besorgte er jedes gesuchte Werk mit geringem Zuschlag. Bei ihm war guter Rat billig. Aber das Geld hatte keinen Raum innerhalb seiner Welt; denn nie hatte man ihn anders gesehen als im gleichen abgeschabten Rock, früh, nachmittags und abends seine Milch verzehrend und zwei Brote, mittags eine Kleinigkeit essend, die man

ihm vom Gasthaus herüberholte. Er rauchte nicht, er spielte nicht, ja man darf sagen, er lebte nicht, nur die beiden Augen lebten hinter der Brille und fütterten jenes rätselhafte Wesen Gehirn unablässig mit Worten, Titeln und Namen. Und die weiche, fruchtbare Masse sog diese Fülle gierig in sich ein wie eine Wiese die tausend und aber tausend Tropfen eines Regens. Die Menschen interessierten ihn nicht, und von allen menschlichen Leidenschaften kannte er vielleicht nur die eine, freilich allermenschlichste, der Eitelkeit. Wenn jemand zu ihm um eine Auskunft kam, an hundert andern Stellen schon müde gesucht, und er konnte auf den ersten Hieb ihm Bescheid geben, dies allein wirkte auf ihn als Genugtuung, als Lust, und vielleicht noch dies, dass in Wien und auswärts ein paar Dutzend Menschen lebten, die seine Kenntnisse ehrten und brauchten. In jedem dieser ungefügigen Millionenkonglomerate, die wir Grossstadt nennen, sind immer an wenigen Punkten einige kleine Facetten eingesprengt, die ein und dasselbe Weltall auf kleinwinziger Fläche spiegeln, unsichtbar für die meisten, kostbar bloss dem Kenner, dem Bruder in der Leidenschaft. Und diese Kenner der Bücher kannten alle Jakob Mendel. So wie man, wenn man über ein Musikblatt Rat holen wollte, zu Eusebius Mandyczewski in die Gesellschaft der Musikfreunde ging, der dort mit grauem Käppchen freundlich inmitten seiner Akten und Noten sass und mit dem ersten aufschauenden Blick die schwierigsten Probleme lächelnd löste, so wie heute noch jeder, der über Altwiener Theater und Kultur Aufschluss braucht, unfehlbar sich an den allwissenden Vater Glossy wendet, so pilgerten mit der gleichen vertrauenden Selbstverständlichkeit die paar strenggläubigen Wiener Bibliophilen, sobald es eine besonders harte Nuss zu knacken gab, ins Café Gluck zu Jakob Mendel. Bei einer solchen Konsultation Mendel zuzusehen bereitete mir jungem neugierigem Menschen eine Wollust besonderer Art. Während er sonst, wenn man ihm ein minderes Buch vorlegte, den Deckel verächtlich zuklappte und nur murrte: «Zwei Kronen», rückte er vor irgendeiner Rarität oder einem Unikum respektvoll zurück, legte ein Papierblatt unter, und man sah, dass er sich auf einmal seiner schmutzigen, tintigen, schwarznägelligen Finger schämte. Dann begann er zärtlich-vorsichtig,

mit einer ungeheuren Hochachtung das Rarum anzublättern, Seite für Seite. Niemand konnte ihn in einer solchen Sekunde stören, so wenig wie einen wirklich Gläubigen im Gebet, und tatsächlich hatte dies Anschauen, Berühren, Beriechen und Abwägen, hatte jede dieser Einzelhandlungen etwas von dem Zeremoniell, von der kultisch geregelten Aufeinanderfolge eines religiösen Aktes. Der krumme Rücken schob sich hin und her, dabei murrte und knurrte er, kratzte sich im Haar, stiess merkwürdige vokalische Urlaute aus, ein gedehntes, fast erschrockenes «Ah» und «Oh» hingerissener Bewunderung und dann wieder ein rapid erschrecktes «Oi» oder «Oiweh», wenn sich eine Seite als fehlend oder ein Blatt als vom Holzwurm zerfressen erwies. Schliesslich wog er die Schwarte respektvoll auf der Hand, beschnüffelte und beroch das ungefüge Quadrat mit halbgeschlossenen Augen nicht minder ergriffen als ein sentimentalisches Mädchen eine Tuberose. Während dieser etwas umständlichen Prozedur musste selbstredend der Besitzer seine Geduld zusammenhalten. Nach beendetem Examen aber gab Mendel bereitwillig, ja geradezu begeistert, jede Auskunft, an die sich unfehlbar weitspurige Anekdoten und dramatische Preisberichte von ähnlichen Exemplaren anschlossen.

Er schien heller, jünger, lebendiger zu werden in solchen Sekunden, und nur eines konnte ihn masslos erbittern: wenn etwa ein Neuling ihm für diese Schätzung Geld anbieten wollte. Dann wich er gekränkt zurück wie etwa ein Galeriehofrat, dem ein durchreisender Amerikaner für seine Erklärung ein Trinkgeld in die Hand drücken will; denn ein kostbares Buch in der Hand haben zu dürfen bedeutete für Mendel, was für einen andern die Begegnung mit einer Frau. Diese Augenblicke waren seine platonischen Liebesnächte. Nur das Buch, niemals Geld hatte über ihn Macht. Vergebens versuchten darum grosse Sammler, darunter auch der Gründer der Universität in Princeton, ihn für ihre Bibliothek als Berater und Einkäufer zu gewinnen – Jakob Mendel lehnte ab; er war nicht anders zu denken als im Café Glück. Vor dreiunddreissig Jahren, mit noch weichem, schwarzflaumigem Bart und geringelten Stimlocken, war er, ein kleines schiefes Jüngel, aus dem Osten nach Wien gekommen, um Rabbinat zu studieren; aber bald hatte er den harten Eingott Jehovah

verlassen, um sich der funkelnden und tausendfältigen Vielgötterei der Bücher zu ergeben. Damals hatte er zuerst ins Café Gluck gefunden, und allmählich wurde es seine Werkstatt, sein Hauptquartier, sein Postamt, seine Welt. Wie ein Astronom einsam auf seiner Sternwarte durch den winzigen Rundspalt des Teleskops allnächtlich die Myriaden Sterne betrachtet, ihre geheimnisvollen Gänge, ihr wandelndes Durcheinander, ihr Verlöschen und Sichwiederentzünden, so blickte Jakob Mendel durch seine Brille von diesem viereckigen Tisch in das andere Universum der Bücher, das gleichfalls ewig kreisende und sich umgebärende, in diese Welt über unserer Welt.

Selbstverständlich war er hoch angesehen im Café Gluck, dessen Ruhm sich für uns mehr an sein unsichtbares Katheder knüpfte als an die Patenschaft des hohen Musikers, des Schöpfers der «Alceste» und der «Iphigenia»: Christoph Willibald Gluck. Er gehörte dort ebenso zum Inventar wie die alte Kirschholzkasse, wie die beiden arg geflickten Billarde, der kupferne Kaffeekeffel, und sein Tisch wurde gehütet wie ein Heiligtum. Denn seine zahlreichen Kundschaften und Auskundschafter wurden von dem Personal jedesmal freundlich zu irgendeiner Bestellung gedrängt, so dass der grössere Gewinnanteil seiner Wissenschaft eigentlich dem Oberkellner Deubler in die breite, hüftwärts getragene Ledertasche floss. Dafür genoss Buchmendel vielfache Privilegien. Das Telephon stand ihm frei, man hob ihm seine Briefe auf und besorgte alle Bestellungen; die alte, brave Toilettenfrau bürstete ihm den Mantel, nähte Knöpfe an und trug ihm jede Woche ein kleines Bündel zur Wäsche. Ihm allein durfte aus dem nachbarlichen Gasthaus eine Mittagsmahlzeit geholt werden, und jeden Morgen kam der Herr Standhartner, der Besitzer, in persona an seinen Tisch und begrüßte ihn (freilich meist, ohne dass Jakob Mendel, in seine Bücher vertieft, diesen Gruss bemerkte). Punkt halb acht Uhr morgens trat er ein, und erst wenn man die Lichter auslöschte, verliess er das Lokal. Zu den anderen Gästen sprach er nie, er las keine Zeitung, bemerkte keine Veränderung, und als der Herr Standhartner ihn einmal höflich fragte, ob er bei dem elektrischen Licht nicht besser lese als früher bei dem fahlen, zuckenden Schein der Auerlampen, starrte er verwundert

zu den Glühbirnen auf: diese Veränderung war trotz dem Lärm und Gehämmer einer mehrtägigen Installation vollkommen an ihm vorbeigegangen. Nur durch die zwei runden Löcher der Brille, durch diese beiden blitzenden und saugenden Linsen filterten sich die Milliarden schwarzer Infusorien der Lettern in sein Gehirn, alles andere Geschehen strömte als leerer Lärm an ihm vorbei. Eigentlich hatte er mehr als dreissig Jahre, also den ganzen wachen Teil seines Lebens, einzig hier an diesem viereckigen Tisch lesend, vergleichend, kalkulierend verbracht, in einem unablässig fortgesetzten, nur vom Schlaf unterbrochenen Dauertraum.

Deshalb überkam mich eine Art Schrecken, als ich den orakelspendenden Marmortisch Jakob Mendels leer wie eine Grabplatte in diesem Raum dämmern sah. Jetzt erst, älter geworden, verstand ich, wieviel mit jedem solchen Menschen verschwindet, erstlich weil alles Einmalige von Tag zu Tag kostbarer wird in unserer rettungslos einförmiger werdenden Welt. Und dann: der junge, unerfahrene Mensch in mir hatte aus einer tiefen Ahnung diesen Jakob Mendel sehr lieb gehabt. Und doch, ich hatte vergessen können – allerdings in den Jahren des Krieges und in einer der seinen ähnlichen Hingabe an das eigene Werk. Jetzt aber, vor diesem leeren Tische, fühlte ich eine Art Scham vor ihm und eine erneuerte Neugier zugleich.

Denn wo war er hin, was war mit ihm geschehen? Ich rief den Kellner und fragte. Nein, einen Herrn Mendel, be-daure, den kenne er nicht, ein Herr dieses Namens verkehre nicht im Café. Aber vielleicht wisse der Oberkellner Bescheid. Dieser schob seinen Spitzbauch schwerfällig heran, zögerte, dachte nach, nein, auch ihm sei ein Herr Mendel nicht bekannt. Aber ob ich vielleicht den Herrn Mandl meine, den Herrn Mandl vom Kurzwarengeschäft in der Florianigasse? Ein bitterer Geschmack kam mir auf die Lippen, Geschmack von Vergänglichkeit: wozu lebt man, wenn der Wind hinter unserem Schuh schon die letzte Spur von uns wegträgt? Dreissig Jahre, vierzig vielleicht, hatte ein Mensch in diesen paar Quadratmetern Raum geatmet, gelesen, gedacht, gesprochen, und bloss drei Jahre, vier Jahre mussten hingehen, ein neuer Pharao kommen, und man wusste nichts mehr von Joseph, man wusste im Café Gluck nichts mehr

von Jakob Mendel, dem Buchmendel! Beinahe zornig fragte ich den Oberkellner, ob ich nicht Herrn Standhartner sprechen könne, oder ob nicht sonst wer im Hause sei vom alten Personal? Oh, der Herr Standhartner, o mein Gott, der habe längst das Café verkauft, der sei gestorben, und der alte Oberkellner, der lebe jetzt auf seinem Gütel bei Krems. Nein, niemand sei mehr da . . . oder doch! Ja doch – die Frau Sporschil sei noch da, die Toilettenfrau (vulgo Schokoladefrau). Aber die könne sich gewiss nicht mehr an die einzelnen Gäste erinnern. Ich dachte gleich: einen Jakob Mendel vergisst man nicht, und liess sie mir kommen.

Sie kam, die Frau Sporschil, weisshaarig, zerraut, mit ein wenig wassersüchtigen Schritten aus ihren hintergründigen Gemächern und rieb sich noch hastig die roten Hände mit einem Tuch: offenbar hatte sie gerade ihr trübes Gelass gefegt oder Fenster geputzt. An ihrer unsicheren Art merkte ich sofort: ihr war's unbehaglich, so plötzlich nach vom unter die grossen Glühbirnen in den noblen Teil des Cafés gerufen zu werden. So sah sie mich zunächst misstrauisch an, mit einem Blick von unten herauf, einem sehr vorsichtig geduckten Blick. Was konnte ich Gutes von ihr wollen? Aber kaum dass ich nach Jakob Mendel fragte, starrte sie mich mit vollen, geradezu strömenden Augen an, die Schultern fuhren ihr ruckhaft auf. «Mein Gott, der arme Herr Mendel, dass an den noch jemand denkt! Ja, der arme Herr Mendel» – fast weinte sie, so gerührt war sie, wie alte Leute es immer werden, wenn man sie an ihre Jugend, an irgendeine gute vergessene Gemeinsamkeit erinnert. Ich fragte, ob er noch lebe. «O mein Gott, der arme Herr Mendel, fünf oder sechs Jahre, nein, sieben Jahre muss der schon tot sein. So a lieber, guter Mensch, und wenn ich denk, wie lang ich ihn kennt hab, mehr als fünfundzwanzig Jahr, er war doch schon da, wie ich eintreten bin. Und eine Schänd war's, wie man ihn hat sterben lassen. « Sie wurde immer aufgeregter, fragte, ob ich ein Verwandter sei. Es hätte sich ja nie jemand um ihn gekümmert, nie jemand nach ihm erkundigt – und ob ich denn nicht wisse, was mit ihm passiert sei?

Nein, ich wüsste nichts, versicherte ich; sie solle mir erzählen, alles erzählen. Die gute Person tat scheu und geniert und wischte immer wieder an ihren nassen Händen. Ich be-

griff: ihr war es peinlich, als Toilettenfrau mit ihrer schmutzigen Schürze und ihren zerstrubbelten weissen Haaren hier mitten im Kaffeehausraum zu stehen, ausserdem blickte sie immer ängstlich nach rechts und links, ob nicht einer der Kellner zuhöre. So schlug ich ihr vor, wir wollten hinein in das Spielzimmer, an Mendels alten Platz: dort solle sie mir alles berichten. Gerührt nickte sie mir zu, dankbar, dass ich sie verstand, und ging voraus, die alte, schon ein wenig schwankende Frau, und ich hinter ihr. Die beiden Kellner staunten uns nach, sie spürten da einen Zusammenhang, und auch einige Gäste verwunderten sich über uns ungleiches Paar. Und drüben an seinem Tisch erzählte sie mir (manche Einzelheit ergänzte mir später anderer Bericht) von Jakob Mendels, von Buchmendels Untergang.

Ja also, er sei, so erzählte sie, auch nachher noch, als der Krieg schon begonnen, immer noch gekommen, Tag um Tag um halb acht Uhr früh, und genau so sei er gesessen und habe er den ganzen Tag studiert wie immer, ja, sie hätten alle das Gefühl gehabt und oft darüber geredet, ihm sei's gar nicht zum Bewusstsein gekommen, dass Krieg sei. Ich wisse doch, in eine Zeitung habe er nie geschaut und nie mit wem andern gesprochen; aber auch wenn die Ausrufer ihren Mordslärm mit den Extrablättern machten und alle andern zusammenliefen, nie sei er da aufgestanden oder hätte zugehört. Er habe auch gar nicht gemerkt, dass der Franz fehle, der Kellner (der bei Gorlice gefallen sei), und nicht gewusst, dass sie den Sohn vom Herrn Standhartner bei Przemysl gefangen hatten, und nie kein Wort habe er gesagt, wie das Brot immer miserabler geworden ist und man ihm statt der Milch das elende Feigenkaffeegschlader hat geben müssen. Nur einmal habe er sich gewundert, dass jetzt so wenig Studenten kämen, das war alles. – «Mein Gott, der arme Mensch, den hat doch nichts gefreut und gekümmert als seine Bücher.»

Aber dann eines Tags, da sei das Unglück geschehen. Um elf Uhr vormittags, am hellichten Tag, sei ein Wachmann gekommen mit einem Geheimpolizisten, der hätte die Rosette gezeigt im Knopfloch und gefragt, ob hier Jakob Mendel verkehre. Dann wären sie gleich an den Tisch gegangen zum Mendel, und der hätte ahnungslos noch geglaubt, sie wollten

Bücher verkaufen oder ihn was fragen. Aber gleich hätten sie ihn aufgefordert, mitzukommen, und ihn weggeführt. Eine rechte Schande sei es für das Kaffeehaus gewesen, alle Leute hätten sich herumgestellt um den armen Herrn Mendel, wie er dagestanden ist zwischen den beiden, die Brille unterm Haar, und hin- und hergeschaut hat von einem zum andern und nicht recht gewusst, was sie eigentlich von ihm wollten. Sie aber habe stante pede dem Gendarmen gesagt, das müsse ein Irrtum sein, ein Mann wie Herr Mendel könne keiner Fliege was tun; aber da habe der Geheimpolizist sie gleich angeschrien, sie solle sich nicht in Amtshandlungen einmischen. Und dann hätten sie ihn weggeführt, und er sei lange nicht mehr gekommen, zwei Jahre lang. Noch heute wisse sie nicht recht, was die damals von ihm gewollt hätten. «Aber ich leist ein Jurament» sagte sie erregt, die alte Frau, «der Herr Mendel kann nichts Unrechtes getan haben. Die haben sich geirrt, da leg ich meine Hand ins Feuer. Es war ein Verbrechen an dem armen, unschuldigen Menschen, ein Verbrechen!»

Und sie hatte recht, die gute, rührende Frau Sporschil. Unser Freund Jakob Mendel hatte wahrhaftig nichts Unrechtes begangen, sondern nur (erst später erfuhr ich alle Einzelheiten) eine rasende, eine rührende, eine selbst in jenen irrwitzigen Zeiten ganz unwahrscheinliche Dummheit, erklärbar bloss aus der vollkommenen Versunkenheit, aus der Mondfermheit seiner einmaligen Erscheinung. Folgendes hatte sich ereignet: auf dem militärischen Zensuramt, das verpflichtet war, jede Korrespondenz mit dem Ausland zu überwachen, war eines Tages eine Postkarte abgefangen worden, geschrieben und unterschrieben von einem gewissen Jakob Mendel, ordnungsgemäss nach dem Ausland frankiert, aber – unglaublicher Fall – in das feindliche Ausland gerichtet, eine Postkarte an Jean Labourdaire, Buchhändler, Paris, Quai de Grenelle, adressiert, in der ein gewisser Jakob Mendel sich beschwerte, die letzten acht Nummern des monatlichen «Bulletin bibliographique de la France» trotz vorausbezahltem Jahresabonnement nicht erhalten zu haben. Der eingestellte untere Zensurbeamte, ein Gymnasialprofessor, in Privatneigung Romanist, dem man einen blauen Landsturmrock umgestülpt hatte, staunte, als ihm dieses

Schriftstück in die Hände kam. Ein dummer Spass, dachte er. Unter den zweitausend Briefen, die er allwöchentlich auf dubiose Mitteilungen und spionageverdächtige Wendungen durchstöberte und durchleuchtete, war ihm ein so absurdes Faktum noch nie unter die Finger gekommen, dass jemand aus Österreich einen Brief nach Frankreich ganz sorglos adressierte, also ganz gemütlich eine Karte in das kriegführende Ausland so einfach in den Postkarten warf, als ob diese Grenzen seit 1914 nicht umnäht wären mit Stacheldraht und an jedem von Gott geschaffenen Tage Frankreich, Deutschland, Österreich und Russland ihre männliche Einwohnerzahl gegenseitig um ein paar tausend Menschen kürzten. Zunächst legte er deshalb die Postkarte als Kuriosum in seine Schreibtischlade, ohne von dieser Absurdität weitere Meldung zu erstatten. Aber nach einigen Wochen kam abermals eine Karte desselben Jakob Mendel an einen Bookseller John Aldrige, London, Holbom Square, ob er ihm nicht die letzten Nummern des «Antiquarian» besorgen könnte, und abermals war sie unterfertigt von ebendemselben merkwürdigen Individuum Jakob Mendel, das mit rührender Naivität seine volle Adresse beischrieb. Nun wurde es dem in die Uniform eingenähten Gymnasialprofessor doch ein wenig eng unter dem Rock. Steckte am Ende irgendein rätselhafter chiffrierter Sinn hinter diesem vertölpelten Spass? Jedenfalls, er stand auf, klappte die Hacken zusammen und legte dem Major die beiden Karten auf den Tisch. Der zog beide Schultern hoch: sonderbarer Fall! Zunächst avisierte er die Polizei, sie solle ausforschen, ob es diesen Jakob Mendel tatsächlich gäbe, und eine Stunde später war Jakob Mendel bereits dingfest gemacht und wurde, noch ganz taumelig von der Überraschung, vor den Major geführt. Der legte ihm die mysteriösen Postkarten vor, ob er sich als Absender erkenne. Erregt durch den strengen Ton und vor allem, weil man ihn bei der Lektüre eines wichtigen Katalogs aufgestöbert hatte, polterte Mendel beinahe grob, natürlich habe er diese Karten geschrieben. Man habe wohl noch das Recht, ein Abonnement für sein gezahltes Geld zu reklamieren. Der Major drehte sich im Sessel schief hinüber zu dem Leutnant am Nebentisch. Die beiden blinzelten sich einverständlich an: ein gebrannter Narr! Dann überlegte der Major, ob er den

Einfaltspinsel nur scharf anbrummen und wegjagen sollte oder den Fall ernst aufziehen. In solchen unschlüssigen Verlegenheiten entschliesst man sich bei jedem Amt fast immer, zunächst ein Protokoll aufzunehmen. Ein Protokoll ist immer gut. Nützt es nichts, so schadet es nichts, und nur ein sinnloser Papierbogen mehr unter Millionen ist vollgeschrieben.

In diesem Falle aber schadete es leider einem armen, ahnungslosen Menschen, denn schon bei der dritten Frage kam etwas sehr Verhängnisvolles zutage. Man forderte zuerst seinen Namen: Jakob, recte Jainkeff Mendel. Beruf: Hausierer (er besass nämlich keine Buchhändlerlizenz, nur einen Hausierschein). Die dritte Frage wurde zur Katastrophe: der Geburtsort. Jakob Mendel nannte einen kleinen Ort bei Petrikau. Der Major zog die Brauen hoch. Petrikau, lag das nicht in Russisch-Polen, nahe der Grenze? Verdächtig! Sehr verdächtig! So inquirierte er nun strenger, wann er die österreichische Staatsbürgerschaft erworben habe. Mendels Brille starrte ihn dunkel und verwundert an: er verstand nicht recht. Zum Teufel, ob und wo er seine Papiere habe, seine Dokumente? Er habe keine andern als den Hausierschein. Der Major schob die Stirnfalten immer höher. Also wie es mit seiner Staatsbürgerschaft stehe, solle er endlich einmal erklären. Was sein Vater gewesen sei, ob Österreicher oder Russe? Seelenruhig erwiderte Jakob Mendel: natürlich Russe. Und er selbst? Ach, er hätte sich schon vor dreiunddreissig Jahren über die russische Grenze geschmuggelt, seither lebe er in Wien. Der Major wurde immer unruhiger. Wann er hier das österreichische Staatsbürgerrecht erworben habe? Wozu? fragte Mendel. Er habe sich um solche Sachen nie gekümmert. So sei er also noch russischer Staatsbürger? Und Mendel, den diese öde Fragerei innerlich längst langweilte, antwortete gleichgültig: «Eigentlich ja».

Der Major warf sich so brüsk erschrocken zurück, dass der Sessel knackte. Das gab es also! In Wien, in der Hauptstadt Österreichs, ging mitten im Kriege, Ende 1915, nach Tarnow und der grossen Offensive, ein Russe unbehelligt spazieren, schrieb Briefe nach Frankreich und England, und die Polizei kümmerte sich um nichts. Und da wundern sich die Dummköpfe in den Zeitungen, dass Conrad von Hötzen-

dorf nicht gleich nach Warschau vorwärtsgekommen ist, da staunen sie im Generalstab, wenn jede Truppenbewegung durch Spione nach Russland weitergemeldet wird. Auch der Leutnant war aufgestanden und stellte sich an den Tisch: das Gespräch schaltete sich scharf um zum Verhör. Warum er sich nicht sofort gemeldet habe als Ausländer? Mendel, noch immer arglos, antwortete in seinem singenden jüdischen Jargon: «Wozu hätt ich mich melden sollen auf einmal?» In dieser umgedrehten Frage erblickte der Major eine Herausforderung und fragte drohend, ob er nicht die Ankündigungen gelesen habe? Nein! Ob er etwa auch keine Zeitungen lese? Nein!

Die beiden starrten den vor Unsicherheit schon leicht schwitzenden Jakob Mendel an, als sei der Mond mitten in ihr Bürozimmer gefallen. Dann rasselte das Telephon, knackten die Schreibmaschinen, liefen die Ordonnanzen, und Jakob Mendel wurde dem Garnisonsgefängnis überantwortet, um mit dem nächsten Schub in ein Konzentrationslager abgeführt zu werden. Als man ihm bedeutete, den beiden Soldaten zu folgen, starrte er ungewiss. Er verstand nicht, was man von ihm wollte, aber eigentlich hatte er keinerlei Sorge. Was konnte der Mann mit dem goldenen Kragen und der groben Stimme schliesslich Böses mit ihm vorhaben? In seiner obem Welt der Bücher gab es keinen Krieg, kein Nichtverstehen, sondern nur das ewige Wissen und Nachmehrwissenwollen von Zahlen und Worten, von Titeln und Namen. So trollte er gutmütig zwischen den beiden Soldaten die Treppe hinunter. Erst als man ihm auf der Polizei alle Bücher aus den Manteltaschen nahm und die Brieftasche abforderte, in der er hundert wichtige Zettel und Kundenadressen stecken hatte, da erst begann er wütend um sich zu schlagen. Man musste ihn bändigen. Aber dabei klirrte leider seine Brille zu Boden, und dies sein magisches Teleskop in die geistige Welt brach in mehrere Stücke. Zwei Tage später expedierte man ihn im dünnen Sommerrock in ein Konzentrationslager russischer Zivilgefangener bei Komorn.

Was Jakob Mendel in diesen zwei Jahren Konzentrationslager an seelischer Schrecknis erfahren, ohne Bücher, seine geliebten Bücher, ohne Geld, inmitten der gleichgültigen, groben, meist analphabetischen Gefährten dieses riesi-

gen Menschenkotters, was er dort leidend erlebte, von seiner obern und einzigen Bücherwelt abgetrennt wie ein Adler mit zerschnittenen Schwingen von seinem ätherischen Element — hierüber fehlt jede Zeugenschaft. Aber allmählich weiss schon die von ihrer Tollheit ernüchterte Welt, dass von allen Grausamkeiten und verbrecherischen Übergriffen dieses Krieges keine sinnloser, überflüssiger und darum moralisch unentschuldbarer gewesen als das Zusammenfangen und Einhürden hinter Stacheldraht von ahnungslosen, längst dem Dienstalder entwachsenen Zivilpersonen, die viele Jahre in dem fremden Lande als in einer Heimat gewohnt und aus Treugläubigkeit an das selbst bei Tungusen und Araukanern geheiligte Gastrecht versäumt hatten, rechtzeitig zu fliehen — ein Verbrechen an der Zivilisation, gleich sinnlos begangen in Frankreich, Deutschland und England, auf jeder Scholle unseres irrwitzig gewordenen Europa. Und vielleicht wäre Jakob Mendel wie hundert andere Unschuldige in dieser Hürde dem Wahnsinn verfallen oder an Ruhr, an Entkräftung, an seelischer Zerrüttung erbärmlich zugrunde gegangen, hätte nicht knapp rechtzeitig ein Zufall, ein echt österreichischer, ihn noch einmal in seine Welt zurückgeholt. Es waren nämlich mehrmals nach seinem Verschwinden an seine Adresse Briefe von vornehmen Kunden gekommen; der Graf Schönberg, der ehemalige Statthalter von Steiermark, fanatischer Sammler heraldischer Werke, der frühere Dekan der theologischen Fakultät Siegenfeld, der an einem Kommentar des Augustinus arbeitete, der achtzigjährige pensionierte Flottenadmiral Edler von Pisek, der noch immer an seinen Erinnerungen herumbesserte — sie alle, seine treuen Klienten, hatten wiederholt an Jakob Mendel ins Café Glück geschrieben, und von diesen Briefen wurden dem Verschollenen einige in das Konzentrationslager nachgeschickt. Dort fielen sie dem zufällig gutgesinnten Hauptmann in die Hände, und der erstaunte, was für vornehme Bekanntschaften dieser kleine halbblinde, schmutzige Jude habe, der, seit man ihm seine Brille zerschlagen (er hatte kein Geld, sich eine neue zu verschaffen), wie ein Maulwurf, grau, augenlos und stumm in einer Ecke hockte. Wer solche Freunde besass, musste immerhin etwas Besonderes sein. So erlaubte er Mendel, diese Briefe zu beantworten und seine Gönner um

Fürsprache zu bitten. Die blieb nicht aus. Mit der leidenschaftlichen Solidarität aller Sammler kurbelten die Exzellenz sowie der Dekan ihre Verbindung kräftig an, und ihre vereinte Bürgerschaft erreichte, dass Buchmendel im Jahre 1917 nach mehr als zweijähriger Konfinierung wieder nach Wien zurückdurfte, freilich unter der Bedingung, sich täglich bei der Polizei zu melden. Aber doch, er durfte wieder in die freie Welt, in seinen alten, kleinen, engen Mansardenraum, er konnte wieder an seinen geliebten Bücherauslagen vorbei und vor allem zurück in sein Café Gluck.

Diese Rückkehr Mendels aus seiner höllischen Unterwelt in das Café Gluck konnte mir die brave Frau Sporschil aus eigener Erfahrung schildern. «Eines Tages – Jessas, Marand Joseph, ich glaub, ich traue meine Augen nicht – da schiebt sich die Tür auf, Sie wissen ja, in der gewissen schiefen Art, nur grad einen Spalt weit, wie er immer hereingekommen ist, und schon stolpert er ins Café, der arme Herr Mendel. Einen zerschundenen Militärmantel voller Stopfen hat er angehabt und irgendwas am Kopf, was vielleicht einmal ein Hut war, ein weggeworfener. Keinen Kragen hat er angehabt, und wie der Tod hat er ausgschaut, grau im Gesicht und grau das Haar und so mager, dass es einen derbarmt hat. Aber er kommt herein, grad, als ob nix gwesen wär, er fragt nix, er sagt nix, geht hin zu dem Tisch da und zieht den Mantel aus, aber nicht wie früher so fix und leicht, sondern schwer schnaufen müssen hat er dabei. Und kein Buch hat er mitghabt wie sonst – er setzt sich nur hin und sagt nix, und tut nur hinstarren vor sich mit ganz leere, ausgelauene Augen. Erst nach und nach, wie wir ihm dann den ganzen Pack bracht haben von die Schriften, die was für ihn kommen waren aus Deutschland, da hat er wieder angfangen zu lesen. Aber er war nicht derselbige mehr.»

Nein, er war nicht derselbe, nicht das *Miraculum mundi* mehr, die magische Registratur aller Bücher: alle, die ihn damals sahen, haben mir wehmütig das gleiche berichtet. Irgend etwas schien rettungslos zerstört in seinem sonst stillen, nur wie schlafend lesenden Blick; etwas war zertrümmert: der grauenhafte Blutkomet musste in seinem rasenden Lauf schmetternd hineingeschlagen haben auch in den abseitigen, friedlichen, in diesen alkyonischen Stern seiner Bü-

cherwelt. Seine Augen, jahrzehntelang gewöhnt an die zarten, lautlosen, insektenfüßigen Lettern der Schrift, sie mussten Furchtbares gesehen haben in jener stacheldrahtumspannten Menschenhürde, denn die Lider schatteten schwer über den einst so flinken und ironisch funkelnden Pupillen, schläfrig und rotrandig dämmerten die vordem so lebhaften Blicke unter der reparierten, mit dünnem Bindfaden mühsam zusammengebundenen Brille. Und furchtbarer noch: in dem phantastischen Kunstbau seines Gedächtnisses musste irgendein Pfeiler eingestürzt und das ganze Gefüge in Unordnung geraten sein; denn so zart ist ja unser Gehirn, dies aus subtilster Substanz gestaltete Schaltwerk, dies feinmechanische Präzisionsinstrument unseres Wissens zusammengestimmt, dass ein gestautes Äderchen, ein erschütterter Nerv, eine ermüdete Zelle, dass ein solches verschobenes Molekül schon zureicht, um die herrlich umfassendste, die sphärische Harmonie eines Geistes zum Verstummen zu bringen. Und in Mendels Gedächtnis, dieser einzigen Klaviatur des Wissens, stockten bei seiner Rückkunft die Tasten. Wenn ab und zu jemand um Auskunft kam, starrte er ihn erschöpft an und verstand nicht mehr genau, er verhörte sich und vergass, was man ihm sagte – Mendel war nicht mehr Mendel, wie die Welt nicht mehr die Welt war. Nicht mehr wiegte ihn völlige Versunkenheit beim Lesen auf und nieder, sondern meist sass er starr, die Brille nur mechanisch gegen das Buch gewandt, ohne dass man wusste, ob er las oder nur vor sich hindämmerte. Mehrmals fiel ihm, so erzählte die Sporschil, der Kopf schwer nieder auf das Buch, und er schlief ein am hellichten Tag, manchmal starrte er wieder stundenlang in das fremde stinkende Licht der Azetylenlampe, die man ihm in jener Zeit der Kohlennot auf den Tisch gestellt. Nein, Mendel war nicht mehr Mendel, nicht mehr ein Wunder der Welt, sondern ein müd atmender, nutzloser Pack Bart und Kleider, sinnlos auf dem einst pythischen Sessel hingelastet, nicht mehr der Ruhm des Café Glück, sondern eine Schande, ein Schmierfleck, übelriechend, widrig anzusehen, ein unbequemer, unnötiger Schmarotzer.

So empfand ihn auch der neue Besitzer, namens Florian Gurtner aus Retz, der, an Mehl- und Butterschiebungen im Hungerjahr 1919 reich geworden, dem biedern Standhartner

für achtzigtausend rasch zerblätterte Papierkronen das Café Glück abgeschwatzt hatte. Er griff mit seinen festen Bauernhänden scharf zu, krepelte das altehrwürdige Kaffeehaus hastig auf nobel um, kaufte für schlechte Zettel rechtzeitig neue Fauteuils, installierte ein Marmorportal und verhandelte bereits wegen des Nachbarlokals, um eine Musikdiele anzubauen. Bei dieser hastigen Verschönerung störte ihn natürlich sehr dieser galizische Schmarotzer, der tagsüber von früh bis nachts allein einen Tisch besetzt hielt und dabei im ganzen nur zwei Schalen Kaffee trank und fünf Brote verzehrte. Zwar hatte Standhartner ihm seinen alten Gast besonders ans Herz gelegt und zu erklären versucht, was für ein bedeutender und wichtiger Mann dieser Jakob Mendel sei, er hatte ihn sozusagen bei der Übergabe mit dem Inventar als ein auf dem Unternehmen lastendes Servitut mitübergeben. Aber Florian Gurtner hatte sich mit den neuen Möbeln und der blanken Aluminiumzahlkasse auch das massive Gewissen der Verdiennerzeit zugelegt und wartete nur auf einen Vorwand, um diesen letzten lästigen Rest vorstädtischer Schäbigkeit aus seinem vornehm gewordenen Lokal hinauszukehren. Ein guter Anlass schien sich bald einzustellen; denn es ging Jakob Mendel schlecht. Seine letzten gesparten Banknoten waren zerpulvert in der Papiermühle der Inflation, seine Kunden hatten sich verlaufen. Und wieder als kleiner Buchtrödler Treppen zu steigen, Bücher hausierend zusammenzuraffen, dazu fehlte dem Müdgewordenen die Kraft. Es ging ihm elend, man merkte das an hundert kleinen Zeichen. Selten liess er sich mehr vom Gasthaus etwas herüberholen, und auch das kleinste Entgelt für Kaffee und Brot blieb er immer länger schuldig, einmal sogar drei Wochen lang. Schon damals wollte ihn der Oberkellner auf die Strasse setzen. Da erbarmte sich die brave Frau Sporschil, die Toilettenfrau, und bürgte für ihn.

Aber im nächsten Monat ereignete sich dann das Unglück. Bereits mehrmals hatte der neue Oberkellner bemerkt, dass es bei der Abrechnung nie recht mit dem Gebäck stimmen wollte. Immer mehr Brote erwiesen sich als fehlend, als angesagt und bezahlt waren. Sein Verdacht lenkte sich selbstverständlich gleich auf Mendel; denn mehrmals war schon der alte wacklige Dienstmann gekom-

men, um sich zu beschweren, Mendel sei ihm seit einem halben Jahre die Bezahlung schuldig, und er könne keinen Heller herauskriegen. So passte der Oberkellner jetzt besonders auf, und schon zwei Tage später gelang es ihm, hinter dem Ofenschirm versteckt, Jakob Mendel zu ertappen, wie er heimlich von seinem Tische aufstand, in das andere vordere Zimmer hinüberging, rasch aus einem Brotkorb zwei Semmeln nahm und sie gierig in sich hineinstopfte. Bei der Abrechnung behauptete er, keine gegessen zu haben. Nun war das Verschwinden geklärt. Der Kellner meldete sofort den Vorfall Herrn Gurtner, und dieser, froh des langgesuchten Vorwands, brüllte Mendel vor allen Leuten an, beschuldigte ihn des Diebstahls und tat sogar noch dick, dass er nicht sofort die Polizei rufe. Aber er befahl ihm, sogleich und für immer sich zum Teufel zu scheren. Jakob Mendel zitterte nur, sagte nichts, stolperte auf von seinem Sitz und ging.

«Ein Jammer war's», schilderte die Frau Sporschil diesen seinen Abschied. «Nie werd ichs vergessen, wie er aufgestanden ist, die Brille hinaufgeschoben in die Stirn, weiss wie ein Handtuch. Nicht Zeit hat er sich genommen, den Mantel anzuziehen, obwohl's Januar war. Sie wissen ja, damals im kalten Jahr. Und sein Buch hat er liegen lassen auf dem Tisch in seinem Schreck, ich hab's erst später bemerkt und wollt's ihm noch nach tragen. Aber da war er schon hinabgestolpert zur Tür. Und weiter auf die Strassen hätt ich mich nicht traut; denn an die Tür hat sich der Herr Gurtner hingestellt und ihm nachgeschrien, dass die Leut stehenblieben und zusammengelaufen sind. Ja, eine Schänd war's, gschämt hab ich mich bis in die unterste Seel! So was hätt nicht passieren können bei dem alten Herrn Standhartner, dass man einen ausjagt nur wegen ein paar Semmeln, bei dem hätt er umsonst essen können noch sein Leben lang. Aber die Leute von heut, die haben ja kein Herz. Einen wegzutreiben, der über dreissig Jahre wo gessen ist Tag für Tag – wirklich, eine Schänd war's, und ich möcht's nicht zu verantworten haben vor dem lieben Gott – ich nicht.»

Ganz aufgeregt war sie geworden, die gute Frau, und mit der leidenschaftlichen Geschwätzigkeit des Alters wiederholte sie immer wieder das von der Schänd und vom Herrn Standhartner, der zu so was nicht imstande gewesen wäre.

So musste ich sie schliesslich fragen, was denn aus unserm Mendel geworden sei und ob sie ihn wiedergesehen. Da rapelte sie sich zusammen und wurde noch erregter. „Jeden Tag, wenn ich vorübergegangen bin an seinem Tisch, jedesmal, das können S' mir glauben, hat's mir einen Stoss geben. Immer hab ich denken müssen, wo mag er jetzt sein, der arme Herr Mendel, und wenn ich gewusst hätt, wo er wohnt, ich wär hin, ihm was Warmes bringen; denn wo hätt er denn das Geld hemeihen sollen zum Heizen und zum Essen? Und Verwandte hat er auf der Welt, soviel ich weiss, niemanden ghabt. Aber schliesslich, wie ich immer und immer nix gehört hab, da hab ich mir schon denkt, es muss vorbei mit ihm sein, und ich würd ihn nimmer sehen. Und schon hab ich überlegt, ob ich nicht sollt eine Messe für ihn lesen lassen; denn ein guter Mensch war er, und man hat sich doch gekannt, mehr als fünfundzwanzig Jahr.

Aber einmal in der Früh, um halb acht Uhr im Februar, ich putz grad das Messing an die Fensterstangen, auf einmal (ich mein, mich trifft der Schlag), auf einmal tut sich die Tür auf, und herein kommt der Mendel. Sie wissen ja: immer ist er so schief und verwirrt hereingschoben, aber diesmal war's noch irgendwie anders. Ich merk gleich, den reisst's hin und her, ganz glanzige Augen hat er gehabt und, mein Gott, wie er ausgschaut hat, nur Bein und Bart! Sofort kommt's mir entrisch vor, wie ich ihn so seh: ich denk mir gleich, der weiss von nichts, der geht am hellichten Tag umeinand als ein Schlafeter, der hat alles vergessen, das von die Semmeln und das vom Herrn Gurtner und wie schandbar sie ihn hinausgeschmissen haben, der weiss nichts mehr von sich selber. Gott sei Dank! der Herr Gurtner war noch nicht da, und der Oberkellner hat grad seinen Kaffee trinken. Da spring ich rasch hin, damit ich ihm klarmach, er solle nicht dableiben, sich nicht noch einmal hinauswerfen lassen von dem rohen Kerl» (und dabei sah sie sich scheu um und korrigierte rasch) – «ich mein, vom Herrn Gurtner. Also ‚Herr Mendel‘, ruf ich ihn an. Er starrt auf. Und da, in dem Augenblick, mein Gott, schrecklich war das, in dem Augenblick muss er sich an alles erinnert habn; denn er fährt sofort zusammen und fangt an zu zittern, aber nicht bloss mit die Finger zittert er, nein, als ein Ganzer hat er gescheppert,

dass man's bis an die Schultern kennt hat, und schon stolpert er wieder rasch auf die Tür zu. Dort ist er dann zusammengefallen. Wir haben gleich um die Rettungsgesellschaft telephonierte, und die hat ihn weggeführt, fiebrig, wie er war. Am Abend ist er gestorben, Lungenentzündung, hochgradige, hat der Doktor gesagt, und auch, dass er schon damals nicht mehr recht gewusst hat von sich, wie er noch einmal zu uns kommen ist. Es hat ihn halt nur so hergetrieben, als einen Schlafeten. Mein Gott, wenn man sechsunddreissig Jahr einmal so gesessen ist jeden Tag, dann ist eben so ein Tisch einem sein Zuhause.»

Wir sprachen noch lange von ihm, die beiden letzten, die diesen sonderbaren Menschen gekannt, ich, dem er als jungen Mann trotz seiner mikrobenhaft winzigen Existenz die erste Ahnung eines vollkommen umschlossenen Lebens im Geiste gegeben – sie, die arme, abgeschundene Toilettenfrau, die nie ein Buch gelesen, die diesem Kameraden ihrer untern armen Welt nur verbunden war, weil sie ihm durch fünfundzwanzig Jahre den Mantel gebürstet und die Knöpfe angenäht hatte. Und doch, wir verstanden einander wunderbar gut an seinem alten, verlassenem Tisch in der Gemeinschaft des vereint heraufbeschworenen Schattens; denn Erinnerung verbindet immer, und zwiefach jede Erinnerung in Liebe. Plötzlich, mitten im Schwatzen, besann sie sich: «Jessas, wie ich vergessig bin – das Buch hab ich ja noch, das was er damals am Tisch liegen lassen hat. Wo hätt ich's ihm denn hintragen sollen? Und nachher, wie sich niemand gemeldet hat, nachher hab ich gemeint, ich dürft's mir behalten als Andenken. Nicht wahr, da ist doch nix Unrechts dabei?» Hastig brachte sie's heran aus ihrem rückwärtigen Verschlag. Und ich hatte Mühe, ein kleines Lächeln zu unterdrücken; denn gerade dem Erschütternden mengt das immer spielfreudige und manchmal ironische Schicksal das Komische gerne boshaft zu. Es war der zweite Bänd von Hayns Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa, das jedem Buchsammler wohlbekanntes Kompendium galanter Literatur. Gerade dies skabrose Verzeichnis – *habent sua fata libelli* – war als letztes Vermächtnis des hingegangenen Magiers zurückgefallen in diese abgemürbten, rot aufgesprungenen, unwissenden Hände, die wohl nie ein anderes als das Gebet-

buch gehalten. Ich hatte Mühe, meine Lippen festzuklammern gegen das unwillkürlich von innen aufdrängende Lächeln, und dies kleine Zögern verwirrte die brave Frau. Ob's am Ende was Kostbares wär, oder ob ich meinte, dass sie's behalten dürft?

Ich schüttelte ihr herzlich die Hand. «Behalten Sie's nur ruhig, unser alter Freund Mendel hätte nur Freude, dass wenigstens einer von den vielen Tausenden, die ihm ein Buch danken, sich noch seiner erinnert». Und dann ging ich und schämte mich vor dieser braven alten Frau, die in einfältiger und doch menschlichster Art diesem Toten treu geblieben. Denn sie, die Unbelehrte, sie hatte wenigstens ein Buch bewahrt, um seiner besser zu gedenken, ich aber, ich hatte jahrelang Buchmendel vergessen, gerade ich, der ich doch wissen sollte, dass man Bücher nur schafft, um über den eigenen Atem hinaus sich Menschen zu verbinden und sich so zu verteidigen gegen den unerbittlichen Widerpart alles Lebens: Vergänglichkeit und Vergessensein.

STEFAN ZWEIG:
DAS HAUS DER TAUSEND SCHICKSALE

Wenn Du heute reist von einem Lande zum anderen, im Schiff oder in der Bahn, und Du Zeit hast und die Kunst zu beobachten, so wird es Dir immer wieder auffallen, wie viele unter den reisenden Menschen sich plötzlich verändern, sobald sie sich der Grenze nähern. Sie werden unruhig, sie können nicht mehr sitzenbleiben, sie wandern auf und ab mit gespannten Mienen. Eine Angst hat sie überfallen, man sieht es ihnen an, eine geheimnisvolle Angst. Denn eine Stunde noch, eine halbe Stunde, dann beginnt die Fremdheit und damit die grosse Unsicherheit. Man ist losgelöst von allem Gewohnten, anders sind die Sitten, anders die Gesetze, anders die Sprache, und die Beunruhigung, die sie dort erwartet, ergreift schon jetzt von ihrem ganzen Wesen Besitz. Geradezu körperlich sieht man ihre Sorgen, denn immer tasten sie mit nervösen Fingern an die Brusttasche hin, wo sie ihren Pass, ihr bisschen Geld und ihre Papiere haben. Zu Hause hat man ihnen versichert, dass alles in Ordnung sei, sie haben bezahlt für Stempel und Gebühren. Aber doch, wird es gelten? Wird man ihnen nicht noch im letzten Augenblick die Tür verriegeln zu dem fremden Land? Unruhiger und unruhiger wandern sie auf und nieder, je näher man der Grenze kommt. Und wenn Du sie ansiehst, mitleidig ergriffen, sehen sie scheu zurück. Man fühlt, sie möchten Dich fragen, mit Dir sprechen, sich beruhigen, sich trösten lassen in ihrer Unsicherheit, einen Freund, einen Helfer haben in dieser Fremde, die jetzt vor ihnen beginnt. Aber gleichzeitig ist man ihnen verdächtig, denn zu Hause hat man sie gewarnt vor den Fremden, die sich andrängen und noch die Ärmsten in ihrer Armut berauben wollen. Und so ducken sie sich wieder scheu und ängstlich, bis dann der Augenblick kommt, wo sie vor den Grenzbeamten treten wie Angeklagte vor einen Richter.

Tausende und aber Tausende solcher Menschen sind heute unterwegs und viele Juden sind unter ihnen. Denn wieder einmal ist ein grosser Sturm durch die Welt gefahren

und reisst die Blätter vom tausendjährigen Stamm und wirbelt sie über die Strassen der Erde. Wieder, wie ihre Väter und Urväter, müssen unzählige Juden das Land verlassen und das Haus, in dem sie friedlich wohnten, und sich irgendwo – meist wissen sie selbst nicht, wo – eine neue Heimat suchen. Aber wenn es immer schwer war, Fremde zu bestehen, so nie schwerer als in unseren Tagen. Denn feindselig und eifersüchtig sperren sich die Länder gegeneinander ab. Es ist mehr Misstrauen unter den Menschen als je zu einer Zeit, und wer heute heimatlos ist, der ist es mehr, als jemals ein Volk gewesen.

Sieh sie darum gut an, die Heimatlosen, Du Glücklicher, der Du weisst, wo Dein Haus ist und Deine Heimat, der Du, heimkehrend von der Reise, Dein Zimmer gerüstet findest und Dein Bett, und die Bücher stehen um Dich, die Du liebst, und die Geräte, die Du gewohnt bist. Sieh sie Dir gut an, die Ausgetriebenen, Du Glücklicher, der Du weisst, wovon Du lebst und für wen, damit Du demütig begreifst, wie Du durch Zufall bevorzugt bist vor den anderen. Sieh sie Dir gut an, die Menschen dort zusammengedrängt am Rande des Schiffes, und tritt zu ihnen, sprich zu ihnen, denn schon dies ist Tröstung, dass Du zu ihnen trittst, und indem Du sie ansprichst in ihrer Sprache, trinken sie unbewusst einen Atemzug der Heimat, die sie verlassen haben, und ihre Augen werden hell und beredt. Frag sie, wohin sie fahren! Die Gesichter werden dunkel. Nach Südamerika wanderten sie, dort hätten sie Verwandte. Aber würden sie dort ihren Unterhalt finden, würden sie dort arbeiten können und sich ein neues Leben bauen? Und weiter fragt man, wie lange sie in London blieben. Oh, nur drei Tage bis zum nächsten Schiff. Ob sie die Sprache sprächen? Nein. Ob sie dort Menschen kennen, die ihnen helfen könnten? Nein. Ob sie Geld genug hätten für die Unterkunft? Nein. Wie sie also es anfangen würden, um sich dort durchzuschlagen diese drei Tage und Nächte? Aber da lächeln sie zuversichtlich und getrost: «Dafür ist gesorgt. Wir gehen in den Shelter.»

Shelter? Ich weiss nicht, was das ist, obzwar ich ziemlich lange in London gewesen. Nie hat mir jemand von diesem Hause, von dieser Institution gesprochen. Aber sonderbar, alle diese Juden aus den fernsten und fremdesten Städten

wissen davon. In Polen, in der Ukraine, in Lettland und Bulgarien, vom einen Ende Europas bis zum anderen wissen alle armen Juden vom Shelter in London. So wie ein einzelner Stern von unzähligen Menschen gesehen wird, die selbst einer vom anderen nichts wissen, so ist dieser Name für sie eine Gemeinschaft des Trostes, und vom einen bis zum anderen Ende der jüdischen Welt geht diese Saga weiter von Mund zu Mund, die Saga vom Shelter in London, dass es irgendwo ein Haus gibt, das den wandernden Juden – und wie viele müssen wandern! – Rast gibt für den ermüdeten Leib und Trost für die Seele, ein Haus, das ihnen Ruhe schenkt für ein paar Tage und ihnen noch weiterhilft auf ihrem Wege von Fremde zu Fremde. Dass gerade ich, der doch oft in London gelebt, der einzige war unter all diesen Juden am Schiff, der nicht wusste von diesem Hause, beschämte mich sehr. Denn so sind wir: von all dem Schlechten, was auf Erden geschieht, erfahren wir. Jeden Morgen schreit uns die Zeitung Krieg und Mord und Verbrechen ins Gesicht, der Wahnwitz der Politik überfüllt unsere Gedanken, aber von dem Guten, das im Stillen geschieht, erfahren wir selten. Und gerade dies täte not in einer Zeit wie der unsem, denn jede moralische Leistung erregt in uns durch ihr Beispiel die wahrhaft wertvollen Kräfte, und jeder Mensch wird besser, wenn er redlich das Gute zu bewundern weiss.

So ging ich, diesen Shelter zu sehen. Es ist ein Haus im East-End in einer unscheinbaren Gasse, aber jede Not hat noch immer den Weg zu ihm gefunden. Zweckdienlich eingerichtet, ohne jeden Luxus, aber von besonderer Reinlichkeit, wartet es mit immer geöffneter Tür auf den Wandernden, den Auswanderer, der hier rasten will. Ein Bett steht ihm bereit, ein Tisch ist ihm gerüstet und mehr noch: er kann Rat haben und Hilfe inmitten fremder Welt. Die Sorge, die ihn drängt, er kann sie endlich unbesorgt vor freundlichen Helfern aussprechen, man denkt, man schreibt für ihn und sucht ihm wenigstens ein Stück des schweren unbekanntes Weges zu bahnen, der vor ihm liegt. Inmitten der ungeheuren Unsicherheit, die für Tausende jetzt das Leben wie eine frostige Nebelwolke umhüllt, fühlt er für ein paar Tage Wärme und Licht der Menschlichkeit und – wirklicher Trost in all seiner Trostlosigkeit – er sieht, er erlebt, dass er nicht

einsam und verlassen ist in der Fremde, sondern der Gemeinschaft seines Volkes und der höheren Gemeinschaft des Menschlichen verbunden.

Lange Rast freilich ist keinem gegönnt, denn das jüdische Elend geht heute wie ein unaufhörlicher Strom durch die Welt. Eine andere Vertriebenheit als die seine wird morgen in diesem Bette ruhen, eine andere an dem Tische essen: Tausende und Tausende Menschen haben in den fünfzig Jahren seit seiner Gründung geruht und sich gekräftigt in diesem Shelter und sind dankbar weitergegangen; kein Dichter hätte Erfindungskraft genug, um die Vielfalt, die Tragik dieser tausend Schicksale zu schildern. Denn wo eine neue Welle des Unglücks sich erhebt in der Welt, ob in Deutschland oder Polen oder Spanien, schwemmt sie zerbrochene, zertrümmerte Existenzen heran gegen dieses eine – den Glücklichen, den Reichen, den Sorglosen unbekannte – Haus, das bisher ruhmreich jedem Ansturm standgehalten und dessen Hüter mit bewundernswerter Hingabe ihrer Helferpflicht gedient. Wenn sie auch immer nur einen Tropfen abschöpfen können aus dem unerschöpflichen .Meere des menschlichen, des jüdischen Elends, wie viel ist schon damit getan, einen Unglücklichen bloss einen Tag glücklich zu machen, einem Heimatlosen nur für Stunden das Gefühl der Heimat zu geben, einem schon völlig Verzagten neue Sicherheit! Wundervoll darum dieses Haus, das den Vertriebenen dient und den Heimatlosen! Dank allen, die es erschaffen und erhalten, dies unbekannte und unvergleichliche Denkmal menschlicher Solidarität!

FRANZ WERFEL: STEFAN ZWEIGS TOD

Ein Mann ist mit seiner Frau aus dem Leben gegangen. Inmitten des millionenfältigen unfreiwilligen Sterbens in dieser Kriegszeit hat die Welt einen Augenblick lang aufgehört, betroffen von diesem freiwilligen Sterben. Nicht nur die persönlichen Freunde und nicht nur die Bewunderer und Verehrer dieses Mannes fragen mit erschrockener Stimme: Warum? Sooft ein Mensch, und sei es der bescheidenste und unauffälligste, diese schwere Tat tut, geht ein Schauer durch die Seele derer, die ihn kennen, ein Schauer, der viel tiefer ist als das allgemeine menschliche Grauen vor dem Tod. Jene Tat nämlich, von der wir sprechen, ist genau dort zu Hause, wo das menschliche Wesen die Grenzen der Natur überschreitet. Innerhalb der gesamten Schöpfung gibt es ausser dem Menschen keine Kreatur, die freiwillig stirbt. Im Sinne der Naturordnung ist es ganz und gar absurd, dass der Lebenstrieb sich selbst aufhebt. Nur der Geist ist imstande, das Absurde zu vollbringen. Jeder freiwillige Tod ist darum ein Geheimnis, das der Tote mit sich nimmt, obwohl er es vermutlich selbst nicht kennt. Wird aber unsere Vernunft vor solch ein Geheimnis gestellt, so wächst heimwehartig ihr Drang nach rationalistischen Erklärungen. Sie findet solche Erklärungen in Menge, und in den meisten Fällen sind sie schlüssig und einleuchtend: Unheilbare Krankheit, Armut und Not in jeder Form, unerfüllte Liebe, enttäuschte Liebe, .Angst vor einem verlassenen Alter, überhaupt Angst aller Arten vor der Zukunft, Exil, Verlust des Vermögens, der Arbeitsmöglichkeit, der Sicherheiten des Lebens – all das sind zureichende Gründe dafür, dass die Waage der Seele in einer dunklen Stunde aus dem Gleichgewicht geraten kann und der Lebenstrieb sich gegen sich selbst kehrt. Stimmen aber diese Gründe und Erklärungen für den Mann, für den Freund, dessen Gedächtnis wir heute ergriffenen Herzens feiern?

In keinem der Briefe Stefan Zweigs bis zum letzten Tage deutet auch nur ein Wort auf eine Minderung seines körperlichen Wohlbefindens hin, geschweige denn auf Krankheit.

Stefan Zweig war auch nicht einsam. Er hatte eine junge Frau, die mit ihm in den Tod ging. Er hatte Freunde, mehr als jeder andere in der ganzen Welt. Diese Freunde hingen an ihm. Er lebte in einem Land, das er als das schönste Land dieser Erde liebte und mit Begeisterung pries. – Stefan Zweig war zweifellos wohlhabend. Es gibt keinen zweiten Schriftsteller, der mit ähnlicher Grossmut und Freigebigkeit seinen Kollegen geholfen hat wie er. Wo ihm ein grosses Talent begegnete, nahm er sich seiner mit vollkommener Neidlosigkeit und seltenem Fanatismus an, immer wieder, obwohl er aus Erfahrung wusste, dass grosse Talente solche Dienste oft mit absprechender Kritik und höhnischen Entlarvungen vergelten. – Stefan Zweig war weltberühmt. Die Universalität des Namens teilte er nur mit ganz wenigen und ich wusste niemanden, mit dem er die Universalität eines breiten und andauernden Erfolges geteilt hätte. Das Publikum liebte nicht nur eines, sondern die meisten seiner Werke und blieb ihm nicht nur ein Jahr lang treu, sondern nun schon zwei Jahrzehnte. Ob man nach Kairo kam oder nach Kapstadt, nach Lissabon oder Shanghai, nach Batavia oder Mexico City, es gab keine Buchhandlung, in der die Bücher Stefan Zweigs nicht in der vordersten Reihe prangten und zwar fast ohne Unterbrechung. Man sollte denken, solch ein Erfolg sei eine Droge, begeisternder als Heroin und solch ein Ruhm ein ewiger Champagnerrausch. (Weder diesem Ruhm noch seinem Erfolg drohte wie bei anderen Meistern ein Ermatten und der Abstieg.) War der Rausch nicht stark genug, die inneren Stimmen zu betäuben, Stimmen unerbittlicher Selbstbetrachtung. Stimmen der Angst? – Lebte in Stefan Zweig die Vision einer so furchtbaren Zukunft, dass er die Emigration in das unbekannteste aller Länder dem drohenden Kampf um ein Visum in einen möglicherweise nicht vorhandenen Zukunftsstaat vorzog?

Es ist wahr. Auch diesem von Schicksalsstemen und eigenen Gaben so sehr begünstigten Manne ist das Exil nicht erspart worden. Wie wir anderen alle wurde er nicht nur aus den räumlichen, sondern auch aus den geistigen Grenzen der Heimatwelt verbannt. Spätere Geschlechter werden einmal die Tragik jener Dichter und Schriftsteller ermessen, die man ausgestossen hatte aus ihrer Sprache und die wie ahas-

verische Bettler auf der Schwelle einer fremden Grammatik und einer fremden Kultur hockten und weder die Jugendkraft noch auch das Verlangen und die Demut besaßen, diese Schwelle zu übertreten. Doch auch in dieser Hinsicht war Stefan Zweig ein Hoch-Bevorzugter. Im kaiserlichen Wien aufgewachsen, in Reichtum gross geworden, in einer Epoche und an einer Stätte der Verfeinerung und des künstlerischen Enthusiasmus, war er schon als ganz junger Mensch in die grosse Welt gekommen. Er hatte die halbe Erde bereist und hatte viele Sprachen gelernt, er hatte Beziehungen und Freundschaften zu den Besten überall angeknüpft, ich nenne nur Verhaeren und Romain Rolland. Und er, der den fremden Kulturen so sehr verpflichtet war, verpflichtete sich als ein Meister der Übertragung und des Austausches dieser Kulturen wieder. Wenn ich nicht irre, war er der erste, der Gedichte von Arthur Rimbaud in vollkommene deutsche Verse gegossen hat. Der uralte Hang des Juden zum Mittlertum – auf einer fast schmerzhaften Hochspannung von Gegensätzen in der eigenen Brust beruhend – beseelte ihn mit idealem Feuer. Keiner war weniger an die sogenannte Scholle gebunden als Stefan Zweig. Keiner unter allen Emigranten war weniger Emigrant als dieser wirkliche Weltbürger, der in den Ländern des Exils zu Hause war, ehe es noch ein Exil gab.

Man könnte demnach fast meinen, dieser Wunderkluge habe mit der ahnungskräftigen Besonnenheit des biblischen Joseph in den sieben fetten Jahren für die sieben mageren Jahre vorgesorgt. Wahrhaftig, ein Wunderkluger. Er gehörte zu den ganz wenigen, denen es gelungen ist, mit dem Todfeind niemals in Berührung zu kommen. Der Mahnung «Lieber ein Jahr zu früh, als einen Tag zu spät» hat er treulich gehorcht. Er verliess Österreich zu einer Zeit, als die schwärzesten Schwarzseher noch eine Katastrophe nicht sahen. Obgleich er Frankreich und Paris über alles liebte, dachte er nicht daran, sich dort anzusiedeln trotz aller Maginotlinien. Von England ging er nach New York und von New York nach Brasilien, genau ein paar Monate vor Pearl Harbor. (Rechtzeitigkeit ist eine Tugend, die Stefan Zweig nicht nur in der Stoffwahl seiner Werke, sondern auch in der Gestaltung seines Lebens bewahrt hat.) Denken wir einen Augenblick an jene, die dem Todfeind in die Hände fielen,

die in Gefängnissen und Konzentrationslagern hängen blieben, die auf den Landstrassen der okkupierten Länder umherirrten, die nach Polen verschickt wurden, die hoffnungslos Tage und Nächte vor den Türen der Konsulate lungern mussten! Doch denken wir nur an jene, die ihre Existenz verloren und wieder aufbauten und noch einmal verloren und sie nun mit leeren und wunden Händen das soundsovieltmal neuerlich aufbauen müssen! Erscheint uns da das Emigrantentlos von Stefan Zweig, der in jeder Stadt seines Exils von internationalen und literarischen Würdenträgern bewillkommnet wurde, nicht als ein ausgesuchtes Himmels Geschenk? Können all jene Erklärungen, die ich angeführt habe, für uns noch länger gelten? Ist das Geheimnis dieser Tat nicht dunkler geworden, anstatt lichter?

Seitdem in undenklicher Vorzeit der erste Unglückliche sich selbst gerichtet hat, schweigen die Stimmen nicht, die den freiwilligen Tod verdammen. Die älteste, die weiseste, die anerkennungswürdigste dieser Stimmen ist die Stimme der Religion. Sie spricht mit unwiderlegbarer Folgerichtigkeit etwa so: Unser Ich gehört uns nicht selbst an. Körper und Seele erhalten wir fix und fertig durch Gottes Hand aus dem Depot der Natur, so etwa wie ein einrückender Soldat die Uniform fix und fertig übernimmt. Wir haben nicht das Recht, über dieses geliehene Gut frei zu verfügen. Oder mit einem anderen Gleichnis! Wenn unser Ich ein Haus ist, so wohnen wir in ihm nur zur Miete, denn wir haben es weder erdacht, noch erbaut, noch erworben. Den Zins für diese Wohnung zahlen wir mit unserem ganzen Leben. Willkürlich kündigen und ausziehen, heisst Gott um den Zins prellen! – Diesen Einwand der Religion muss man voll gelten lassen. Es ist aber sehr charakteristisch, dass er von modernen Menschen nicht erhoben wird. Sehr häufig hingegen habe ich in den letzten Tagen Stimmen vernommen, die mit grosser Enttüstung das Recht des politischen Kampfes gegen diese Tat verteidigten. „Ja, hat denn Stefan Zweig nicht gewusst“, fragen diese Stimmen, «dass er dem Todfeind zu einem Sieg verhilft?» Hat er sich das Triumphgeheul der deutschen Zeitungen nicht vorgestellt, die diesen Selbstmord feierten wie den Untergang eines englischen Panzerkreuzers? Haben dem guten Journalisten die Schlagzeilen nicht in den Ohren ge-

gellt: «Der kluge Jude Stefan Zweig gibt das Rennen auf. – Er war überzeugt, dass nichts mehr die Pluto-Demokratien vor dem Untergang retten kann!»

Der Vorwurf, den diese Stimmen erheben, ist vollgültig und unwiderlegbar. Und doch kann ich ihn, wenn ich von mir selbst reden darf, nicht anerkennen. Der Kampf, den der Mensch gegen das Übel führt, ist gross und heilig. Demnach darf selbst dieser heilige Kampf den Menschen nur bis an die Schwelle seines Sterbezimmers begleiten und nicht über sie. Der tiefste Sinn des Wortes 'Freiheit' steht und fällt damit, dass die Geschäfte der Welt – und hinge von ihnen das Heil des Jahrhunderts ab – sich nicht in die letzte Entscheidung, in die letzte Einsamkeit zwischen Individuum und Gott eindringen dürfen. Das Recht auf diese letzte Entscheidung, diese letzte Einsamkeit ist der haarscharfe Meridian, der die Menschheit vor endgültiger Kollektivierung, Kasernierung und Termitisierung trennt. –

Noch ein drittes Argument wird immer wieder laut. Es ist billig und abgeleiert. Ein Mensch, so pflegen die Leute zu sagen, der Hand an sich selbst legt, ist ein Feigling. Betrachten wir mit kühler Objektivität den nackten Vorgang dieser Feigheit. Ein Mann, dessen Herz gesund pocht, dessen Lungen die Düfte eines tropischen Gartens atmen, die durchs offene Fenster dringen, ein Mann, vom Leben verwöhnt, der Schönheit hingegeben, noch immer jung genug, um sich nach allen Genüssen des Körpers und Geistes zu sehnen, dieser Mann hält ein Glas mit tödlichem Gift in der Hand. Er weiss, wenn er dieses Glas geleert hat, wird sein Blut sich zersetzen, der Atem röcheln, das liebe, gierige Herz gelähmt sein. Vor dem Mann stehen nicht mehr die Gründe, die ihn dazu getrieben haben, das Todesurteil über sich zu verhängen. Vor dem Mann steht nur mehr das nackte Todesurteil selbst und die Gehorsamspflicht, es zu vollstrecken. – Einen Giftbecher hielt auch ein anderer Mann einst in der Hand. Und als er ihn mit heiterem Gleichmut leerte, dem unsinnigen Todesurteil seines Vaterlandes gehorsam, da war eine Tat geschehen, die durch die Zeiten leuchtet. Verstehen Sie mich recht, meine Zuhörer, ich bin nicht so geistesgestört, um Sokrates zum Vergleich heranzuziehen, ich vergleiche nur einen nackten Vorgang mit dem andern, den Vorwurf

der ‚Feigheit‘ prüfend. Dieser Vergleich aber fällt durchaus nicht schlecht für denjenigen aus, welcher das Todesurteil in Freiheit und eigenem Auftrag an sich selber vollstreckt, ohne von der Staatsgewalt dazu gezwungen zu sein.

Hunderttausende scheiden alljährlich freiwillig aus dem Leben. Niemand billigt darum ihrem furchtbaren Entschluss irgendeine Grösse zu. Im Falle Stefan Zweig ist es anders. Ich wenigstens, als ich die erschütternde Nachricht hörte, hatte das dunkle Gefühl, dass in dieser Tat eine heimliche Grösse verborgen sei.

Ich kann und will das Geheimnis nicht entschleiern. Nachspüren aber möchte ich jenem dunklen Gefühl, das mich beschlich. Vor vielen Jahren sagte Stefan Zweig einmal zu mir: «Als ich ein Kind war, hab ich fest geglaubt, dass die Medizindoktoren, wenn ich alt bin, den Tod bereits abgeschafft haben werden.» Dieser Satz entschleierte eine ganze Epoche, eine ganze Welt. Es ist die Welt des liberalen Optimismus, die mit abergläubischer Naivität an die Selbstherrlichkeit des Menschen glaubte, das heisst in Wahrheit an die Selbstherrlichkeit einer winzigen bürgerlichen Bildungsschicht, an ihr heiliges Recht, ihren ewigen Bestand, ihren schnurgeraden Fortschritt. Die Ordnung aller Dinge schien geschützt und gestützt zu sein durch ein System von tausend Sicherungen. Dieser humane Optimismus war die Religion Stefan Zweigs, dieser Wahn der Sicherheit sein väterliches Erbe. Im Gegensatz zu anderen war er nicht nur ein Mitläufer, sondern ein echt und kindlich Gläubiger der humanistischen Religion, in deren Hut er aufgewachsen ist. Wohl kannte er die Abgründe und näherte sich ihnen immer wieder als psychologischer Deuter und Gestalter. Aber unverrückbar dehnte sich über ihm der Himmel seiner Jugend, den er anbetete, der Himmel des Geistes, der Literatur, der Kunst, der einzige Himmel, den der liberale Optimismus kannte und gelten liess. Vielleicht war die Verdunkelung dieses Geisteshimmels einer der Schläge, die Zweig nicht überwinden konnte. – «Es ist mir», klagte er einmal, «als hätten wir nicht eine, sondern drei Generationen durchstehen müssen.» So furchtbar war die Erde geworden, wie es der verwegenste Angsttraum eines satanischen Utopisten nicht zu ahnen gewagt hätte. Der Mensch, früh aus dem Liberalismus

kommend, aller Bindung ledig, voll ökonomischer Naseweisheit und sozialer Schwindelei, drauf und dran, durch Wissenschaft den Tod und das Übel abzuschaffen, derselbe Mensch, siehe da, entpuppte sich als Todbringer, Mörder, Missetäter, Folterer und Gefolterter wie noch nie in der Geschichte. Und im Zusammenbruch stand unser Freund, hilflos, mit dem Leiden, aber nicht mit dem Zorn des Jeremias, den er einst dramatisiert hatte.

Ja, Stefan Zweig war ein Mann ohne Zorn. Darum war er auch einer der ganz wenigen echten Pazifisten, die es gibt. Für ihn bedeutete der Krieg die irdische Hölle, an die man nur mit Heulen und Zähneklappern denkt. Wenn in der Zeit des Entschlusses, in der Zeit von München der Krieg in seiner Gegenwart von uns Zornigen herbeigesehnt wurde, dann erblasste er bis in die Lippen und kehrte sich ab. Siegeswillen, Verfemung und Verbannung waren nicht stark genug, in ihm Racheglut zu erwecken. Das Strohfeuer eines ebenso natürlichen wie oft kostenlosen Hasses, der sich für Gesinnung hält, brannte in seiner Seele nicht. Viele der Nur-Zornigen missverstanden ihn deshalb.

Sie hielten ihn für einen Leisetreter und Opportunisten, während in ihm ein Zehren des Leidens am Werke war. Ich weiss genau von diesem Leiden, habe ich doch schon während des ersten Weltkrieges seine fassungslose Verzweiflung gekannt.

Es ist nicht zu leugnen, Stefan Zweig floh vor dem Krieg. Er floh vor dem Kriege in das ferne Brasilien, um dort eines seiner Opfer zu werden. – In einem seiner letzten Briefe habe ich folgende Zeilen gefunden: «Die Leute reden so leicht von Bombardements, wenn ich aber lese, dass die Häuser Zusammenstürzen, stürzeich selbst mit den Häusern zusammen.» – Sein Tod beweist, dass diese Worte wahrhaftig nicht übertrieben sind.

Es wird mir, so hoffe ich, nicht verdacht werden, wenn ich als Nicht-Berufener und als Laie an diesem ehrwürdigen Orte vor der heiligen Lade einen Midrasch zitiere, eine uralte talmudische Legende. Als Moses und die Kinder Israels, so erzählt der Midrasch, nach dem Untergang Pharaos und seines Heeres im Roten Meer, am rettenden Ufer in jubelnden Triumphgesang ausbrachen, da unterbrach die Stimme Got-

tes das wilde Lied. «Wie», klagte die Stimme Gottes, «so viele Geschöpfe meiner Hand sind vernichtet, und ihr, die ihr auch nur Geschöpfe seid, ihr jubelt, ihr tanzt, ihr triumphiert?»

Wir Zornigen, wir Rachsüchtigen, wir triumphieren über jeden Untergang, der dem Todfeinde bereitet wird, und ich tadle uns nicht darob. In Stefan Zweig aber war etwas von jener Stimme Gottes inkarniert. Wenn er in den Zeitungen von Millionenverlusten in Russland las, so begann sein Gesicht nicht zu strahlen, sondern sich zu verfärben. Er sah nicht Zahlen vor sich, die ihn befriedigten, sondern Geschöpfe in Todesqual, mit denen er sich identifizierte. Und mehr als das. Er verlor die flugbereite Hoffnung aller Wunschträume, die Frucht des Entsetzlichen werde das Gute sein und eine geklärte lichte Welt warte hinter den Kulissen der Katastrophe schon auf ihren Auftritt. Nein, erahnte, er wusste, es werde und müsse schlimmer werden von Tag zu Tag. Sein vom humanistischen Optimismus verwöhntes Herz erkannte urplötzlich die ganze eisige, unlösbare Tragik des Menschen auf der Erde, die eine metaphysische Tragik ist und daher jedes ausgeklügelten Heilmittels spottet. Es war in ihm zuerst nur mehr schwarze Hoffnungslosigkeit, das Gefühl der Schwäche und ein bisschen ohnmächtige Liebe. Da nahm er die Welt ernst und sich selbst ernst und die Erkenntnisstufe, auf der er sich befand. Dieses Ernstnehmen aber ist die Grösse, die in seiner Tat liegt und die so mancher gefühlt hat. Diese Grösse sei nicht unser Vorbild. Wir sind keine Pazifisten. Wir verleugnen die Kriege nicht. Unser Zorn ist uns heilig. Komme was wolle, wir werden unser Leben verteidigen. Wir glauben an den Sieg. Stefan Zweig glaubte nicht an den Sieg. Er suchte den Frieden. Er suchte ihn im Nichtsein. Möge er ihn gefunden haben im wahren Sein, an das die weisesten Herzen glauben, und aus dem die einzige Hilfe quillt, die es gibt im Sternenall, dessen wir ein Teil sind.

HERMYNIA ZUR MÜHLEN: ALS ÖSTERREICHERIN IN RUSSLAND

Es war ein wunderschöner Sommer, heiss und trocken, ich konnte es nicht glauben, als mein Mann mir erzählte, dass es bei «uns» nachts auf den Hochmooren noch friere. Berlin missfiel mir, und ich war froh, als wir eines Abends den Zug bestiegen, der mich nach Russland bringen sollte.

Die lange Fahrt begann. An der Grenze fing mir das Herz zu pochen an: Russland, was werde ich in diesem geheimnisvollen, gefährvollen Land erleben? Was wird es mir bringen?

Die Züge fuhren langsamer, schaukelten breit und behäbig. Die Lokomotive spie leuchtende grosse Funken in die Nacht.

«Die Eisenbahnen werden mit Holz geheizt», erklärte mein Mann. «Auch unsere Brennerei wird nur mit Holz betrieben. Das kommt viel billiger als Kohle!»

Auf allen Bahnhöfen zischten Riesensamowars, und auf den kleinsten Stationen bekam man herrlichen Tee.

Nun begann bereits die grosse Ebene, unendliche Felder, riesige Wälder, die phantastische Schatten warfen. Die Nacht brach herein, aber es wurde nicht dunkel. Fahles, gespenstisches Licht verlieh allem etwas Unwirkliches. Das unheimliche weisse Licht kroch durch die Abteilvorhänge und liess einen nicht schlafen. Und vor den Fenstern glitt die grosse Ebene weiter, kalt und tot, kein Dorf, kein Haus, Felder, nichts als Felder.

*

Nach einer achtundvierzig Stunden währenden Fahrt langten wir an unserer Station an. Ein graues trauriges Steingebäude, dahinter, im Morgenlicht, ein kleiner Flecken.

Vor dem Bahnhof warteten, mit vier Pferden bespannt, der Wagen und ein Karren für das Gepäck. Ich wurde vom Kutscher begrüsst und sagte höflich und verschlafen «Terre, terre», das einzige estnische Wort, das ich wusste; es heisst «Guten Tag.»

Ich war todmüde. Kaum setzte sich der Wagen in Bewegung, so schlief ich auch schon. Sooft ich durch einen Stoss wachgerüttelt wurde, sah ich das gleiche Bild der endlosen Felder und vor uns die holprige Strasse; der Wagen hätte sich, während ich schlief, ebensogut nicht von der Stelle gerührt haben können.

«Wie weit ist es bis zum Gut?» fragte ich schlaftrunken.
«Siebzig Kilometer.»

Ein gar nicht zu Flitterwochen passender Gedanke zuckte durch meinen Kopf: Mein Gott, siebzig Kilometer! Wie komm' ich da fort, wenn ich es nicht aushalte?

Meine Mutter hatte einmal den Ausspruch getan: «Das Ideal des Landlebens ist für mich das Hotel St... in Baden-Baden.» Wie weit entfernt war jenes «Landleben» von dem in den Ostseeprovinzen! Meilenweit nichts als Wiesen und Felder, Gutsgebäude, grosse Wälder. (Bei der «Strafexpedition», die auf die Revolution von 1905-06 gefolgt war, waren die Dörfer völlig zerstört und ihre Bewohner nach Sibirien verbannt worden.)

Sibirien – das Wort lastete wie ein Alpdruck auf dem ganzen Land. Im russischen Gesetzbuch lautete § I, dass jeder sich strafbar mache, der mit Taten, Worten oder Gedanken der Person des Zaren zu nahe trete. Man kam nach Sibirien, wenn man beim Lesen eines verbotenen Buches erwischt wurde, kam nach Sibirien, wenn man ohne Erlaubnis der Regierung die Bauernkinder unterrichtete, kam nach Sibirien, – wenn man einem Temperenzlerverein angehörte; denn jeder Sportklub, jeder Temperenzlerverein war in den Augen der Behörden eine potentielle Verschwörerbande. Die grösseren Güter hatten einen eigenen «Uriadnik», Landgendarmen, und dessen Aussage genügte, um einen Menschen die lange Reise antreten zu lassen.

Und was alles bedrohte die geheiligte Person des Zaren und das nicht minder geheiligte Regime! Die «Neue Freie Presse», auf die ich abonniert war, kam dermassen zensuriert an, dass fast nur die Nachrichten «Vom Hof und der Gesellschaft» übriggeblieben waren; von Hardens «Zukunft» blieb meist überhaupt nichts. Sogar das Konversationslexikon, das mir mit meinen andern Büchern nachgeschickt wurde, kam mit grossen schwarzen Flecken bei «Russland: Geschichtliches» an.

Die baltischen Barone, deutsch bis in die Knochen, wilde Gegner alles Russischen, fanden dieses Regime äusserst sympathisch; ihnen geschah nichts, und sie konnten mit seiner Hilfe ihre Arbeiter klein kriegen.

Sie waren uneingeschränkte Herren auf ihren Gütern; von ihnen hing es ab, ob die Arbeiterkinder zur Schule gehen konnten (es bestand in Russland kein Schulzwang), die Post der Arbeiter kam in einer dicken schwarzen Posttasche zuerst in die Hände des Gutsherrn, und wehe dem Arbeiter, der auf die einzige fortschrittliche estnische Zeitung abonniert war. Er bekam sein Blatt nie in die Hände, und es wurde ihm kategorisch verboten, es weiter zu halten.

Selbstverständlich war die Stimmung der Landbevölkerung gegen die baltischen Barone keine besonders gute. Fuhr auf der Landstrasse ein Bauernwägelchen an einem vorüber, so brüllte der Bauer wütend «Kurrati-Sax» (Teufelsdeutscher), und mein Mann schärfte mir ein, keine weiteren Spaziergänge ohne Revolver zu unternehmen, man könne bei diesem «Viehpack» nie wissen. Da ich vor dem kleinen Browning, den er mir als «passendes» Hochzeitsgeschenk gegeben hatte, weit mehr Angst empfand als vor dem gesamten «Viehpack», befolgte ich seinen Rat nicht. Übrigens war ich auch bald trotz mangelhafter Sprachkenntnisse mit allen unsem Arbeitern befreundet. Sie sagten: «Der Herr hat eine blonde Zigeunerin geheiratet; sie ist verrückt, aber ein guter Mensch.»

*

Ich hatte in Österreich den liebenswürdigen Hochmut der Aristokraten gekannt, der nur gegen die «Bürgerlichen» unangenehm wurde, den Hochmut, in dem doch immer ein leiser, lachender Zweifel an der eigenen Gottähnlichkeit lebte. Hier gab es keine Zweifel, die kleinsten Baronskinder waren überzeugt, dass sie von einem ihnen huldvoll zugetanen protestantischen Gott aus anderem Material geschaffen waren als das estnische «Viehpack». Die Bürgerlichen wurden ohne Unterschied des Berufs «Literaten» genannt und, soweit sie deutsch waren, gnädig begönnt.

«Literaten» waren die baltischen Barone weiss Gott nicht. Als ich in das Gutshaus kam, wo mein Mann seit sechs

Jahren lebte, fand ich nach eifrigem Suchen zwei Bücher: die Bibel und ein pornographisches Werk: «Die Memoiren einer Sängerin». Und als ich bei meinem ersten Besuch in Dorpat für vierhundert Rubel Bücher kaufte und mich ausserdem noch auf Zeitschriften in verschiedenen Sprachen abonnierte, war mein Mann ehrlich verblüfft, und meine Schwiegermutter meinte verständnislos: «Wozu brauchst du die vielen Bücher? Eine gute Hausfrau hat doch so viel im Haushalt zu tun, dass sie gar nicht zum Lesen kommt.»

«Die Österreicherin» wurde bald zum Schrecken der guten «baltischen Hausfrauen». Als ich beim ersten Frühstück daheim erstaunt fragte: «Wo ist der Jam?», starrte mich mein Mann noch weit erstaunter an und erklärte dann: «Jam essen doch nur Huren». Und meine arme Schwiegermutter fragte entsetzt: «Du badest zweimal am Tag? Das tut doch keine anständige Frau!»

Auch meine Kleider und vor allem meine Wäsche, die die Mutter in Paris gekauft hatte, erregten bei der Familie Ärgernis. Man hat doch keine Spitzen an der Wäsche und keine durchsichtigen Nachthemden! Das einzige, was sie mit der sündhaften Wäsche versöhnt hätte, fehlte: die Grafenkrone. Kronen waren im Baltikum sehr beliebt, und im Hause der Schwiegereltern gab es einen schönen Nachttopf, auf dessen Grund eine fünfzackige Krone prunkte. (Sooft ich zu Besuch war, verlangte ich nach ihm, aber nicht aus aristokratischen Gefühlen.)

Ich will den Menschen, unter denen ich sechs Jahre gelebt habe, nicht unrecht tun. Sie glaubten wirklich an ihre Auserwähltheit und die Aristokratie. Es gab in ihrem Leben keinen Augenblick, da ihnen eingefallen wäre, dass auch die andern Menschen sind. Und die «Literaten», Ärzte, Lehrer und Pastoren, bestärkten sie in diesem Glauben.

*

Vergeblich suchte ich nach der Kultur dieser deutschen Kulturträger im «barbarischen» Russland. Ich fand auf unserem Gute elende Arbeiterhütten, ohne Fussboden, wo Menschen zusammengepfercht, sieben bis zwölf Leute, in einem Zimmer hausten. Mein Mann kam mit zerbrochenem Stock heim und antwortete auf meine erstaunte Frage, was ge-

schehen sei: «Ich hab' ihn auf dem Rücken eines Knechtes zerschlagen.»

Er begriff nicht, als ich halb weinend, halb wütend erklärte: «Lass anspannen. Ich fahr fort. Ich lasse mich scheiden!»

*

Ebenso verblüfft war er, als er einmal, aus der Wirtschaft kommend, triumphierend erklärte: «Den Kerl, den Tönnies, hab' ich hinausgeschmissen. Der Schuft wagt es, die Marseillaise zu pfeifen», über meine Antwort. Ich ging zum Klavier und spielte, bei offenen Fenstern, einen ganzen Tag lang, immer wieder die «Marseillaise». Die Arbeiter lachten: «Der Herr wird mit der Zigeunerin nicht fertig.»

Nun kamen sie, wenn mein Mann auf den einige Stunden entfernt gelegenen Höfen war, bereits zu mir, teils weil sie, wenn sie mir über Schwächezustände vorjammerten, französischen Kognak bekamen – es war merkwürdig, wie oft die grossen starken Männer an Schwächezuständen litten –, teils weil ich die verbotene estnische Zeitung, von der ich noch kein Wort verstand, in mehreren Exemplaren abonniert hatte und sie an die Leute verteilte. Auch die Dienstmädchen waren erstaunt, weil ich sie nicht schlug und zu ihnen höflich war. Wir machten Besuche, die «Österreicherin» musste vorgestellt werden. Man fuhr stundenlang im Vierspänner, kam müde an und musste dann weitere Stunden mit den guten Hausfrauen reden. Sie sprachen über ihre Kinder und ihre Dienstmädchen – wie Menschen aus Kleinstadtromanen. Nach dem Essen trennten sich die Geschlechter, die «Herren» gingen ins Rauchzimmer, die «Damen» blieben im Salon. Und wieder die Kinder und wieder die Dienstmädchen; es war zum Weinen langweilig. Die Frauen gaben mir gute Ratschläge für den Haushalt; sie nützten wenig. Die Männer stellten an mich landwirtschaftliche Fragen, auf die ich phantastische Antworten gab. Auf dem Heimweg wurde meine Neugierde wach: «Was sagen deine Freunde über mich?»

Mein Mann lachte: «Eine reizende Frau, aber eine schlechte Mutterstute. Viel zu zart. Wie willst du von der ziehen?»

Das war die allgemeine Einstellung der Frau gegenüber in einem Lande, wo man eine Familie unter fünf Köpfen «kinderlos» nannte. Hier, im protestantischen Norden, begegneten sich auf seltsame Art orientalische und baltische Weltanschauung. Die verheiratete Frau war nur noch die Mutter. Sie durfte sich nicht mehr hell kleiden, keine dekolierten Kleider anziehen, nicht hübsch aussehen; sie hatte ja ihr Ziel, den Mann, erreicht.

«Weshalb trägst du nicht lieber Schwarz?» fragte meine Schwiegermutter, wenn ich in einem meiner hübschesten Pariser Kleider erschien. «Du bist doch eine verheiratete Frau.»

Und jeden Sonntag, den wir bei den Schwiegereltern verbrachten, wurde die gleiche Frage an mich gerichtet: «Noch nichts? Du solltest weniger reiten und vor allem weniger baden.» Und ein strenger Blick glitt über meine schmalen Hüften.

*

Trotz alledem war der erste Sommer schön. Ich liebte die Birkenwälder und die grossen Hochmoore, über die man stundenlang wandern konnte. Bei Sonnenuntergang glühte die braune Heide rostrot bis an den weiten Horizont. Es war schön, am frühen Morgen durchs Gut zu reiten, in der Fohlenkoppel mit den jungen Pferden zu spielen, an den Zwinger zu gehen, wo die englischen Jagdhunde tollten. Der Fluss, der durch den Park floss, hatte schöne verborgene Stellen, Silberweiden hingen tief ins Wasser, leuchteten blass in der Mittagssonne, man fuhr im Kanu, sprang ins Wasser, wick etwas ängstlich den grossen alten Krebsen aus, die mit den Scheren drohten.

Der Herbst kam, die Bluteschenwälder flammten rot, die Vogelbeeren leuchteten. Graue Nebel schlichen vom Fluss bis an das Haus und hüllten es in einen undurchdringlichen Schleier ein. Im Kamin prasselten die grossen Eichenscheite, die Petroleumlampen leuchteten freundlich. Eine grosse Stille senkte sich über alles, nur in der Ferne surrte die Dreschmaschine wie eine ungeheure schnurrende Katze.

Nun folgten einsame Tage. Mein Mann ritt auf die andern Güter zur Jagd; ich war krank gewesen und musste

mich daheim schonen. Nebenbei sollte ich auch «nach der Wirtschaft sehen». Ich war kein guter Verwalter. Wenn ich im Dreschraum stand, liess ich die Leute stehlen, soviel sie wollten: sie erhielten ja doch einen elenden Lohn. Nur als einmal einer vor meinen Augen einen ganzen Sack weg-schleppte, ersuchte ich ihn höflich, es doch etwas weniger auffallend zu tun.

*

Etwa fünf Minuten vom Gutshaus entfernt stand der Arbeitspferdestall, und mein Mann hatte mich gebeten, ein Auge auf den ersten Pferdeknecht zu halten, da er recht un-verlässlich sei. Eines Abends, als es bereits völlig dunkel war, ging ich, von Pflichteifer getrieben, zum Stall. Da lag auf der kalten Erde der Pferdeknecht und stöhnte furchbar. Ich erschrak, lief ins Haus und kehrte mit dem Universalmittel: Kognak, zurück. Dann stützte ich den Kranken so gut es ging und flösste ihm den Kognak behutsam ein. Er schien ihm wohl zu tun, und ich freute mich bereits über meine medizinischen Kenntnisse, als plötzlich der Verwalter erschien, die rührende Szene betrachtete und mich verblüfft fragte: «Was tun Sie denn da, gnädige Frau? Der Kerl ist ja ohnehin schon stemhagel besoffen!»

*

Der nächste Arzt wohnte in einem kleinen Flecken, der etwa drei Stunden entfernt war; es dauerte also im besten Fall sechs Stunden, ehe er das Gut erreichen konnte. So kamen denn die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder mit allen kleinen Leiden zu mir. Ich hatte in Florenz einige Monate in einer Ambulanz der Barmherzigen Schwestern gearbeitet und konnte daher harmlose Krankheiten kurieren.

Eines Tages kam einer der älteren Arbeiter gelaufen und sagte, ziemlich ungerührt: «Ich glaub', meine Frau stirbt. Sie liegt schon seit fünf Stunden in den Wehen. Bitte, gehen Sie nachsehen.»

Ich schickte sofort den Kutscher um den Arzt und rann-te in die Hütte. Da lag die gebärende Frau stöhnend auf dem schmutzigen Fussboden, umdrängt von laut sprechenden Weibern, deren jedes einen andern Rat wusste.

«Warum liegt die Frau nicht im Bett?» fragte ich erschrocken.

«Sie würde doch das ganze Bettzeug beschmutzen.»

«Ich geb' euch anderes.»

«Bekommen wir auch eine neue Matratze?»

„Ja, meinetwegen ein ganzes Bett; nur lasst die Frau nicht länger auf dem schmutzigen Boden.»

Sie schüttelten über meine verrückten Ideen den Kopf, gehorchten aber dann. Am stärksten wehrte sich die Frau selbst; sie habe sechs Kinder auf dem Fussboden geboren, weshalb sollte sie beim siebenten im Bett liegen?

Die Frau war vierundvierzig Jahre alt; sie hätte es lieber bei sechs Kindern bewenden lassen sollen. Die Stunden, die bis zur Ankunft des Arztes verflossen, waren wie ein böser Traum. Meine Kenntnisse aus der Ambulanz reichten hier nicht aus; ich konnte nichts anderes tun, als immer wieder die alten Weiber fortreiben, die mit ihren schmutzigen Händen die Gebärende anrühren wollten. Es war dumpf und heiss in dem kleinen Raum, das tierische Schreien der Frau erfüllte das ganze Zimmer, das fahle Dämmerlicht des Spätnachmittags fiel auf ihr schmerzverzerrtes Gesicht, in den Ecken lauerte der Tod. Kinder kamen gelaufen, glotzten die Frau an, ungerührt, mit erstaunten Augen. Die alten Weiber begriffen nicht, warum ich die Kleinen wütend fortjagte. «Das müssen wir alle durchmachen», meinten sie. «Warum sollen die Kinder es nicht sehen?»

Endlich kam der Arzt. Er machte sich am Bett zu schaffen und holte dann mit gleichgültigem Gesicht eine Zange aus seinem Kasten. Dann sah er mich prüfend an. «Können Sie es aushalten, dabei zu sein? Werden Sie nicht ohnmächtig werden?» Er schien weit besorgter um die Nerven der «gnädigen Frau» als um das brüllende, sich in Schmerzen windende Weib auf dem Bett.

Als nach einer schauerlichen Unendlichkeit das Kind geboren war, kam der Arzt mit ins Gutshaus und ass zufrieden und mit gutem Appetit zu Abend.

Es war ein merkwürdiger Typus, dieser Dr. Hasenjäger, der seinem Namen alle Ehre machte, denn seine Hauptleidenschaft war die Jagd. Wie oft wurde er zu einem Patienten gerufen und vergass völlig den Zweck seines Kommens, wenn

mein Mann sagte: «Wollen Sie nicht vorerst ein wenig mit der Flinte in den Wald gehen, Doktor?» Bisweilen liess er seine Instrumente daheim; die Flinte aber brachte er immer mit. Er war feudaler als die feudalsten Barone, und seine armen Patienten interessierten ihn nicht im Geringsten. Er ging mit der brennenden Zigarre im Mund zu den Kranken, bis ich eines Tages, als er das auch bei einem an Lungenentzündung erkrankten Kind tun wollte, die Geduld verlor.

«Es stinkt doch so in den Hütten», meinte er. «Weshalb sollte ich nicht rauchen?»

«Das muss doch dem Kind schaden.»

Er zuckte die Achseln: «Es gibt so viele, wenn eines stirbt, kommt im nächsten Jahr ein neues.»

Mit wurde rot vor den Augen: «Gut, Sie können so in die Hütte gehen, aber unter einer Bedingung. Wenn Sie einmal zu mir gerufen werden, so müssen Sie auch mit der brennenden Zigarre im Maul in mein Zimmer kommen.»

Die kleinen harten Augen in dem verwitterten Gesicht starrten mich verständnislos an. Ich zitterte vor Wut. «Sie werden sich die Sentimentalität diesem Pack gegenüber schon abgewöhnen, gnädige Frau», sagte Dr. Hasenjäger und warf mit einem Seufzer des Bedauerns die Zigarre weg.

Am Abend fragte mein Mann: «Was hast du eigentlich mit dem Doktor gehabt? Er sagte mir, dass du so schrecklich nervös bist; es wäre gut, wenn du bald ein Kind bekämst!»

Der Arzt war nicht der einzige, mit dem es zu heftigen Zusammenstössen kam. Eines Tages erschien in der Abwesenheit meines Mannes einer seiner mir noch unbekanntten Freunde zu Besuch. Wir plauderten über allerlei, kamen auch auf Politik zu sprechen. Der Gast wurde lebhaft, lobte das russische Regime und meinte schliesslich: «Wir wenden bei den politischen Gefangenen eine ausgezeichnete Methode an, die besser wirkt als jede Folter. Sie erhalten eine Woche lang ausschliesslich Heringe zu essen und keinen Tropfen Wasser zu trinken». Er schmunzelte. «Glauben Sie mir, gnädige Frau, nach einer Woche dieser Diät gestehen fast alle.»

Der brave Mann war äusserst verblüfft, als ich, ohne ein Wort, dem Diener schellte und sagte: «Die Pferde des Barons sollen sofort angespannt werden. Und wenn er wieder-

kommen sollte, so wird er nicht empfangen.»
Er ist nie wiedergekommen.

ALS «RUSSIN» IN ÖSTERREICH

Die Sonne ging am Horizont unter, die Felder waren in Rot getaucht, Blut schien über sie zu strömen, und in der Feme die Soldaten. Krieg?

«Manöver», beruhigte mich ein Mitreisender, und als ich mich in Berlin auf einen Bekannten, den Hofmarschall der Kaiserin, stürzte: «Um Gottes willen, sagen Sie mir die Wahrheit, wird es zum Krieg kommen?» lächelte er beruhigend: «Aber nein, regen Sie sich nicht auf. Deutschland will keinen Krieg. Und Russland weiss genau, dass es mit uns nicht fertig werden kann.»

Er lebte am Hof, er musste es wissen. Ich aber sah noch monatelang die russischen Uniformen nahe der Grenze.

Als der österreichische Thronfolger ermordet wurde, fielen sie mir wieder ein, und auch der Sonnenuntergang, die Ebene, auf der das Blut floss, das Blut unschuldiger Menschen, die, auf beiden Seiten, nicht wussten, wofür sie starben.

Bei Kriegsausbruch war ich noch in Davos. Es fiel mir leicht, «unpatriotisch» zu sein, ich kannte die kriegführenden Völker zu gut – es gab unter ihnen kaum eines, dessen Blut nicht in meinen Adem floss –, um eines dem andern vorzuziehen, ich sah nur arme Teufel, die in den Tod getrieben wurden, sinnlos und nutzlos, und erkannte auch das Einzige, das imstande ist, imperialistische Kriege zu verhindern.

Noch einmal sollte ich in meiner alten Welt untertauchen, ehe ich den Sprung in die neue wagte.

Im Jahre 1915 waren die Eltern in Karlsbad, der Vater, der sich von einem Schlaganfall nicht erholen konnte, wollte mich gerne sehen; aber wie konnte ich, die «feindliche» Staatsbürgerin, nach Österreich reisen?

«Schreib an den Grafen Berchtold», schrieb mir der Vater. «Er gibt dir bestimmt die Einreiseerlaubnis.»

Im alten Österreich war alles möglich, ich erhielt die Erlaubnis, und nun erlebte ich, die ich so lange die «Österreicherin» in Russland gewesen war, die «Russin» in Österreich zu sein.

«Halten Sie nur keine pazifistischen Reden!» warnten mich Davoser Bekannte, und auch der Vater schrieb: «Sprich um Gottes willen nicht vom Bombenwerfen und sag' nicht, dass alle Regierungen gehenkt werden müssten.»

So fuhr ich, mit guten Ratschlägen versehen, ins «Feindesland».

An der Grenze gab es den ersten «Zwischenfall». Ich hatte unter andern Büchern einen Band Shakespeare und Platos «Republik» mitgenommen. Beide Bücher erregten den Verdacht der kontrollierenden Beamten.

«Das ist ein Engländer», sagte der eine, den Shakespeareband mit grimmigen Blicken betrachtend. «Den dürfen Sie nicht mit über die Grenze nehmen.»

Ich bemerkte bescheiden, dass der Autor doch schon seit einigen hundert Jahren tot sei.

«Er ist trotzdem ein Engländer. Das Buch kommt nicht hinein.»

Plato wurde von allen Seiten betrachtet; die Beamten waren sich nicht recht im Klaren. Schliesslich entdeckte der eine den Verlag: «Georg Müller, München.» Er wandte sich an seinen Kollegen: «Der Schriftsteller ist ein Bayer; das Buch kann sie mitnehmen.»

Der Shakespeareband wurde auf der Schweizer Seite der Grenzstation deponiert; der «Bayer» Plato durfte mit nach Österreich.

Gleich nach der Grenze kam ein Detektiv ins Abteil: «Wo ist hier die Russin?»

Ich gab mich zu erkennen. Er hielt mir eine lange, aber freundliche Rede über mein Verhalten und erklärte beruhigend: «Ich werde Sie schon im Auge behalten, Gräfin.»

(Gutmütig, wie die Österreicher nun einmal sind, gaben sie mir sofort meinen alten Titel wieder.)

Auf der nächsten Station stieg ein Türke ein. Der Detektiv stürzte sich auf den «Bundesgenossen», der jedoch konnte nur Türkisch und Französisch und die beiden waren nicht imstande, sich miteinander zu verständigen. Da kam dem

biederer Detektiv ein glänzender Gedanke: die «Russin» kann bestimmt Französisch. Die «Feindin» spielte den Dolmetsch zwischen den Bundesgenossen, und die Mitreisenden betrachteten den Türken mit ebenso feindseligen Blicken wie mich.

An der Bahnstrecke arbeiteten russische Gefangene. Ich schenkte ihnen meine Zigaretten und redete mit ihnen in ihrer Sprache. Es war erschütternd, die Freude auf ihren Gesichtern zu sehen, als sie russische Worte hörten. Der freundliche Detektiv liess mich gewähren: «Sie werden schon keine Spionage treiben», meinte er gelassen. «Die Russen sind brave Kerle, wir können sie gut leiden. Haben die 's notwendig gehabt, mit uns Krieg anzufangen?» Die Mitreisenden verhielten sich neutral, nur ein Reichsdeutscher sagte schroff: «Ich mache Sie darauf aufmerksam, mein Fräulein, dass hier Standrecht herrscht.»

Die alte Österreicherin regte sich in mir: «Da kann man auch nichts machen!»

Von da an strafte mich der Reichsdeutsche mit Verachtung. In Linz fuhr mir der Zug vor der Nase weg; der nächste ging erst in sieben Stunden. Der Detektiv übergab mich einem alten Gendarmerieoberst: «Da haben 'S eine Russin. Aber sie ist nicht gefährlich.»

In der Stadt war ein Onkel von mir Statthalter; ich fragte den Gendarmerieoberst, ob ich nicht die Wartezeit bei ihm verbringen dürfe.

«So, so,» meinte er gutmütig, «der Graf Ch. ist Ihr Onkel? Wissens 'S, das kann ein jeder sagen. Sie bleiben da.»

«Und wenn ich trotzdem in die Stadt gehe?»

«Dann schiessen wir.»

«Werden Sie mich auch treffen?»

«Was glauben Sie denn, wir schiessen berühmt gut. Probieren Sie's lieber nicht.»

«Darf ich meinem Onkel nicht telephonieren?»

«Nein.»

Der alte Herr war unerbittlich; ich musste auf dem Bahnhof bleiben.

Ich hatte mich auf der Fahrt erkältet, meine Taschentücher reichten nicht aus. Ich wandte mich um Hilfe an den Gendarmerieoberst. Der rief einen Dienstmann: «Gehen Sie

in die Stadt, kaufen Sie für die Dame ein Dutzend Taschentücher. Aber bringen Sie sie zuerst mir.»

Als der Dienstmann zurückkam, nahm er jedes der abscheulichen, mit einem bunten Rand geschmückten Taschentücher einzeln in die Hand und schüttelte sie. Dann erst bekam ich sie.

Der alte Oberst war ein freundlicher Mann und ein grosser Kriegsgegner: «Das Ganze ist ein Blödsinn», erklärte er. Ihm gegenüber konnte ich getrost «pazifistische Reden halten». Als ich jedoch erklärte, dass ich in Pilsen übernachten wolle, wurde er streng: «Das könnt' Ihnen passen, wo die Skodawerke sind. Nein, fahren Sie nur schön bis Budweis. Und melden Sie sich sofort beim Bahnhofskommando.

Gegen drei Uhr morgens erreichte ich todmüde Budweis und die Tür des diensthabenden Offiziers. Eine verschlafene Stimme gab Antwort: «Was ist denn jetzt wieder? Nie hat man seine Ruh'.»

«Ich muss mich beim Bahnhofskommando melden.»

«Warum denn?»

«Ich bin russische Staatsbürgerin.»

«Was sind Sie?»

«Russische Staatsbürgerin.»

Ein äusserst verschlafener, halbbekleideter Mann trat aus der Tür.

«Was sind Sie?»

«Russische Staatsbürgerin», wiederholte ich geduldig und hielt das vom Minister des Äusseren unterzeichnete Dokument hin.

«Was wollen Sie denn da, wenn Sie eine Russin sind?»

Ich erklärte den Zweck meiner Reise.

Er griff nach dem Dokument.

„Ja, warum sind Sie denn russische Staatsbürgerin?“

«Weil ich mit einem Russen verheiratet bin.»

«So, warum haben S' denn einen Russen geheiratet?»

Er studierte das Dokument. „Ja so, der Berchtold. Na ja, wenn Sie früher Österreicherin waren. Is' schon gut. Sie können gehen. Morgen müssen Sie sich beim Bezirkshauptmann melden.« Er seufzte tief. «Man hat doch nie seine Ruh'; jetzt kommt da mitten in der Nacht eine Russin daher. Na, gehn 'S jetzt. Glückliche Reis'.»

Der Dienstmann, dem ich mich in meiner Müdigkeit blindlings anvertraute, führte mich in ein schreckliches Gasthaus, in dem die Waschschüsseln an die Wand gekettet waren und die Leute nur tschechisch sprachen. Ich hatte nur einen Wunsch: eine Tasse Tee, aber die Wirte wollten mich nicht verstehen. Ich beschloss, russisch zu sprechen; entweder ich werde verhaftet, oder ich bekomme meinen Tee, jedenfalls lohnt es sich, das zu riskieren. Ich hatte kaum «Tschai» gesagt, als sich die Gesichter des Wirtes und der Wirtin veränderten. Mit einemmal war ich ein lieber Gast, ich bekam Tee und Gebäck und sogar eine grosse Kanne heisses Wasser zum Waschen, was bestimmt noch kein Gast dieses Wirtshauses verlangt hatte. Der Besitzer und seine Frau überboten sich an Freundlichkeit.

Als ich mich beim Bezirkshauptmann meldete, runzelte er die Stirn: «Sie müssen vierundzwanzig Stunden hier bleiben, Gräfin. Ich muss im Ministerium des Äusseren Erkundigungen einziehen.»

«Schauen Sie, mein Vater feiert morgen Geburtstag, ich möchte so gern zur rechten Zeit dort sein.»

Es war ein Österreicher; er liess mich weiterfahren, ohne Erkundigungen einzuziehen.

*

Ich hatte mich ein wenig vor dem Patriotismus der Österreicher gefürchtet, aber schon im Jahre 1915 war er völlig abgeflaut. Nur zwei Patriotinnen liefen mir über den Weg, Frau H., die Frau eines der grössten «Zuckerifabrikanten» von Österreich. Sie suchte meine Mutter auf, um mit ihr ein zugunsten der Verwundeten stattfindendes «Fest» zu besprechen. Eine hübsche, äusserst elegante junge Frau mit einer wundervollen Perlenkette um den Hals. «Wir werden durchhalten», erklärte sie begeistert.

Nach ihrem Besuch fragte mich meine Mutter erstaunt: «Du bist doch Sozialistin, warum warst du so schrecklich hochmütig gegen Frau H.? Die arme Frau ist ganz verlegen geworden.»

Ich schwieg; die Mutter hätte meine Erklärung ja doch nicht verstanden.

Die zweite war eine Aristokratin, die den schönen Ausdruck tat: «Wenn ich an die vielen Toten denke, die im 'Gotha' stehen...!»

*

Auf der Rückreise in die Schweiz kam ich in ein arges Dilemma. In Innsbruck bat mich ein Hotelier – er muss ein Menschenkenner gewesen sein –, einen Scheck auf Italien mitzunehmen und in der Schweiz an eine Bank zu schicken. Er müsse an einen italienischen Geschäftsfreund eine Zahlung leisten, der Krieg könne nicht ewig währen, und er verlore, zahlte er nicht jetzt, viel Geld.

Weder der Hotelier noch der Geschäftsfreund interessierten mich, aber das Abenteuer war verlockend.

«Ich muss Ihnen sagen, Frau Gräfin, dass Sie eingesperrt werden, wenn der Scheck bei Ihnen gefunden wird», warnte mich der ehrliche Hotelier.

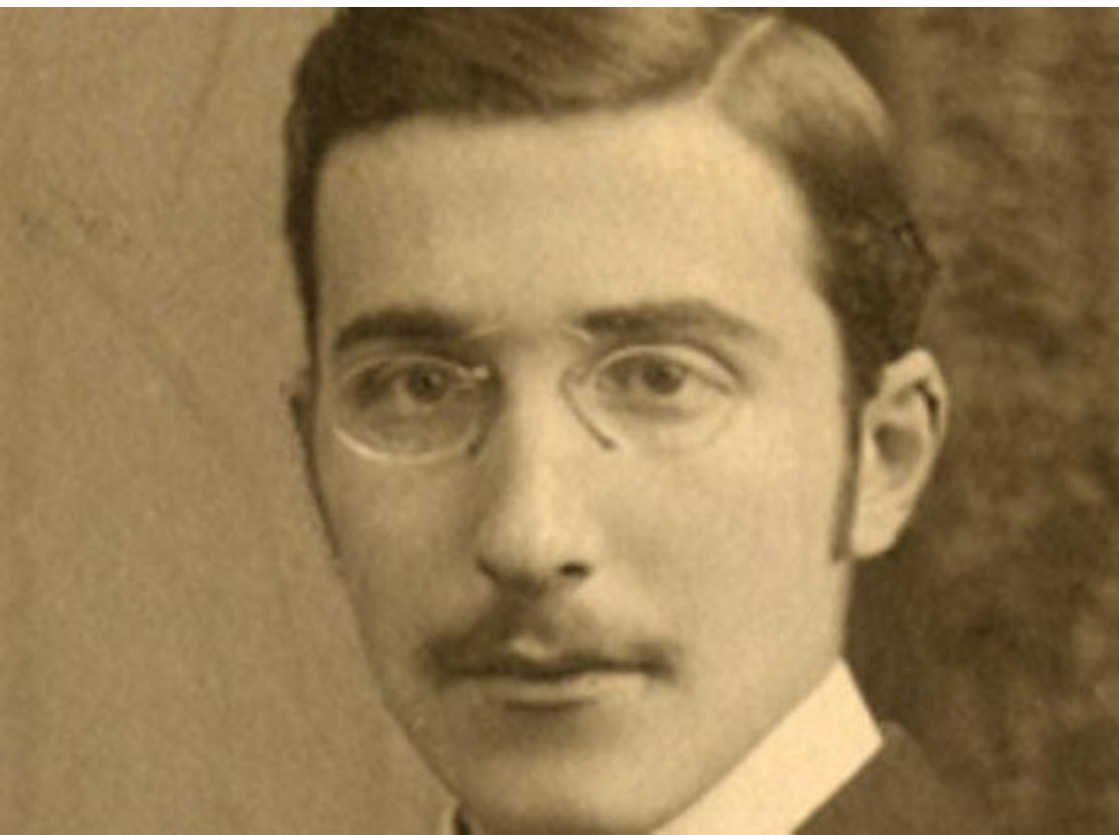
«Einerlei, ich nehme ihn mit.»

Als unser Zug die Grenze erreichte, stiegen mit mir nur drei Leute aus. Wir hatten zwei Stunden Aufenthalt.

«Das kann schön werden», dachte ich; der gefährliche Scheck lag in meiner Handtasche. «Bei der langen Zeit zur Visitation muss ja der Scheck gefunden werden.»

Auf dem Bahnhofsperron lag ein grosser zottiger Schäferhund. Ich war immer ein Hundenarr; auch jetzt vergass ich die Gefahr, hockte mich zu dem Hund hin und begann mit ihm zu spielen. Er hat mich vor einem österreichischen Internierungslager gerettet. Der diensthabende Offizier entpuppte sich als Besitzer des Hundes; er hatte ihn aus Serbien mitgebracht. Der Anknüpfungspunkt war gefunden, und nun redete, redete und redete ich zwei Stunden lang, unaufhörlich, über Hunde, Krieg, Serbien, Russland, bis endlich, endlich der Zug einlief und wir vier Passagiere – unvisitiert einsteigen durften.

Das alte K.K. Österreich versank in den Schatten der Nacht, ich habe es nie wiedergesehen.



Stefan ZWEIG

HERMYNIA ZUR MÜHLEN: MONSIEUR BONTEMPS UND SEIN FREUND

Im Schatten der gotischen Kathedrale von Lausanne liegen enge, lichtlose Gässchen, und in dem engsten von ihnen befand sich Monsieur Jean Bontemps Antiquariat. Der Laden gemahnte an einen endlosen Schlauch, der ganze Raum ging in die Länge und mündete in eine dunkle Hinterstube, wo die Bücher sich bis zum Plafond türmten. Der Laden war alt, auf dem verstaubten Schild konnte man lesen, dass bereits im achtzehnten Jahrhundert ein Monsieur Bontemps ihn besessen hatte; die Bücher, die man hier erstehen konnte, waren alt, und Monsieur Bontemps schien älter als der Laden und die Bücher zusammen. Bei seinem Anblick musste man unwillkürlich an Alchimisten denken, an Rembrandtsche Gestalten, die den Stein der Weisen suchten, den Roten Löwen, das Magisterium.

Es gab in dem kleinen Laden Schätze genug, die sich für Monsieur Bontemps in Gold hätten verwandeln können, aber so oft er sich von einem wertvollen Buch trennen musste, bedeutete das für ihn eine Katastrophe, eine seelische Erschütterung, von der er sich nur langsam, allmählich erholen konnte.

Wovon er eigentlich lebte, war nicht ganz klar. Er war so mager, als nähre er sich nur von seinem erstaunlichen Wissen und von dem schwarzen Kaffee, den er in der einen Ecke des Ladens selbst braute. Immer dampfte das siedende Wasser, immer roch es nach Kaffee, und die dicke alte Steingut-tasse schien nie leer zu werden.

Vielleicht hatten die fernen Ahnen Monsieur Bontemps wirklich den Stein der Weisen gesucht; ihr Nachkomme jedoch suchte etwas anderes, etwas, das vielleicht ebenso schwer zu finden ist: die Weisheit selbst.

Gelänge es auch nur einem einzigen Menschen diese Weisheit («La sagesse, Madame», pflegte er zu mir zu sagen, «es gibt nichts anderes auf der Welt als 'la sagesse'») zu finden, so fiel es diesem Menschen nicht schwer, das glaubte Monsieur Bontemps, mit einer kleinen Schar Jünger aus unserer Erde ein Paradies zu machen.

Er suchte die Weisheit in den verstaubten Büchern, bei allen Völkern der Erde, den Juden, den Griechen, den Römern, den Ägyptern, er suchte sie bei jedem Menschen, der in seinen Laden kam und suchte sie auch bei den Tieren.

Das einzig junge im ganzen Antiquariat war ein kleiner schwarzgefleckter Foxterrier, mit dem Monsieur Bontemps häufig nach Ouchy hinunterfuhr und am Ufer des Sees spazierte.

«Sehen Sie sich doch diese Hundeaugen an», sagte er. «Manchmal kommt es mir vor, als läge in ihnen eine Weisheit, die wir Menschen vergessen haben. Ach, könnten die Tiere doch sprechen . . . Aber nein, auch das wäre nicht gut: die wahre Weisheit wird häufig von den Worten verhüllt, von denen sie ausgedrückt werden soll. Denken Sie an die deutschen Philosophen!»

Monsieur Bontemps hatte die deutschen Philosophen gelesen, er hatte die Kirchenväter studiert, er kannte alle Lehren und Irrlehren. Er sprach über die Gnostiker wie andere über gute Bekannte reden, er fragte bisweilen völlig unvermittelt einen Käufer, der sich nach dem Preis eines Buches erkundigte: «Kennen Sie diese Stelle bei Thomas von Aquin?» und zitierte dann einen langen Absatz aus der «Summa», um nachher zu erklären: «Sehen Sie, da steckt ein winziger Kern der wahren Weisheit, aber nur ein Kern. Finden Sie nicht auch?»

Der erschrockene Kunde stammelte etwas Unzusammenhängendes und verliess meist, so rasch er konnte, den seltsamen Laden.

Dann nickte der alte Herr zufrieden: «Gott sei Dank! Ich hatte ja solche Angst, dass er meinen Dante kaufen würde, diese herrliche alte Ausgabe.»

Und hinter den dicken Brillengläsern erschien ein fast übermütiger Ausdruck in den hellen Augen, während die blutlose magere Hand zärtlich über den Pergamentband fuhr.

Im Allgemeinen hielt Monsieur Bontemps wenig von Dichtern; eigentlich anerkannte er nur Dante und Shakespeare; sogar Moliere fand er «oberflächlich», und was die «Modernen» schrieben, «dieses Marktgeschrei», wie er sagte, erfüllte ihn mit ausgesprochener Abneigung.

Wir wurden gute Freunde: vielleicht, weil ich es nie auf seine liebsten Bücher abgesehen hatte, vielleicht, weil der Foxterrier für mich Zuneigung empfand.

Manchmal, an schönen Sommertagen, fragte er mich:

«Madame, wollen Sie mir den Laden hüten? Sie bekommen auch ein Buch dafür. Kein sehr wertvolles, kein sehr kluges, eines, das Sie verstehen können. Ich muss mit Argos spazieren gehen. Verkaufen Sie nichts, und wenn jemand etwas verkaufen kommt, sehen Sie sich den Menschen genau an. Ist er ein armer Teufel, so geben Sie ihm um fünfzig Centimes mehr als er verlangt. Sieht er so aus, als liebe er Bücher nicht und verkaufe die seinen nur, um mit dem Geld Unfug zu treiben, so geben Sie ihm um fünfzig Centimes weniger als er will.»

Er setzte seinen schwarzen Schlapphut auf, der ebenso alt schien wie er selbst, trank noch rasch eine Tasse Kaffee, warf auf die Bücher den Blick eines zärtlichen Vaters, der seine Lieben nur ungern verlässt, und schritt dann, klein, mager, gebeugt, fort, gefolgt von dem freudig erregten Hund, der immer wieder an ihm hochsprang.

Er blieb stundenlang weg, und ich konnte den Laden nicht verlassen. Kam er heim, so waren seine blassen Wangen leicht gerötet. Er blickte sich hastig um.

«Haben Sie etwas verkauft?»

«Nein, Monsieur Bontemps.»

«Das ist recht. Und auch nichts gekauft?»

«Doch.»

«Zeigen Sie her.»

Einmal hatte ich Glück gehabt und um einen geringen Preis ein wirklich wertvolles Buch erstanden. Ich erwartete, gelobt zu werden. Stattdessen fuhr der alte Herr mich an.

«So wenig haben Sie dafür bezahlt?»

„Ja.“

«Hat der Mann sich schwer von dem Buch getrennt?»

«Ich glaube, ja.»

«Madame», herrschte Monsieur Bontemps mich an, «wissen Sie, was Sie sind? Eine Diebin, eine Wegelagerin, eine Mörderin. Sie haben höchstwahrscheinlich einem Menschen das Herz gebrochen – und nicht einmal anständig dafür bezahlt. O, diese Frauen! Wie recht hatte der heilige Pau-

lus: Mulier taceat in ecclesia. Und bei den Frauen ist alles Ernste, alles Wahre als ecclesia zu bezeichnen. Nie wieder, Madame, vertraue ich Ihnen meinen Laden an.»

Als er mich genügend ausgescholten hatte, wurde er plötzlich etwas verlegen.

«Entschuldigen Sie», sagte er, «Sie können ja nichts dafür. Verstehen vom Leben und von der Weisheit ebensoviel wie mein Argos. Da, nehmen Sie. Sie wollten ja schon immer die Predigten von Bourdaloue lesen. Nehmen Sie.»

Und er lud mir fünf dicke Bände in Schweinsleder auf den Arm.

Ich dankte ihm und fühlte erleichtert, er habe mir verziehen, dass ich für ihn ein gutes Geschäft gemacht hatte.



Monsieur Bontemps hatte einen einzigen wirklichen Freund, einen Pfarrer aus einem Nachbardorf, der fast jeden Monat einmal zu seinem Arzt nach Lausanne kam. Erweckte Monsieur Bontemps den Eindruck einer menschengewordenen Frage, so sah der Hochwürdige Herr wie die fleischgewordene Antwort aus. In jeder Beziehung. Er hatte ein freundliches Bäuchlein, auf das er während seiner heftigen Debatten mit Monsieur Bontemps leidenschaftlich zu schlagen pflegte, sein Gesicht war rund und rosig, seine Augen leuchteten blau und kindlich unter den weissen Brauen hervor. Man konnte sich nur schwer zwei verschiedene Menschentypen vorstellen.

Aber auch der Pfarrer suchte, gleich Monsieur Bontemps, die Weisheit, freilich mit einer Einschränkung: er redete von der menschlichen Weisheit, die ein jeder selbst finden müsse; die andere, die göttliche, kenne er aus den Lehren des Evangeliums und der Kirche.

Monsieur Bontemps, der Zwinglianer war, konnte das selbstverständlich nicht gelten lassen. Er sass hinter dem Ludentisch und trank seinen ewigen Kaffee, während der Hochwürdige Herr mit kurzen Schritten erregt in dem kleinen Raum auf und ab lief, immer wieder auf seinen armen Bauch schlagend:

«Mais, voyons, mein Freund, solange Sie diese ketzerischen Lehren vertreten, sind Sie von der Weisheit weiter entfernt als Ihr kleiner Hund.»

«Wer ihn verstünde», meinte Monsieur Bontemps.

Und der Hochwürdige Herr nickte:

„Ja, der heilige Franziskus hätte ihn verstanden. Aber wir armen Sünder, mein Freund, wir sind nicht wert, Gottes Kreatur zu begreifen.»

Kunden kamen und eilten erschrocken fort, wenn sie die beiden schreienden alten Männer sahen. Monsieur Bontemps machte eine verächtliche Gebärde:

«Geld», sagte er. „Was ist Geld? Nichts!«

Und der Hochwürdige Herr, der in seiner armen kleinen Pfarre alles verschenkte, was er besass, und nur durch ein Wunder sein dickes Bäuchlein behielt, nickte und meinte:

«Einmal verstehen wir einander, mein Freund.»

Dann wurde auch Monsieur Bontemps sanft und goss dem Pfarrer eine Tasse Kaffee ein. Und wenn es ans Abschiednehmen ging, umarmte der alte Pfarrer den alten Häretiker und sagte:

«Gott segne Sie, mein Freund. Sie suchen und suchen, das liebt der gute Gott, und eines Tages werden Sie die wahre Weisheit finden, und dann will ich in allen irdischen Dingen gern Ihr Schüler sein.»

*

Zum letzten Male sah ich die beiden kurz nach dem Ausbruch des Weltkrieges. Sie waren beide traurig, mehr: sie waren verzweifelt. Sie suchten nach der Weisheit wie nie zuvor. Sie vergruben sich in heilige und unheilige Bücher, aber sie fanden keinen Trost.

«Es ist ein Wahnsinn», sagte Monsieur Bontemps.

«Es ist eine Sünde», erklärte der Hochwürdige Herr.

Und dann saßen sie da, stumm, jeder eine Tasse Kaffee vor sich. Und zu ihren Füßen, denn jetzt hatten sie die Sessel nahe zusammengerückt, als wollte jeder den anderen spüren, lag der kleine Foxterrier und seufzte tief, denn sein Herr hatte ihn schon seit vielen Wochen nicht mehr hinunter an den See geführt.

Ich kam zu ihnen, um Abschied zu nehmen. Und weil ich in der Stille des engen Ladens vor mir plötzlich die weiten Schlachtfelder sah, auf denen junge Menschen sinnlos gemordet wurden, junge Menschen auf beiden Seiten, und weil ich fürchtete, die alten Freunde nie mehr im Leben wiederzusehen, begann ich zu weinen.

Monsieur Bontemps stand auf, trat an das Regal, wo seine wertvollsten und geliebtesten Bücher standen, griff auf gut Glück eines heraus und drückte es mir in die Hand. (Es war in griechischer Sprache geschrieben, die ich nicht verstehe, aber ich besitze es noch heute.) Und der Hochwürdige Herr sagte leise:

«Auch das wird vorübergehen, meine Tochter. Aber wehe uns allen, wenn wir dieses Zeichen nicht erkennen.»

Und dann blickten die beiden alten Männer einander an, und sie sprachen zugleich, und ihre Stimmen schienen zu einer Stimme zu verschmelzen:

„Jetzt“, sagten sie, «haben wir die Weisheit gefunden, die aus dieser Erde ein Paradies machen kann. Und diese letzte, diese unendliche Weisheit, mein Kind, ist die Liebe.»

Im Schatten der gotischen Kathedrale lag der kleine Laden, die Sonne drang nicht bis zu ihm vor: dennoch erfüllte ihn in diesem Augenblick ein Licht, stärker als die Sonnenstrahlen, ein Licht, das aus zwei guten, zwei liebevollen Seelen kam, das einzige Licht, das nie verlöschen kann.

LILI KÖRBER: DIE EHE DER RUTH GOMPERTZ

In dem grossen Haus in der Lindenstrasse, Berlin Süd-West, wo Borchardts wohnten, hatte das Dritte Reich auch schon seinen Einzug gehalten. Die beiden Buben im dritten Stock, Helmut und Heinz, trugen bereits braune Uniformen, waren übermütiger als je. Traf sie Buchhalter Lemberger auf der Treppe, so drückte er sich an die Wand, streifte mit seinem trüben Hundeblick aus verschwollenen Lidern scheu die an ihm ohne Gruss vorbeirasenden Hitlerjungen. Frau und Tochter erwarteten ihn jeden Tag mit derselben stummen Frage: hatte er schon seine Kündigung bekommen? Die Bestimmungen über die jüdischen Staatsbeamten waren noch nicht heraus, man sprach davon, dass diejenigen, die vor 1914 amtierten, ebenso wie die Frontkämpfer nicht entlassen würden, übrigens wusste niemand etwas Genaueres. Auf jeden Fall erwartete Lemberger nichts Gutes. Vor dem Kriege hatte er sich als kleiner Geschäftsmann in Posen ein paar tausend Mark erspart, floh dann nach Kriegsende, aus Angst vor den neuen polnischen Herren, Hals über Kopf und unter Verlust eines beträchtlichen Teiles seines Geldes mit vielen anderen Landsleuten nach Berlin. Waren doch die polnischen Juden, wenn nicht de jure, so doch de facto entrechtet, wurden zu den Ämtern und Stellungen nicht zugelassen und von den echten polnischen Schlachtschützen über die Achsel angesehen. So hatten sich auch diese Ostjuden weniger assimiliert, hatten ihre Eigenart, ihre Sprache, ihre Gebräuche und zum grossen Teil sogar ihre Kleidung beibehalten, wofür sie von der westlichen Judenschaft verachtet wurden. Auch der kleine Provinzjude in Posen war sich zu gut, um sich unter diese bärtigen, kaftanumhangenen, blutarmen Figuren zu mischen, einer der ihrigen zu werden. Er fühlte sich als Deutscher, war in eine deutsche Schule gegangen, sein Vater hatte wie so viele seiner Glaubensgenossen im

deutschen Heer gegen Frankreich gekämpft, so gekämpft, dass Bismarck, wenn auch widerwillig, die den Juden vor einigen Jahren vom norddeutschen Reichstag gewährten Bürgerrechte für das ganze Reich besiegeln musste. Gewiss war der Antisemitismus immer stark gewesen – im Adel war mehr Verachtung, im Bürgertum Wut über den jüdischen Konkurrenten. Aber nach dem deutsch-französischen Krieg erwachte Deutschland, durch die fünf Milliarden französischer Kriegsentschädigung und die zwei blühenden Provinzen Elsass und Lothringen bereichert, zu einem so regen Leben, dass es jedem strebsamen Menschen eine Möglichkeit zu bieten schien. Die Juden wurden nun zu den Pionieren neuer Industriezweige, führend in der Textil-, in der Metallbranche, drangen sie auch in anderen durch, im Getreidehandel, im Bankwesen, gründeten Zeitungskonzerne, lieferten dem Staat eine Armee von Journalisten, Künstlern, Wissenschaftlern, die Deutschland internationale Preise eroberten und dem deutschen Namen im Auslande Achtung erzwingen. Viele von ihnen stritten mit August Bebel und Wilhelm Liebknecht für die Emanzipation des deutschen Arbeiters, viele liessen sich, gleich ihren deutschen Genossen, für den blutigsten Krieg des Imperialismus missbrauchen und fielen – im Ganzen 12'000 – für eine Militär- und Regierungsclique, die sie – faktisch – noch immer nicht als vollwertige, gleichberechtigte Mitbürger anerkannte. Und Walter Rathenau, ein deutscher Jude, war es, dem in den Nachkriegsjahren die undankbare Aufgabe zufiel, als Aussenminister mit den Siegern zu verhandeln, für Deutschland zu retten, was zu retten war. Die Patrioten lohnten es ihm durch eine Kugel.

Wie auch immer, Herr Lemberger mit Frau und Tochter wollten nicht polnisch werden und kamen nach Berlin. Er trat als Buchhalter in eine Baugenossenschaft ein, die unter Führung der neuen Regierung stand. Er verdiente nicht schlecht und am Abend frönte er seiner einzigen Leidenschaft: er spielte Klavier und komponierte zarte, nachdenkliche Lieder mit wehmütigen Texten, die er in den Versbüchern seiner Tochter fand. Zwei- oder dreimal wurde er mit anderen unter dem gemeinsamen Titel: „Junge Komponisten der Gegenwart« uraufgeführt. Er sass in der ersten Reihe, hörte die Sängerin pianissimo klagen:

*«In stillen Träumen zog ich
den Ring vom Finger ab,
den sie, ein Pfand der Liebe,
beim Lebewohl mir gab. «*

Seine Glatze schwitzte vor Glück und Rührung, das Publikum klatschte, die Sängerin winkte hinauf, jemand schob ihn auf das Podium, Hände fassten ihn, die jungen Komponisten, die Sängerin, der Pianist verbeugten sich; der Beifall verstärkte sich, als ein Saaldiener ihm einen Strauss Astern von seiner Tochter und ein Topfgewächs von seinen Bürokollegen überreichte. Er konnte die Blumen vor Freudentränen kaum sehen. Und am nächsten Morgen brachte das «Berliner Tageblatt» eine Notiz von fünfzehn Zeilen über das Konzert ‚Junge Komponisten der Gegenwart‘, von denen ganze drei ihm gewidmet waren! Er schnitt die Notiz sorgfältig aus, unterstrich die drei Zeilen, die sich mit ihm beschäftigten, mit Rotstift und klebte sie auf die erste Seite eines Albums, das er extra dafür gekauft hatte. Darüber schrieb er mit weisser Tinte (auch extra gekauft): «Kritiken».

Kaum, dass Herr Lemberger das deutsche Beefsteak mit Salzkartoffeln, das seine bleiche, herzkrankte Frau ihm aufwärmte, verzehrt und seine Serviette zusammengefaltet hatte, stürzte er ans Klavier. Er spielte «Lieder ohne Worte» von Mendelssohn, Chopins Nocturne und Schumann, am häufigsten jetzt das kurze Stück «Warum». Robert Schumann soll es komponiert haben, als der alte Wieck ihm die Hand seiner Tochter Klara verweigerte. Für Herrn Lemberger aber hatte die schmerzliche Frage, die sich durch die Melodie rang, noch eine andere Bedeutung. «Warum soll ich abgebaut werden?» klagte das Klavier unter den Fingern des Buchhalters. «Ich habe euch doch nichts getan, mich nie mit Politik beschäftigt. Gewiss, ich habe sozialdemokratisch gewählt, denn ich bekam ja von den Sozialdemokraten mein Brot, aber das könnt ihr nicht wissen, denn die Wahl war geheim. Ich habe meine Arbeit getan, bin nach Hause gegangen und habe Lieder geschrieben. Ich werde weiter gut arbeiten und fleissig sein, wenn ihr mir mein Brot lasst. Warum wollt ihr mir kündigen, warum?»

Das Klavier stöhnte und weinte so herzerreissend, dass die Mutter von Helmut und Heinz einmal herunter schickte und den Alten ersuchte, endlich seine jüdische Wei-Wei-Musik einzustellen: sie habe Kopfschmerzen davon bekommen. Und Herr Lemberger wagte es von nun an nicht mehr, den Tasten seine Schmerzen anzuvertrauen und Schumann zu spielen.

Hatte er gesehen, wie Arnold gestern dem Helmut lachend auf die Schulter klopfte und ihn einen forschen Jungen nannte? Heute grüsste er Ruth ungeschickt und blickte gleich weg, damit er es nicht zu sehen brauchte, wenn sie seinen Gruss nicht erwiderte. Und sie sagte so weich und zart sie konnte: «'n Tag, Herr Lemberger», zögerte, ob sie nicht stehenbleiben soll, ihm die Hand auf die Schulter legen (er würde bestimmt zusammenzucken, die Menschen waren jetzt so nervös und eingeschüchtert) und ihm erklären, dass nur Arnold, nicht sie, Helmutforsch fand, und warum, warum sie weder Helmut noch Heinz noch deren Eltern und ihre neue Regierungforsch finden konnte. Ach, wie würde der alte Mann unter seinen dicken Lidern aufschauen, erleichtert und doch bedauernd, dass die nette junge Frau eine Leidensgenossin war. Die junge Frau, die so leichtfüssig und unbeschwert über die Stiegen huschte. Hatte man das Glück, gleich als Christ geboren zu sein, wurden einem viele Konflikte erspart. Wenn es einem sonst schwer im Leben ging, Geldsorgen, Arbeitslosigkeit – Gott behüte – Krankheit, aber zumindest *damit* brauchte man sich nicht auseinanderzusetzen, das war nun mal mit der Geburt erledigt. Vielleicht würde auch Herr Lemberger ahnen, dass es für ein jüdisches Mädels nicht ganz ohne war, mit einem Manne verheiratet zu sein, der Hitlerjungen auf die Schulter klopfte, in aller Unschuld, und obschon er seine Frau gern hatte. Aber das war nun einmal so bei den Ariern, dass sie alle Juden, die sie kannten und mit denen sie aufrichtig befreundet waren, vom Antisemitismus ausnahmen und sich dabei durchaus nicht im Widerspruch mit ihrer Rassentheorie fanden. Ja, aber sie durfte Herrn Lemberger nichts von all dem sagen, schon Arnolds wegen nicht. Je weniger Menschen wussten, dass er mit einer Jüdin verheiratet war, desto besser. Eine Ehe, in der ein Teil nicht arisch

war, galt als jüdisch. Ob aus dieser Tatsache Konsequenzen gezogen würden? Das wäre das Schlimmste. Lieber noch, wenn sie fort von der Bühne musste, von der süßen, geliebten Bühne, lieber alles, als wenn Arnold durch sie leiden musste. Überhaupt Arnold – und leiden? Dazu taugte er nicht, das durfte nicht sein. Gott sei Dank, sie sah nicht jüdsich aus, und vielleicht käme niemand darauf. Sie stand vor ihrem grossen Spiegel im Schlafzimmer und betrachtete sich objektiv-wissenschaftlich. Die Figur war tadellos, nicht sehr gross, aber geschmeidig, trainiert. Schmale Hüften – das war gut, sehr gut sogar, solche Hüften hatten in den Modejournalen die Französisinnen, allerdings waren sie etwas grösser von Wuchs. Brust dürfte sie schon mehr haben, ausserdem zwei Zentimeter höher. Die Beine sind schlank und gerade, übrigens hat sie noch nie eine Jüdin mit krummen Beinen gesehen, die existierten wahrscheinlich nur in den deutschen Gehirnen. Weiter: ein brauner Bubikopf, braun, nicht dieses jüdisch-blonde mit den dazugehörigen wässrig-blauen Glotzaugen (wo dieser Typ nur herkommen mag?), auch nicht schwarz gekraust, sondern kräftiges, braunes, schlichtes Haar. Aber die Augen – da lag es. Sie waren grau mit einem Stich ins Grüne, sie rememorierte schnell alles, was ihr je ein Mann über ihre Augen gesagt hatte. Alles oberflächliches Zeug. «Schöne Augen» – Quatsch. Es fehlte ihnen der sanfte Glanz im Blick des deutschen Mädchens. Da gibt es solche, die die tollsten Stückchen mit Männern und überhaupt aufführten, und immer mit diesem sanften, unschuldigen Ausdruck. So schauten Brunhilde und Kriemhilde, die beide grosse Luder waren. In ihren, Ruths, Augen lag etwas Zähes und Hartnäckiges: «Ihr wollt mich unterkriegen, ich lasse mich aber nicht», und das Wissen darum, dass die Welt schlecht sei und man sich hüten müsse. Aber auch dass sie schön ist und es sich lohnt, um sein Leben zu kämpfen, mit List und Geschmeidigkeit, wenn es nicht anders geht; und es war traurig, dass man diese List immer wieder anwenden musste, und auch darüber klagten die Augen und kamen nicht zur Ruhe. Und dann wollten sie immer erzählen, auch wenn sie nicht gefragt wurden, von grossen Patriarchen und Propheten, die mit dem Allerhöchsten freundschaftlich verkehrten, von Fürsten, die zugleich Weise und

Dichter waren, von Ägyptens Pyramiden, Meeren, die sich teilten, um die Kinder Israels durchzulassen, von Sandwüsten und dem sanften Jordan, von der Freundschaft mit dem zweiten Kulturvolk des Altertums, den freudigen Hellenen, deren Philosophie man für Nordeuropa gerettet hatte; vom stolzen Rom, einem ehrenvolleren Feind als den plumphen Neudeutschen; vom goldenen Zeitalter in Spanien, wo man Hand in Hand mit den stammesverwandten Arabern das Land zu hoher Blüte brachte und von den Scheiterhaufen, die nach der Niederwerfung des Islams nicht mehr erloschen. Überall zuerst freundlich eingeladen, als Pioniere der Kultur, überall vertrieben, sobald man sie nicht mehr brauchte, massakriert, verjagt. Keine Freunde und Bundesgenossen oder nur dann, wenn es zu helfen galt. Immer für die Sache eines fremden Volkes kämpfen, das einem dafür mit Hass und Verachtung zahlt. Nach aussen geduckt und gedemütigt, nach innen unbeugsam und hochmütig, ach, viel zu hochmütig. Und letzten Endes fremd. Fremd vor allem dieser robusten Feldwebelmentalität, die sich über nichts Gedanken macht, und dieser eigenartigen Holzpanzertoffelromantik.

Arnold schloss die Tür auf:

«Da bist du ja, Maus. Und ich stehe vor dem Klo und trommle wie ein Verrückter, ob dir nicht schlecht geworden ist. Da höre ich die verlegene Stimme der braven Müller: ‚Eenen Oojenblick, Herr Ingenieur, ick bin jleich fertig.‘ Was machst du denn da? Ach so, Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?»

«Arnold! Schau mich an! Nein, bitte, ich meine es ernst. Was für einen Eindruck würde ich auf dich als Fremden machen?»

«Einen schlechten! Ich muss dir wieder den Nacken ausrasieren. Gleich nach dem Essen. Ich habe jetzt einen Mordshunger und . .

«Findest du, dass ich jüdisch aussehe?»

«Nein! Was fällt dir ein?» Arnold ist beleidigt. «Wer hat dir denn so einen Blödsinn gesagt?»

«Gar kein Blödsinn, Arnold, ich kann es nicht ausdrücken, sieh meine Augen, da sind so traurige Pünktchen drin.»

«Die werden wir gleich weg haben, Maus. Heute nachmittag bin ich frei – einen ganzen Nachmittag haben wir für uns, denk dir! Also sag, dass du dich freust und lächle schnell, du bist dann noch einmal so hübsch.»

„Ja, Arnold, natürlich freue ich mich riesig, nur fürchte ich mich so, dass dir mal jemand vorwirft, du hättest eine Jüdin geheiratet.“

«Ach!» – Arnold macht eine ungeduldige Bewegung – «nun, und wenn schon? Dann sage ich ihm, es ist purer Neid, weil seine Frau nicht so schön ist wie die meine, und er soll sich um seine Sachen kümmern.»

«Aber es kann doch ein Erlass kommen . . .»

«Ach, lass das doch, Ruth. Ist ja bald unerträglich. Wenn ein Erlass kommt, dann werden wir sehen, was wir zu tun haben. Aber es wird gar kein solcher Erlass kommen. Das sind so Greuermeldungen, die manche Leute absichtlich austreuen, um unsere neue Regierung in Misskredit zu bringen. Wahrhaftig, wenn ich den Mut hätte, mich mit dir zu zanken, ich würde dir verbieten, zu deiner Schwester zu gehen.»

Arnold zieht sie an den Schultern zu sich, um die Schroffheit der letzten Sätze zu mildern. Aber sie weiss: im Spass gesagt, ernst gemeint. Recht geschieht ihr: warum versucht sie, Arnold immer wieder von Dingen zu erzählen, die er nicht versteht und die ihn nur reizen. Manches Mal ist er begriffsstutziger als die Müller. Die Müller, die Bescheid weiss, hat gestern gesagt: «Ihre Leute werden sich jetzt auch nicht gerade gut fühlen.» Mit der alten Müller ist sie jetzt überhaupt so gut befreundet, hat ihr übrigens versprochen, zu der Wahlversammlung der SPD in den Sportpalast zu gehen, sich die Sache mal anzuhören. Montag abends ist frei. W'as sie Arnold erzählen soll, weiss sie noch nicht. Wenn sie sagt, sie geht zur Schwester, wird er wütend. Wäre es Eifersucht – dann wär's schön, vielleicht ist es doch Eifersucht, aber nein, es ist ihm bloss unangenehm, wenn sie mit Leuten spricht, die über Deutschlands Erwachen Bescheid wissen. Deswegen wollte er auch nicht, dass sie Finks besuchte. Aber dies wiederum scheint ihr ein Beweis, dass er sich schwach fühlte, ohne Argumente, die die anderen schlagen konnten. Der ganze Nationalsozialismus hatte keine Argumente, war auf Gefühlsduselei aufgebaut und auf Beschimpfung der

Gegner. Die täglichen Paraden, Fackelzüge, Ovationen und Rundfunkreden, bis zu einem Pathos gesteigert, das nur um seinethalben selbst da zu sein schien, erinnerte wahrhaftig an die Methoden, mit denen das römische Cäsarentum die Unzufriedenheit des Volkes zurückdämmte, indem es ihm in Ermangelung von Brot wenigstens Spiele gab und die Verfolgung Wehrloser grandios inszenierte. Dass man das alles wusste und es dem Menschen, der einem am nächsten stand, nicht erklären konnte, so erklären, dass er es verstand! War es denn nicht natürlich, dass sie jetzt fast täglich die Schwester aufsuchte, die ähnlich fühlte wie sie, mit der sie ihre Sorgen teilte, der sie anvertrauen konnte, was sie bedrückte? Ach, Hanna hielt sich noch immer tapfer und tat das Nötige. Gestern wunderte sich Ruth, als sie Vicki gegen elf Uhr zu Hause fand, mit dem unvermeidlichen Bären Tommy im Arm, und fragte erstaunt: «Gehst du nicht mehr in den Kindergarten, Kleines?» Aber die Schwester zeigte mit den Augen: «Nachher», und dann erzählte sie ihr, sie habe vorgestern gehört, wie das Kind seinem Bären erzählte, die Juden hätten Deutschland zugrunde gerichtet. Am Abend vor dem Gutnachtkuss, als sie wie immer auf dem Bett der Kleinen sass und mit ihr die Ereignisse des Tages besprach, sagte sie ihr, sehr weich und ernst, sie dürfe nicht über die Juden Schlechtes sagen, denn auch sie, Willi, Papa und Mama seien Juden. Die Kleine erwiderte nichts, sah nur die Mutter aufmerksam an, als sähe sie sie zum ersten Male, und Hanna, etwas besorgt und unruhig geworden, brachte ihr von selbst ihren geliebten Tommy, obschon sie es sonst nicht gern sah, wenn Vicki den Bären, der sich tagsüber auf dem Boden und auf Gartenbänken herumtrieb, mit ins saubere Bett nahm. Als sie nach einer halben Stunde wieder ins Zimmer kam, um zu sehen, ob die Kleine schon eingeschlafen war, lag diese noch immer mit weitgeöffneten Augen da, eine strenge Falte auf der reinen weissen Kinderstirn. Und dann erkundigte sie sich bei der Mutter mit einem zaghaften, unsicheren Stimmchen, ob auch der Tommy ein Jude sei. Sie stellte keine Fragen, als Hanna sie am nächsten Tag nicht fertig machte, um in den Kindergarten zu gehen, auch heute hatte sie nichts gefragt. Was spielte sich in diesem fünfjährigen Hirn ab? Die Mutter wollte lieber nicht forschen, das Kind

sollte diese ganze Episode vergessen – wenn möglich. Heute kam die Frau Professor, um sie in den Lunapark abzuholen – ausserordentlich lieb von der Frau Professor, sie hatte ja genug eigene Sorgen. Ihr Mann war beurlaubt worden – ja wohl, Professor Glück, der Krebsforscher, Walters Chef. Man warf ihm zwei schwerwiegende Verbrechen vor. Erstens war er Jude, zweitens Pazifist, die Hakenkreuzstudenten hatten ihn niedergeschrien und seine Entfernung aus dem Lehrkörper verlangt. Auch aus dem Institut würde er wahrscheinlich bald entfernt werden. Walter sei ganz ausser sich, auch andere Assistenten, Christen, wollten bei der Regierung intervenieren, dass man ihm wenigstens erlaube, die laufenden Untersuchungen zu beenden – schliesslich gab es auch unter den Nazis Krebskranke. Aber wahrscheinlich werde der Professor selbst nicht bleiben wollen, heute erzählte seine Frau, er habe einen Ruf nach Warschau bekommen.

ANNA GMEYNER:
MANJA – EIN ROMAN UM FÜNF KINDER

«Nicht zum Thema gehörig»

Heidemann wartete in einem leeren Schulzimmer des Knabengymnasiums auf den Klassenvorstand seines Sohnes, der ihn zu einer Besprechung gebeten hatte. In dem schmalen Gang zwischen Wand und Bankreihen ging er nervös auf und ab. Offene Tintenfässer, bekleckste Bänke und an der Wand die Schlacht von Salamis. Die Atmosphäre warf ihn zwanzig Jahre zurück in die Bedrücktheit des Schülerdaseins mit zahllosen Erinnerungen und Ängsten, so dass er tatsächlich erschrak, als Doktor Wagner ins Zimmer trat. Die Männer kannten sich und reichten sich die Hände.

«Sie entschuldigen, dass ich hierher gebeten habe, wir sind hier ungestörter. Wollen Sie Platz nehmen?»

Da er sich nur auf eine Bank hätte setzen können oder auf den einzigen Stuhl auf dem Katheder, lehnte er dankend ab. Dr. Wagner folgte seinem suchenden Blick und errötete. Das scheue Lächeln machte sein Gesicht unerwartet knabenhaft. In diesem Kontakt ergab sich natürlich die Frage:

«Also, was hat mein Junge Schreckliches angestellt?»

Wagners Gesicht verlor die Röte und das Lächeln. «Es ist leider eine ernste Geschichte. Mein Kollege, Dr. Höck, wollte sofort Massnahmen ergreifen, ich habe ihn überredet, die Sache vorläufig mir zu überlassen.»

«Worum handelt es sich?» fragte Heidemann kurz.

«Dr. Höck hat im Geschichtsunterricht ein Aufsatzthema nach den neuen Richtlinien gegeben. Wollen Sie bitte lesen, was Ihr Sohn schreibt.»

Erleichtert fasste Heidemann nach dem blauen Heft. Während Dr. Wagner ihm den Rücken zuwandte und durch das offene Fenster auf die Strasse blickte, las er in der steilen, kindlichen Schrift seines Sohnes.

Nie wieder Krieg, heisst nie wieder Sieg, heisst nie wieder frei, heisst ewig Sklaverei. (Mit Berücksichtigung des Vortrages über den Weltkrieg und den Versailler Schmachvertrag.)

Ein weisser Zwischenraum zwischen dem Thema und der Ausführung. Heidemann konnte sehen, wie der Junge mit gefurchter Stirn, den Daumennagel am Mund, nachdachte, sich besann, Finger und Feder zugleich eintauchte und mit kräftigem Anstrich begann. Dann dachte er nicht mehr an das Gesicht des Kindes und las die Worte, die er schrieb.

«Als der Weltkrieg begann, war ich noch lange nicht geboren. Er fing 1914 an und dauerte vier Jahre, bis 1918. Er wurde beendet durch den sogenannten Frieden von Versailles.»

Heidemann lächelte, denn hier hörte er den Vortragenden Nachdruck auf das Wort *sogenannten* legen, den das Kind unbewusst in den Bericht aufnahm.

«Es war ein schlechter Friede für Deutschland. Ein Friede, der so geschlossen worden ist, enthält die Gefahr des neuen Krieges!»

Hier kam ein neuer Absatz, zum Zeichen, dass Heini sich nun nicht mehr mit der Wiedergabe des Gelernten aufhielt, das hiermit ein für alle Mal festgelegt und abgetan war.

«Wenn ich auch nicht auf der Welt war, weiss ich doch, wie der Krieg ist. Mein Vater hat ein Buch mit Photographien zu Hause. Ich erinnere mich an alle Bilder und werde sie nie vergessen. Da war eines von zwei Männern, die im Stacheldraht hängen mit den Köpfen nach unten und die Augen sind verdreht und der Mund ist offen, dass man glaubt, sie schreien, aber sie sind tot. Da war eines, das habe ich am allerlängsten nicht ansehen können. Über dem Gesicht war ein Tuch und nur der Bauch eines Soldaten, aus dem die Gedärme heraushingen wie Schlangen. Mir ist ein paarmal dabei schlecht geworden, aber weil ich Arzt werden will, habe ich es immer wieder angesehen. Und dann war ein Friedhof in Flandern, ein Kreuz am anderen, schwarze und weisse und nichts darauf. Das sind Gräber von unbekanntem Soldaten.

Ich möchte kein Soldat werden. In früheren Zeiten brauchte man mehr Tapferkeit im Krieg als jetzt, denn da hat sich im Nahkampf ein Gegner mit dem anderen geschla-

gen. Aber seit man die Kugeln erfunden hat, die weit schießen, während man sich versteckt, und seit man Gas und Bomben von Flugzeugen herunterwerfen kann, seither kann ein Feiger viele Tapfere töten und viele Wehrlose und das ist abscheulich. Das Beste wäre noch, wenn ein König oder Präsident jedes Landes, oder, wenn sie alt sind, ihre Söhne gegen den König oder Präsidenten des feindlichen Landes so lange kämpften, bis einer besiegt ist, dann würde doch nicht das ganze Land hineingezogen. (Natürlich, für die Königin wäre es nicht schön.) Wenn Deutschland den Frieden diktiert hätte, wäre es genauso ungerecht gegen Frankreich gewesen, denn wenn man jemand hasst, ist man nicht gerecht und vernünftig, sondern will seinem Gegner schaden.»

Kleiner Elefant im Porzellanladen, dachte Heidemann, nicht ein einziges der Pardestücke, das er nicht umgeworfen hat. Es bleibt kaum ein Hühnerauge übrig, auf das er noch treten könnte.

«Man muss einmal aufhören, Menschen Helden zu nennen, die einfach kein Mitleid und keine Rücksicht haben. Jungens, die Käfern die Beine ausreißen und Frösche von hinten aufblasen und sie dann mit dem Fuss zerklatschen, können leicht, wenn sie gross sind, solche Helden sein. Wirkliche Helden sind Menschen, die sich für das, was sie glauben, verbrennen und töten lassen wie Christus oder Galilei. Für Totschlägen wird man im Frieden zum Tod verurteilt und im Krieg bekommt man Orden dafür. Ich verstehe das nicht. Warum lernen wir nicht lieber, wie eine menschliche Lunge oder ein Herz aussieht, nicht nur auf den Bildern in der Naturgeschichte. Ich weiss noch, wie mir das mein Vater erklärt hat. Wie ein zarter Fächer, unglaublich schön. Oder Blutkreislauf. Man wird dann nicht so leicht Handgranaten schmeissen. Wenn ich ein Kaiser wäre oder der Führer, würde ich verbieten, dass man den Kindern vom Krieg erzählt, und ich würde sie alles von Menschen und Tieren lernen lassen, dass sie eine grosse Liebe dazu bekommen. Ich finde auch nicht, dass man stolz darauf zu sein braucht, dass man ein Deutscher ist. Ich finde, andere Menschen verachten, weil sie etwas sind, für das sie nichts können, genauso wie Tieren Beine ausreißen.»

Hier wurde die Schrift kaum leserlich vor Eifer. Heide-

mann konnte sehen, wie das Klingelzeichen den Jungen überraschte, als er noch furchtbar viel zu sagen hatte.

«Das wird den Menschen später genauso komisch vorkommen, wie dass die Hunnen das Fleisch unterm Sattel weichreiten mussten.

Ich glaube, später, wenn die Welt viel vernünftiger ist, wird es keine Soldaten mehr geben und ganz wenig Waffen. (Vielleicht nur für die Polizei.) Man wird die Uniformen in den Museen sehen können, wie wir jetzt die Mumien und Ritterrüstungen.»

Hier endete der Aufsatz. Dr. Höck musste die Geduld verloren und Heini die Arbeit abgenommen haben, ehe sie zu Ende war. In der schiefen, pedantischen Schrift des Lehrers stand darunter: «Verwirrtes Geschwätz, nicht zum Thema gehörig. Gegebene Fakten völlig falsch dargestellt. N.G.»

Ein paar Augenblicke noch, ehe er sich umwandte, um sich dem Gespräch zu stellen, haftete Heidemanns Blick auf der Schrift des Kindes, auf einzelnen Sätzen, die ihn erschütterten hatten. Dann schloss er das Heft und reichte es Dr. Wagner.

«Haben Sie den Aufsatz gelesen?» fragte er.

„Ja.“ Er sah an Heidemann vorbei auf den schwarzen Rahmen der Schlacht von Salamis.

«Was will Dr. Höck tun?» fragte Heidemann.

«Er hat zunächst zwei Stunden Karzer beantragt. Der Junge soll den Aufsatz noch einmal schreiben.»

«Und wenn er sich nicht fügt . . . ?»

Wagner zuckte die Achseln. „Es ist stärkerer Widerstand gebrochen worden als der eines Kindes.“

Pause.

«Kann man mit Dr. Höck sprechen?»

«Wenn Sie wünschen, Dr. Höck ist ein ausgezeichnete Historiker, gilt für einen erfahrenen Pädagogen.»

Kurzes Schweigen.

«Ich kannte den früheren Geschichtslehrer der Jungen», sagte Heidemann.

«Dr. Emst ist seit zwei Monaten nicht mehr an der Anstalt.»

«Ich weiss. Das ist sehr schade.»

«Dr. Höck gilt als der bessere Historiker.»

Schweigen. Schon nach den wenigen Sätzen stand spürbar eine Mauer, hinter der sich der eine verschanzte, als griffe ihn der andere an.

«Es ist leichter wegzugehen, als an seiner Stelle stehen-zubleiben», sagte Wagner gereizt. «Man muss mitmachen, sonst ist man stumm. Die Geschichte geht sehr schnell über einen zur Tagesordnung über.»

«Das ist wahr.»

Etwas an der Bewegung, mit der Heidemann den Kopf senkte, an der Linie der ergrauten Schläfen, der stillen Bestätigung, änderte in einem Augenblick die Stellung der beiden. Ab sofort, damit das Gespräch nun, da es ermöglicht war, nicht zustande käme, kehrte Wagner zum Anfang zurück.

«Ich habe Ihren Jungen gern; ich halte viel von ihm. Machen Sie ihn nicht zu einem Märtyrer; er ist zu gesund dazu. Dr. Höck ist . . . «ist ein ausgezeichnete Historiker, hörte er sich vollenden und rannte hastig den Satz mit dem anderen um . . . « ist ein Fanatiker, der keine Rücksicht kennt. Ich kann den Jungen nicht schützen. Höck steht völlig auf dem Boden des offiziellen Lehrplans.»

«Ich verstehe vollkommen, aber was kann ich dabei tun», fragte Heidemann leise.

«Stärken Sie das Kind nicht in seinem Widerstand; Sie haben unbeschränkten Einfluss auf ihn. Wenn er morgen den Aufsatz in der gleichen Art schreibt . . .» Er brach ab, zuckte die Achseln, erinnerte sich jetzt erst, dass er eine Zigarette nehmen könnte und fasste hastig in die Westentasche.

«Danke.» Heidemann lehnte die Zigarette ab, seine Hände streiften dabei die des anderen. Keines der warmen, lebendigen Worte, die der Augenblick gebot, kam über die Lippen. Jede Erklärung schien pathetisch und leer. Der andere hatte alles für sich, die öffentliche Meinung, die Vernunft, das Urteil der Mehrheit. Er hatte recht und jede Erklärung, warum er trotzdem unrecht hatte, schien eine törichte, schwatzhafte Predigt. Die Stummheit der Krise. Nicht zu brechen. Heidemann sagte nur: «Es ist sehr freundlich von Ihnen, Dr. Wagner, ich werde mit dem Jungen re-

den. Verzeihen Sie, dass ich Sie so lange aufgehalten habe.»
«Auf Wiedersehen», erwiderte hastig Dr. Wagner und erschrak, da er Heidemann verabschiedet hatte, bevor er noch daran dachte zu gehen.

Heidemann berührte einen Augenblick seine Hand.

«Auf Wiedersehen.»

Als Heidemann hinausgegangen war, hatte Wagner das Gefühl, er müsste ihm nachlaufen und ihn zurückhalten. Er erinnerte sich, obwohl er es vermieden hatte, ihn während des Gesprächs anzusehen, jedes Zuges in dem vergrämten Gesicht und er wusste Rede und Gegenrede des Gesprächs, wie es hätte sein müssen, offen wie zwischen Männern gleicher Art, warm wie zwischen Freunden. Er hatte ein Gefühl von Enttäuschung, scharf wie Schmerz, dass die Gelegenheit für immer versäumt war. Nicht einmal, dass er den Aufsatz mit atemloser Freude gelesen, dass der entlassene Dr. Ernst sein bester Freund gewesen war, und dass er Höck nicht leiden konnte, hatte er gesagt. Er nahm den Zwicker von der Nase und seine hellen vorstehenden Augen, die ohne Gläser wie nackt waren, blickten in ihrem verzerrten, kurzsichtigen Glanz traurig auf das unbewegte Viereck der Schlacht von Salamis.

ROBERT BRAUN: ABSCHIED VOM WIENERWALD

Die Wehrgasse im Bezirk Margarethen ist ein lebenswürdiges Bürgergässchen. Die meisten Häuser, dreistöckig und im Stil der sechziger Jahre gebaut, einst im Vorort ausserhalb der Stadtmauer gelegen, beherbergten Mieter, denen gewiss nichts unliebsamer war als die tägliche Rieseninvasion vor ihren Fenstern. Das Verhängnis bestand darin, dass es dort ein altes Kommissariat gab, ursprünglich für den Gebrauch dieses kleinen Rayons bestimmt, jetzt aber als Zentrale für die Ausstellung von Auswandererpässen eingerichtet. Das Amt konnte natürlich den Ansprüchen von so vielen Tausenden, die sich vor seinem Tor stauten, nicht nachkommen. Es gab mehr als 175'000 Betroffene in Wien, von denen sich ein grosser Teil dahin suchen musste.

Warum, frage ich mich Jahre später, liess man die Maschinerie mit ihren so unzulänglichen Mitteln gerade in dieser Biedermeiergasse abspielen? Hatte man vielleicht das Amt für Auswanderer an einer so entlegenen Stelle gewählt, damit die Vorgänge kein Aufsehen erregen sollten? Die meisten Wiener hatten ja nicht viel Ahnung, was sich mit den Juden in ihrer Stadt eigentlich begab, wenn sie nicht in der Leopoldstadt wohnten, und sollten wahrscheinlich auch weiter in Unkenntnis bleiben. Fremde verirrteten sich kaum in diesen abseitigen Bezirk. Ich sah 1938 manchmal englische oder amerikanische Journalisten mit ihrem Nationalzeichen im Knopfloch durch die Stadt promenieren und die Dinge in der Kärntnerstrasse scharf beobachten. Aber von der Wehrgasse wussten sie anscheinend nichts. Ein einziges Mal waren wir Anstehenden Objekt einer photographischen Aufnahme. Was aber war mit dem Bild einer langen Queue-Reihe schon gewonnen, um die Aufmerksamkeit der Welt auf solche erbärmliche Zustände zu lenken? Man ist gewohnt an Illustrationen des Schlangenstehens und stellt sich darunter nichts allzu Dramatisches vor. Die Schikanen, denen wir ausgesetzt waren, konnte man auf keinen Fall aus solchen Fotos herauslesen.

Von den Dingen, die mir in der Wehrgasse bevorstanden, hatte ich indessen gehört und konnte mich deshalb nicht so schnell entschliessen, dorthin zu gehen. Ich sage es offen: Es war mir peinlich, in meiner eigenen Stadt als Ausgestossener zur Schau zu stehen. Ich war doch in Wien geboren, meine Familie von Seiten der Mutter seit etwa zwei Jahrhunderten hier ansässig, meine Vorfahren angesehene Ärzte. Jetzt sollte ich mich als Auswanderer und bereits Fremder sehen lassen. Hoffte ich aber, jemals ins Ausland zu gelangen, musste ich die Wehrgasse auf mich nehmen. Sie war nicht zu umgehen. Jemand hatte mir nun einen gelben Zettel geschenkt, der mich dort gleich zu einem bevorzugten Platz und also abgekürzten Warten berechtigte. Da nahm ich die Gelegenheit wahr.

An einem Julimorgen fuhr ich mit der ersten Strassenbahn in die Stadt und ging in den Bezirk Margarethen, wo die Gasse liegt. Schon von weitem konnte ich merken, wie es mit ihr bestellt war. Es zog sich eine unabsehbare Menschenreihe, zu zweit oder dritt dicht beieinander, vom alten Tor des Kommissariats bis weit hinaus, da und dort flankiert von Wachleuten. Als ich den gelben Zettel einem der Anstehenden hinhielt, lachte er und deutete nach hinten. Auch andere bekräftigten die Auskunft mit entsprechenden Gesten.

Ich ging also die Reihe weiter, die durch einen Zwischenraum von der ersten geschieden war.

Man rief mir entgegen: «Rot? Hier steht Rot!»

«Nein, gelb», erwiderte ich und zeigte den Zettel.

Erneutes Lachen. «Ganz hinten!»

Ich ging die ziemlich lange Wehrgasse weiter und passierte, wie sich zeigte, verschiedene Regionen von Farben. Endlich hatte ich meine Gruppe gefunden, die selber trotz der frühen Morgenstunde schon eine Schlange von ansehnlicher Ausdehnung bildete – hatten sie sich schon in der Nacht hier angestellt? –, und reihte mich an.

In der Hitze dieses Sommers stand ich lange auf demselben Fleck. Das Vorrücken erfolgte in Zentimetern. Nach zwei Stunden hatte ich gerade mühsame zwei Meter zurückgelegt, als der Polizist, der unsere Kompanie abpatrouillierte, eine weithin sichtbare Gebärde machte: «Bis dahin und nicht weiter!»

«Auf Wiedersehen morgen, der Herr», scherzten Bur-schen aus der Leopoldstadt. Man sah ihnen an, dass sie, wenn es darauf ankäme, sich täglich ein ganzes Jahr lang ver-sammeln würden. Sie wollten nach Palästina.

* * *

Am nächsten Tag stand ich zeitiger auf, damit ich noch früher in der Wehrgasse sein konnte. Ich musste ein grosses Stück zu Fuss zurücklegen, da noch keine Strassenbahn ver-kehrte. Als ich endlich zur bestimmten Zeit dort eintraf, konnte ich doch keinen Unterschied gegen gestern fest-stellen. Wieder war ich längst überholt. Ich ging lange an Wartenden vorbei, bis ich mich den letzten anschliessen konnte. Und wieder kein geringstes Vorrücken. Nach einer Stunde, nach zwei Stunden auf genau demselben Fleck! Vielleicht sassen die Beamten noch gar nicht an ihren Ti-schen? Unterhielten sie sich ausgiebig – worüber? –, wäh-rend die Queue durch Hinzuströmende ständig anwuchs?

Die Sonne schien unbarmherzig auf unseren Gehsteig. Es brütete Hundstagehitze über Wien. Ich spürte die elek-trische Spannung in mir als eine wachsende Empörung – was trieben sie denn mit uns, waren wir Schlachtvieh, das registriert wurde? –, und manchmal entlud sich der Blitz auch in den anderen. Es kam zwischen den Polizisten, die uns kontrollierten oder verächtlich anschrien, und Leu-ten, die aus der Reihe traten, zu Zusammenstössen. Ein junger Mann wurde deswegen herausgegriffen und arretiert. Mit Entsetzen sahen wir, wie er über die drei Eingangsstufen der Wachstube und hinter ihre schwarze Glastür geschleppt wurde. Verbot man ihm jetzt die Auswanderung? Wir at-meten auf, als er wieder erschien. Es geschah aber auch, dass ein Deliquent nicht mehr zum Vorschein kam.

«Wozu den Polizisten reizen?» bemerkte ein weiser Friedensfreund hinter mir. «Was nützt es ihm jetzt? Er be-kommt keinen Pass und bleibt in der Mausefalle.»

«So ist es», sekundierte ein anderer. «Zuerst der Pass und dann das Weitere.» Es war geraten, sich nicht allzu offen zu äussern, worin «das Weitere» bestand. Man konnte nie wissen, ob sich nicht Sendlinge der Gestapo in der Reihe

befanden. Ich sah es aber seiner Miene an, dass er sich dieses «Weitere» für den Augenblick aufsparte, da er den Boden des Auslandes betreten würde.

«Herr Inspektor!» rief ein dritter den Polizisten an, wobei er wohl mit der Verleihung der hohen Charge die Obrigkeit für sich zu gewinnen wollte. «Ich geh' nur für einen Augenblick aus der Reihe und kauf' mir Birnen.»

Der Polizist würdigte ihn keiner Antwort. Es bedeutete wahrscheinlich die Form seiner Erlaubnis. Denn der Mann lief schon in den nahen Laden.

«Ich bin Lehrerin von Beruf, habe aber eine Anstellung als Dienstmädchen in London angenommen», flüsterte eine junge Jüdin neben mir. «Wenn ich dorthin komme, werde ich erzählen, wie es hier zugeht. Das Ausland soll es wissen.»

Sie hatte ein edles Gesicht, auf dem sich die Empörung über die eben erlebte Arretierung im Schmelz der Haut wie ein dunkler Hauch ausbreitete. «Was hat der Bursche denn getan, dass sie ihn abführen? Ein Schritt aus der Reihe ist doch kein Verbrechen! Lauter Schikanen!» Der Polizist näherte sich und beendete mit seinen Schritten unser Geflüster.

* * *

Es gab an diesem Tag kein Vorrücken. Wir standen wieder vergeblich! Was war der Grund, dass wir nach Stunden um keinen Meter vorwärts kamen? Aus dem hübschen Altwiener Fenster im Haus zu Linken – leuchtend gelbe Kresse hing von dort herab – neigte sich ein weisshaariger Frauenkopf, blickte auf uns, dann auf die lange Reihe hinter uns. Ihre Hände strichen über den sauberen Fensterpolster. Es mochte ihr aufgefallen sein, dass sich heute der Zug unter ihr nicht weiterbewegte. Was sich bewegte, war da und dort ein Taschentuch, das Kühlung zufächeln sollte.

«Die arischen Rechtsanwälte sind drin», erklärte ein Eingeweihter. «Die halten alles auf, wenn sie kommen.» Ich erfuhr, dass heute «ihr Tag» war.

Ja, richtig! Wir hatten vor vielleicht drei Stunden einen Trupp von offenbar bevorzugten Herren mit Aktentaschen weit vorne durch den Haupteingang verschwinden sehen.

Das waren die Juristen, die gegen Bezahlung von 60 Mark die „Judenpässe“ besorgten. Sie waren natürlich vom Anstehen befreit, mochten aber ganze Stöße von Gesuchen mit sich führen. Immerhin erwachte die Hoffnung auf ein energisches Vorrücken, wenn sie endlich abgefertigt waren.

Wir hatten trotzdem weiterzuwarten. Nach längerer Zeit sahen wir unseren Polizisten wieder einmal die Reihe abschreiten und mit der flachen Hand die Geste des Abteilens machen. Was jenseits war, erhielt den Abschied und diesmal einen roten Zettel. Ich befand mich unter den Beteilten.

*

Die Wiener Schutzleute hatten harte Gesichter bekommen und verbargen sich hinter dieser Maske. Es gab auch einige mit solcher Verbissenheit in der Miene, dass es geraten war, sich nicht in Dispute einzulassen. Sie erhofften sich wohl mit den neuen Methoden eine bessere Karriere und wollten also zeigen, wie man mit Leuten, wie wir es waren, kurzen Prozess macht.

Die meisten schienen jedoch nachsichtig auf alte Wiener Weise. Ich glaubte sogar, dem einen oder anderen anzusehen, dass er gar nicht so unähnlich dachte wie wir. Die Reihe der Wartenden, die sie bewachten, waren ja Menschen aus dem Volk, Mittellose, Studenten oder Alte, die sich sämtlich die Kosten von 60 Mark für den arischen Rechtsanwalt nicht leisten konnten.

*

Das nächste Mal wurden alle, die über einen roten Zettel verfügten, unter Aufsicht von Wachleuten ziemlich weit von der Wehrgasse weg – und dann wieder zurückgeführt. Es handelte sich um etwa 100 Personen, und es gab also eine lange Prozession, die nur in Trupps über die Fahrbahn gelassen wurde. Da wir allesamt Schicksalsgenossen waren, empfand ich es nicht mehr so peinlich, Blicke von Fenstern ausgesetzt zu sein oder von Passanten neugierig angeblickt zu werden. Im Gegenteil! Als wir nach dieser Umgruppierung wieder in die Wehrgasse einzogen, erschien sie mir plötz-

lich in einem unbeschreiblichen Zauber. Die alten Häuser leuchteten mild in der Sommersonne. Wenn ich aus einem anderen Anlass hierher gekommen wäre, hätte ich mich in Toreingängen umgesehen oder in die Höfe geblickt, die oft noch Gärten glichen. Die vorgebauten verglasten Erker, die hübschen Maueromamente, die braunen Ziegeldächer mit den Schornsteinen aus der Biedermeierzeit machten die Front überaus behaglich. Nichts fremder in dieser Umgebung als unser trauriger Zug.

Während des Wartens machte ich manche Bekanntschaft.

Doch hörte ich nie, auch nur geflüstert, ein Schimpfwort. Manchmal sah ich eine Frau im Gespräch aufweinen. Sie erzählte von ihren Erlebnissen.

Eine Nachbarin hatte sich beim Steueramt Leopoldstadt um ein Uhr nachts angestellt, um am nächsten Morgen rechtzeitig daranzukommen, war aber bedroht worden und musste fliehen. Ein junger Mann neben ihr war durch einen Schlag in Ohnmacht gefallen.

«Was soll man denn machen? Wenn wir den Steuerzettel nicht haben, bekommen wir ja keine Ausreise», klagte sie mit der armen Würde, die ihnen allen eigen war.

Ich fragte einen Burschen, ob es stimmt, dass die Trottoirs in der Leopoldstadt mit Glassplittern übersät seien.

«Es wird viel geredet», erwiderte er vorsichtig. «Man muss sich hüten davor.»

Er wusste vielleicht nicht, ob er mir trauen und offen reden könne. Die Angst vor Angebern war gross. Ich hatte doch durch einen Freund die sichere Nachricht von den zertrümmerten Auslagscheiben in diesem Stadtteil erhalten und wollte sie nur bestätigt haben.

*

Es kam endlich der Tag, da ich das Tor des Kommissariats in Reichweite vor mir sehen konnte. Trotzdem musste ich noch mit weiteren Tagen rechnen. Meine Frau besuchte mich, um mir das lange Anstehen durch eine Erfrischung zu erleichtern. Sie brachte mir die ersten Marillen des Jahres 1938 – zugleich die letzten für lange.

Derselbe junge Mann, der es nicht zuzugeben wagte, dass auf den Gehsteigen der Leopoldstadt Splitter lagen, gab mir auf dem Schneckengang zum Tor einen guten Rat.

«Wenn Sie in das Zimmer im oberen Stock kommen, trachten Sie, dass Sie dem Herrn am mittleren Schreibtisch entgehen. Er ist ein bisschen barsch.»

«Ein bisschen barsch»! Das Wort, das heute wenig gebraucht wird, diente in Zeiten, wo man noch auf Anstand sah, als Dämpfung temperamentvoller Rede. Ich konnte mir also vorstellen, was er mit diesem vorsichtigen Ausdruck meinte. Er schien hier schon bekannt zu sein und davon zu leben, dass er sich für andere um Pässe anstellte. Da durfte er sich nicht in Verruf bringen.

Als ich endlich bis zum Tor des Kommissariats vorge-rückt war, hatte ich noch das wilde Gedränge eines Trichters zu überstehen. Immerhin beförderte mich der Schub ins Innere des Hauses. Wir standen nach Wochen heisser Sonne jetzt in einem dunkel schattigen Flur – dem Ziel nah. Dann passierten wir eine Tür, konnten die alte Amtsstiege betreten, die übel roch, dicht gepackt wie Heringe. Ein Zimmer, wo Formulare zum sofortigen Ausfüllen herumlagen. Und schliesslich hiess es: sich anstellen vor der letzten Tür des Ganges.

Ein Beamter riss sie auf und schrie heraus: «Nur vier!» Als ein neuer Schub mich in den Amtsraum presste, kam ich aber in die Klemme zwischen der vorstürmenden Tete und den nachdrängenden Hintermännern, so dass ich zu weit ins Allerheiligste geriet – gerade vor den mittleren Schreibtisch.

Der Polizeibeamte sprang wütend auf, packte mich an der Brust und stiess mich so heftig nach hinten, dass die anderen erschrocken zurückwichen.

«Hab ich nicht gesagt: Nur vier!», brüllte er, dass sein heisser Atem mein Gesicht streifte.

Ich hatte zwar seine Vorschrift vernommen, hätte aber unmöglich etwas gegen ihre Übertretung ausrichten können. Ich konnte dem gereizten Mann nichts erklären. Er war wohl der Beamte, der als «ein bisschen barsch» galt.

Beim nächsten Öffnen wurde ich erneut eingelassen. Eine Beamtin übernahm friedlich meine Agenden, holte

das Heft hervor, das als Pass für mich bestimmt war, und trug die Daten ein. Soweit war ich also gekommen.

An den übrigen Schreibtischen spielten sich indessen erregte Szenen ab. Es fehlten Papiere. Der Verkehr ging schreiend vor sich.

«Schweigen Sie! Wenn Sie frech sind, lass ich Sie abführen ... Da haben Sie den ganzen Packen!» Der «ein bisschen Barsche» schlug dem Mann die Akten so heftig an die Brust, dass sie zu Boden fielen.

«Der nächste!» schrie er, während der Abgewiesene gebückt die verstreuten Blätter zusammensuchte.

Ich hatte es wenigstens bis zur Einreichung gebracht.

* * *

Unser Auswanderungsplan nahm endlich Gestalt an. Meine Frau sollte so lange in Wien bleiben, bis es mir gelungen war, mit Hilfe eines Durchreisevisums nach Jugoslawien zu gelangen. Als einziges Land erteilte es die Bewilligung an Getaufte. Es hiess, dass Erzbischof Stepinac in Zagreb jüdische Katholiken für einen begrenzten Aufenthalt unterstützte. Inzwischen würde sie mit unserer Tochter von Schweden aus versuchen, mich hinüberzubringen. Der Plan setzte aber weite Fahrten voraus; von Wien über Fiume und entlang der französischen Küste bis in den Norden. Und nach Schweden war es auch eine lange Strecke. Wie sollten wir das Geld dafür aufbringen?

Es gab nun damals einen Mann in Wien, der gerade für diese brennenden Sorgen seine Hilfe zur Verfügung stellte. Es war ein Holländer mit Namen Gyldemeester, der im ersten Stock eines Barockhauses in der Wollzeile ein ganzes Appartement für seine wohltätigen Zwecke gemietet hatte. Dieser Menschenfreund, von dem merkwürdigerweise niemand mehr etwas weiss, obzwar er Tausende von Hilfsbedürftigen dieser Zeit gerettet hat, sollte, so hörte ich, Nazisten, als sie in Österreich verfolgt wurden, zur Flucht nach Deutschland verholfen haben. Zum Dank dafür erlaubte man ihm jetzt, Juden zu unterstützen. Allein diese Hochherzigkeit zeugt für die Intention eines echten Philan-

thropen, und es ist umso erstaunlicher, dass man Gyldemeister nach dem Krieg für seine Verdienste nicht gedankt hat. Nie habe ich seinen Namen erwähnt gelesen, obwohl es doch der Mühe wert wäre, über die Person und das Schicksal eines solchen Mannes unterrichtet zu sein.

Es gab in seinem Büro etwa zehn Angestellte, die sich der Bittsteller annahmen und ihnen, im Gegensatz zu den Ämtern, mit wohltuendem Zuhören und Ratschlägen entgegenkamen. Niemand schrie hier, niemand regte sich auf. Es herrschte die früher so selbstverständliche Bereitschaft eines amtlichen Verkehrs. Wenn jemand nachweisen konnte, dass sein Aufenthalt etwa in Shanghai oder Brasilien gesichert war und nur das Geld für die Reisekosten fehlte, konnte er damit rechnen, dass er es auch erhielt. Woher Gyldemeister über solche Summen verfügte, wusste niemand. Die Hilfsstelle des Erzbischofs von Wien sollte daran beteiligt sein.

Auf jeden Fall war dies für viele eine Rettung. Ich konnte also schon jetzt mein Gesuch einreichen und Formulare ausfüllen. Dieser vorbereitende Schritt sollte allerdings unerwartete Folgen haben.

* * *

Es war wieder ein heisser Tag des Sommers 1938. Ich stand in einem der Amtsräume des Hauses und wartete. Man hatte mir beim Eintritt die Nummer 92 verabreicht. Sie befand sich aber, wie gewöhnlich bei Gyldemeister, nicht auf einem kleinen Zettel, sondern auf einem quadratischen Blatt aus weisser Pappe, das die ungewöhnliche Grösse eines Schulheftes hatte. In diesen alten, ungelüfteten Räumen standen wir ziemlich nahe beieinander, und jeder hielt sein Zeichen sichtbar in der Hand, da es sich ja nicht in die Tasche stecken liess. Die wenigen Stühle waren älteren Personen vorbehalten. Wir wussten nicht, was tun, weil es eben wieder – wie in der Wehrgasse – zu warten galt. Der eine oder andere löste das Kreuzworträtsel der Tageszeitung auf und benützte stehend die Wand als Unterlage.

Ich suchte auf dem knarrenden, unebenen Parkettboden einen Ausweg, um mir ein bisschen Bewegung verschaffen,

und entdeckte dabei einen seitlichen Verandagang, von dessen trüben Glasscheiben ich in einen verwahrlosten Lichthof sah. Es war drückend heiss, und ich benützte mein Nummemblatt, um mir ein wenig Kühlung zuzufächeln. Dabei kam mir wieder einmal das Untröstliche dieses Sommers – beim Anblick des Hofschachtes – zu Bewusstsein, und die Riesennummer 92 trat mir, wie ein Sinnbild dieser Untröstlichkeit, quälend vor Augen. Es wurden von Zeit zu Zeit andere Zahlen ausgerufen. Aber man hielt noch immer in der Reihe bis fünfzig. So mochten noch gut ein bis zwei Stunden vergehen, bis ich darankam.

Zur gleichen Zeit schienen andere auch mit wachsender Ungeduld zu tun zu haben. Ich sah eine alte, hagere Dame auf einem Stuhl ihr weisses Pappeblatt immer wieder vor Augen halten und kurzsichtig lange studieren.

In diesem Augenblick wurde mir blitzartig bewusst, wie weit es mit mir schon gekommen war. Die Nummer 92 sagte es mir. Ich konnte mich ja nur um den Preis eines ganz geduckten Lebens retten. Muckte ich nur im Geringsten auf, ergriff mich die Gestapo. Ich war wie die Sklaven der Antike. Die riesige Nummer, die ich in der Hand hielt, zeigte es mir mit ihren Ziffern, als wäre sie mein Sträflingszeichen. Trotz meiner 42 Jahre und aller Mühe und Arbeit. Ich stand mit anderen zusammengepfercht, die das gleiche Schicksal trugen. Waren wir im antiken Rom, wo es immer hiess: «die Sklaven»? Ich wurde nicht fertig mit dieser Frage.

Man rief schliesslich doch die Nummer «92» aus. Ich trat an den Tisch, erhielt einen Bogen, füllte Rubriken aus, überreichte mein Ansuchen für die möglichen Reisen nach Jugoslawien und Schweden. Die Fahrkarten könne ich schon innerhalb 24 Stunden erhalten, wenn ich bestimmte Zusagen besässe, sagte man mir. Ich hatte also alles getan, was im Augenblick zu tun war – wie in der Wehrgasse. Würde aber der Plan gelingen? Würden sich die Gelegenheiten so ergeben, wie wir es voraussetzten? Die vielen Misserfolge hatten mich misstrauisch gemacht.

Die grosse Zahl 92 auf meinem Parteiensettel liess mich indessen nicht los – auch später nicht, auf der Strasse. Sie war wie in mich eingebrannt, wie es die Nummer im Körper

des Tieres ist, die man ihm als Eigentumszeichen ins Ohr oder ins Fell einstempelt.

* * *

Als ich zu meiner Mutter kam um ihr von dem Besuch bei Gyldemeester zu erzählen, hatte meine Schwester, die sich dort befand, gerade Besuch. Die Wiener Tänzerin, der Stern der zwanziger Jahre, Grete Wiesenthal war bei ihr. Mein Bruder, der sich in der Schweiz aufhielt und dessen Freundin sie war, hatte sie wohl auf die Notlage unserer Familie aufmerksam gemacht. Zugleich galt es, ihn selbst um jeden Preis vor einem Zurückkommen nach Österreich zu warnen. Es gab also zwischen ihr und meiner Schwester manches zu besprechen, da diese über alle seine Pläne unterrichtet war. Ich wusste nichts davon, sondern sollte nur ins Zimmer kommen, um die berühmte Dame zu begrüßen, die ich von strahlenden Aufführungen ihrer Tanzkunst im Konzerthaus kannte.

Grete Wiesenthal empfing mich nicht herablassend, sondern zeigte sofort eine ehrliche Teilnahme. Diese Wärme wirkte befreiend auf mein verwundetes Selbstbewusstsein. Obzwar ich noch nie mit ihr gesprochen hatte, konnte ich ihr gleich von meinem Erlebnis bei Gyldemeester erzählen. Sie erfuhr also, wie wir Bittsteller, mit den riesigen Nummernkarten in den Händen, stundenlang in den schwülen Räumen gewartet hatten und wie mich der Anblick meiner Nummer 92 von meinem neuen, unerbittlichen Sklaventum überzeugte. Wie ich mich im Zustand eines der Millionen Rechtlosen vor 2'000 Jahren fühlte, trotz meiner Arbeiten als Schriftsteller, trotz meines Doktorgrades, trotz meiner Studien seit vielen Jahren. Verhaftete mich die Gestapo heute Nacht, weil ich etwa von einem Angeber angezeigt worden war, und kam ich ins Konzentrationslager Hitlers, dann gab es kaum mehr eine Rückkehr zu meiner Familie, ins Leben.

Grete Wiesenthal hatte aufmerksam zugehört und konnte am Ende kaum ihre Teilnahme beherrschen.

«Jetzt soll er zeigen, was er kann!» rief sie zu Käthe hin. «Er muss ihn nach Schweden bringen.» Mit «ihn» meinte sie mich. Wer aber war «er»?

Meine Schwester suchte zu erklären, um wen es sich handle.

«Grete war vor vielen Jahren in Stockholm mit dem bekannten Orthopäden Dr. Silfverskjöld verheiratet», sagte sie. «Er ist ihr aber weiter ergeben und hat Einfluss», fügte sie hinzu. Sie mochten schon vorher beide von ihm gesprochen haben.

«Ich werde meinem geschiedenen Mann zusetzen», ergänzte die Tänzerin den Kommentar meiner Schwester. «Er hat mir immer versichert, ich soll mich an ihn wenden, wenn ich etwas benötige. Und ein Kavaiier ist er.» Wie sie auf der Bühne ein unbezwingliches Lächeln hatte, so auch im persönlichen Umgang.

Das lautete ja wunderbar in seinen unerwarteten Ausichten! Ich war plötzlich aus meinem tiefen Pessimismus zu neuer Hoffnung erwacht.

«Gleich morgen schreib' ich ihm einen ausführlichen Brief», versprach sie und gab mir ihre schmale Hand. Ich hatte in der fremden Dame eine Freundin gewonnen.

* * *

An einem Freitag im September ereignete sich nun das Merkwürdige, dass meiner Frau und mir von zwei Seiten her, die nichts miteinander zu tun hatten, aus Schweden je eine Freudenbotschaft zukam. Durch meine Schwester erhielt ich ein Telegramm, das Grete Wiesenthal einen Tag vorher bekommen und ihr dann brieflich übermittelt hatte. Es stammte von ihrem früheren Mann aus Stockholm und enthielt die fast unbegreiflichen Worte, die ich immer wieder lesen musste: «Visum gleich fertig. Mit deutschem Pass die Grenze offen. Nils.» Zugleich befand sich in der Morgenpost des Tages ein Brief vom Rektor der Internatsschule, der meiner Frau in einem jetzt bestimmten Abkommen die Anstellung als Hausgehilfin zusicherte. Ihr Eintreffen wurde im Laufe des Monats erwartet. Schweden stand demnach plötzlich für uns offen!

Die lange Zeit der Aussichtslosigkeit war also zu Ende. Wir konnten das Dritte Reich endlich verlassen! Die Auswanderung von Österreich, früher ein wahrer Schrecken, seit

dem «Anschluss» aber ersehnt, war Wirklichkeit geworden. Ich konnte es nicht fassen.

Es kam mir freilich im Augenblick kaum zu Bewusstsein, was dies bedeutete. Ich hatte ja weder Musse noch auch ein Verlangen, das vergangene Leben vor dem 11. März 1938 zu bedenken. Es war wie in einen Abgrund des Vergessens gesunken. Das Wien, wo ich geboren war und während Kindheit, Jugend, Mannesjahren gelebt hatte, wo meine mütterliche Familie seit zwei Jahrhunderten ansässig gewesen, der Wienerwald, die deutsche Muttersprache mit ihren Erlebnissen der eigenen und fremden Dichtung, die Schriften Adalbert Stifters, die ich seit je geliebt hatte, die Sommeraufenthalte in St. Nikola an der Donau, das Weindorf Sievering, wo meine Familie gewohnt hatte – das alles und vieles andere sollte nicht mehr sein, aber ich *wollte* nicht daran erinnert werden. Ich fürchtete mich geradezu davor, dass mich das Zurückschauen lähmte, dass ich schon jetzt zur Salzsäule der Erinnerung erstarrte. Ich wollte leben und handelnder Zukunft offen sein. Nur weg von hier!

Gewiss veränderte sich etwas in diesem Bewusstsein, wenn ich von der Sonntagsmesse der Hofkapelle nach Hause fuhr. Pater Weissenhofer sprach mir weiter ins Gewissen, und ich erschrak dann vor meinem Undank gegenüber der alten Heimat. Der Schatten fiel wieder über mich, dass ich vielleicht doch falsch handle, wenn ich unsere Auswanderung betrieb, mich von alten Bindungen losriss. Begriff ich wirklich, was es hiess: ohne Heimat leben?

HANS PETER KRAUS:
A RARE BOOK SAGA

Dachau, Buchenwald

Das Leben im Österreich der Vorkriegszeit war eine Art Gnadenfrist, während sich Hitlers Streitkräfte bereits zum Einmarsch rüsteten. Ich blieb in Wien und führte meine Geschäfte weiter bis zum Ende im März 1938. Ich hätte früher gehen sollen.

Das ist nun mehr als vierzig Jahre her, und jetzt erst kann ich offen über mein Leben in jener entsetzlichen Zeit sprechen. Die Erinnerungen an die Nazigefängnisse, an die Qualen in zwei berüchtigten Konzentrationslagern, sind immer noch lebendig und waren bis vor kurzem so schmerzlich, dass es mir schwerfiel, sie niederzuschreiben. Aber die Zeit heilt viele Wunden, sowohl körperliche als auch seelische, und die Überzeugung, dass solch eine Gefahr nicht mehr existiert, macht die Vergangenheit erträglich. Erst kürzlich ist mir bewusst geworden, dass ich einer der wenigen Überlebenden der beiden berüchtigten Konzentrationslager Dachau und Buchenwald bin. Dass ich ohne bleibenden Schaden an Leib und Seele herauskam, ist ein Wunder; dass ich überlebt habe, ist mehr als das.

Der Alptraum jener achtzehn Monate gehört eigentlich nicht in diese Geschichte von Büchern und Manuskripten. Mein Lebensbericht wäre jedoch nicht vollständig, wenn ich diese schrecklichen Ereignisse verschwiege.

Heute ist es mir möglich, ohne Schmerz über jene Tage zu schreiben, wobei ich die Greuel, die ich sah, unerwähnt lasse. Ein barmherziger Schleier liegt über der Vergangenheit; geblieben ist der Nachklang fast unglaublicher Ereignisse.

Ich wollte in Österreich bleiben, solange es frei war. Wenn es an die Nationalsozialisten fiel (was zu vermeiden gewesen wäre), würde ich gehen müssen. Womit ich und viele meiner Landsleute jedoch nicht rechneten, war die Geschwindigkeit von Hitlers Machtübernahme, die nur wenigen die Möglichkeit zur Flucht liess.

Am 12. März 1938, als ich dreissig Jahre alt war und bereits sechs Jahre mein eigenes Geschäft besass, marschierten Hitlers Truppen in Österreich ein, ohne auf Widerstand zu treffen, und zwangen unseren Kanzler Kurt Schuschnigg zum Rücktritt. Fast fünf Jahre hatte man dies befürchtet. Viele nichtjüdische Österreicher unterstützten Hitler. Als die Nachricht bekannt wurde, herrschte Jubel auf den Strassen Wiens. Menschenmengen versammelten sich. Hochrufe erklangen, Freudenfeuer brannten und Musik spielte. Es wurde gesungen, musiziert, gelärmt und Glas zertrümmert. Keine 24 Stunden nach der Übernahme wurden bereits jüdische Geschäfte geplündert. Es herrschte eine Stimmung wie im August 1914, doch im Gegensatz zu damals waren nun wir und nicht die Serben das Ziel des Hasses.

In lähmender, verzweifelter Stille sassen wir an jenem Abend in Mutters Wohnung in der Praterstrasse im Dunkeln, lauschten dem Tumult draussen und wussten, dass unsere Welt untergegangen war. Wir hofften, die dunklen Fenster würden den Eindruck erwecken, wir seien fort und den Pöbel davon abhalten, bei uns einzubrechen. Wir konnten nicht fassen, was geschah. Wiener Bürger, unsere Nachbarn, Menschen, die unseren Alltag geteilt, die mit uns in der Strassenbahn gesessen und neben uns im I. Weltkrieg gekämpft hatten, waren plötzlich zu Plünderern geworden.

Schuschniggs Stimme erklang im Radio und sagte seinen Landsleuten Lebewohl. Seine Niederlage war vollständig. Darauf folgte Beethovens Dritte Leonoren-Ouvertüre. Es war dramatisch.

Plötzlich knackte es im Radio, und statt Beethoven ertönte der Brandenburger Marsch. Die Nazis hatten das Studio besetzt. Von nun an bestimmten sie alle Sendungen wie auch das gesamte Wiener Leben. Wir fanden die ganze Nacht keinen Schlaf. Die Menge johlte bis zum Morgen, und wir rechneten jeden Augenblick damit, unsere Tür würde aufgebrochen werden.

Viele Wiener packten die Nacht über ihre Sachen und eilten am nächsten Morgen zu den Zügen. Ich ging über die Strasse in mein Geschäft. Nun herrschte Ruhe, überall lag Schutt, und immer noch streiften Leute umher.

Der Anblick, der sich meinen Augen in meinem Büro

bot, war sogar noch schlimmer als alle Ereignisse des vergangenen Tages.

Da stand Alfred Wolf, mein dienstältester Angestellter, ein Mann, dem ich sechs Jahre lang volles Vertrauen geschenkt hatte, in voller SA-Uniform, die Hand zum Hitlergruss erhoben. Wie er mir stolz eröffnete, war er Kommandant des zweiten Bezirks von Wien. Seit er von Koehler in Leipzig zu mir gekommen war, hatte ich einen überzeugten Nazi unter meinem Dach gehabt. Die Stellung und mein Geld hatte er nur zum Schein angenommen.

Ein paar Tage darauf besuchte uns ein deutscher Offizier. Ich zitterte und fürchtete, das Ende meines freien Lebens sei gekommen. Glücklicherweise hatte ich mich geirrt. Er überbrachte Grüsse von Baldur von Schirach, dem Reichsjugendführer. Seine Frau Henriette war eine unserer besten Kundinnen und beschäftigte sich mit dem Aufbau einer bedeutenden Sammlung deutscher Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. Sie war die Tochter von Hitlers offiziellem Fotografen Hoffmann und verfügte über genügend Geld, um sogar sehr teure deutsche Inkunabeln kaufen zu können. Der Offizier hinterliess die Telefonnummer Frau von Schirachs und die Anweisung, ihr Angebote über alles zu unterbreiten, was wir auf ihrem Gebiet vorrätig hätten. Schirach selbst war ebenfalls ein Bibliophile; er sammelte Bücher über Bienen. Sein Urgrossvater war ein Experte auf dem Gebiet der Bienezucht gewesen. Nach diesem Zwischenfall wurde Wolf freundlicher.

Bald darauf nahm die Gestapo ihre Tätigkeit in Wien auf und trieb Sozialdemokraten, Kommunisten, Freimaurer und Juden zusammen. Ich möchte jedoch bezweifeln, dass ihre Abgesandten ohne Wolfs Hinweis so bald in meinem Laden erschienen wären. Sie kamen wenige Wochen danach und wurden von Wolf wie liebe Gäste begrüsst. Stolz führte er sie herum und machte sie überall auf «Beweise» aufmerksam. Als sie unter unseren Manuskripten Briefe berühmter russischer Schriftsteller entdeckten, zweifelten sie nicht mehr.

Ich wurde im Wagen ins Hotel Metropol, das der Gestapo als Hauptquartier diente, gefahren und eine Stunde lang über meine Vergangenheit, meine Mitarbeiter, mein Liebesleben und meine finanzielle Lage verhört. Schliesslich wurde

ich freigelassen und konnte nach Hause gehen, durfte jedoch die Stadt nicht verlassen. Ich würde wieder von ihnen hören.

Einen Monat wartete ich auf den Axthieb. Jeder Fusstritt auf der Treppe, jedes Klopfen an der Tür, jedes Läuten des Telefons versetzte mich in Panik. Meine Mutter ging zur Gestapo und fragte, welche Anklage gegen mich vorliege. Man sagte ihr nur, ich müsse abwarten.

Ich war gerade im Mohrenschloss, als zwei SS-Männer hereinstürmten und mir Handschellen anlegten. Einer von ihnen schloss mich an sich selber fest.

Auf dem Weg zum Wagen wurde ich von einer Menschenmenge verhöhnt, die an den Anblick verhafteter Juden gewöhnt war. Ich versuchte, ruhig zu bleiben. Der Mann, an den ich angeschlossen war, schien nervöser zu sein als ich. «öffnen Sie die Handschellen», sagte ich. «Ich laufe nicht fort.»

Zu meinem Erstaunen tat er es, zog jedoch eine Pistole und hielt sie während der ganzen Fahrt auf mich gerichtet. Er blieb stumm und wollte mir keine einzige Auskunft geben. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Ereignisse abzuwarten.

Wir hielten vor dem bekannten Gebäude an der Rossauer Lände, dem riesigen Arsenal, das Hitler in ein Gefängnis umgewandelt hatte. Der Grösse des Gebäudes nach zu urteilen, musste jeder Insasse eine eigene Zelle haben, doch ich hatte die Anzahl der festgenommenen Personen weit unterschätzt. Ich wurde in eine Zelle geführt, in der sich schon fünfundvierzig andere drängten. Der Platz reichte gerade zum Stehen. Meine Gefährten waren nicht nur neue Gefangene, sondern auch alte Kriminelle aus der Zeit Schuschniggs, Vertreter der sozialdemokratischen und kommunistischen Partei, radikale Journalisten und so weiter. Dazu kamen jüdische Geschäftsleute, Professoren und andere prominente Juden. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Die langjährigen, an das Gefängnisleben gewöhnten Insassen sahen auf die Neuankömmlinge hinab, wir, denen das Gefängnis neu war, fühlten uns in so enger Nachbarschaft mit Mördern und Dieben äusserst unwohl.

Die jüdischen Gefangenen versuchten, nicht den Mut zu verlieren. Wir taten so, als wollten die Nazis mit unserer

Verhaftung ihre Macht zur Schau stellen oder als hätten sie versehentlich unschuldige Personen in ihren Netzen gefangen. Sicherlich würde sich alles in ein paar Tagen aufklären. Mein Geschäft, so wurde mir mitgeteilt, war inzwischen von Wolf übernommen worden.

Jeden Tag trafen neue Gefangene ein und wurden mit uns zusammengepfertcht. Wir nahmen an, überall in Österreich geschähe dasselbe. Dennoch klammerten sich viele an den Glauben, es handle sich um einen Irrtum und bedauerten den Zeitverlust.

Nach ein paar Wochen wurde ich aufgerufen. Ich wusste nicht, ob zu meinem Glück oder Unglück. Als meine Mitgefangenen dies vernahmen, gaben sie mir Nachrichten an Freunde, Verwandte und Geschäftsfreunde draussen mit. Mein Instinkt sagte mir, dass ich sie nicht würde überbringen können.

Von der Rossauer Lände wurde ich ins Landesgericht, das Wiener Hauptgefängnis, gefahren. An diesem Ort pflegten verurteilte Verbrecher ihre Strafe abzusitzen. Offensichtlich hatte man die alten Insassen daraus entfernt, denn ich traf dort ausschliesslich kürzlich festgenommene Juden an. Deshalb war die Atmosphäre sehr viel freundlicher. Statt mit Schwerverbrechern teilte ich die Zelle mit ehrbaren Geschäftsleuten und Akademikern. Es war auch nicht so eng. Wir waren nur neun in der Zelle, und das Essen war recht gut. Jeden Tag durften wir uns im Hof eine halbe Stunde bewegen, und ich traf dort mehrere alte Bekannte. Wir durften Briefe und sogar Pakete von draussen empfangen. Mutter schickte mir reine Unterwäsche, einen Anzug, Seife, eine Zahnbürste und Schokolade. Keiner der Insassen des Landesgerichts klagte über Misshandlungen.

Nach etwa zwei weiteren Wochen wurde ich wiederum aufgefordert, meine Sachen zu packen und mich zum Aufbruch fertigzumachen. Die gleiche Szene spielte sich ab. Man beglückwünschte mich und gab mir Nachrichten mit. Ich wurde in einen grossen Saal geführt, in dem sich bereits etwa hundert andere Gefangene mit ihrem Gepäck befanden. Offenbar sollten wir gemeinsam aufbrechen, doch wusste niemand, wohin, ob in die Freiheit oder in ein anderes Gefängnis. Die SS-Wärter gingen finster blickend und wortlos umher.

Wir wurden hinausgeführt und in eine Kolonne Polizeibusse gestossen. Darin standen wir so eng zusammengedrängt, dass wir weder die Arme bewegen noch tief Luft holen konnten. Die SS behandelte uns wie Sardinen in der Büchse. Aus dem winzigen Fenster der «grünen Minna» konnte ich erkennen, wohin die Fahrt ging: zum Westbahnhof. Nun gab es keinen Zweifel mehr: Unser endgültiger Bestimmungsort war ein Konzentrationslager.

Im Jahre 1938 war nur wenig über Konzentrationslager bekannt. Das Netz, das Europa während des Krieges überziehen sollte, wurde gerade erst geschaffen, und zwar mit der Arbeitskraft der Insassen. Man ahnte noch nichts von Gaskammern, Hungertod, medizinischen Experimenten und anderen Greueln. Die Juden, die in den frühen Tagen der Machtübernahme Hitlers in Österreich verhaftet wurden, stellten sich die KZs ähnlich wie Arbeitslager vor. Wir schöpften wieder Mut. Es würde frische Luft und Bewegung geben, und vielleicht würde nicht einmal jeder schwer arbeiten müssen.

Am Bahnhof befahl man uns, in Waggons einzusteigen.

«Lauft zum Zug, so schnell ihr könnt», hiess es. «Auf Nachzügler wird keine Rücksicht genommen.»

Ich verstand nicht sogleich, was das bedeutete. Rasch wurde es mir klar. Auf dem Bahnsteig standen zwei Reihen SS-Männer und bildeten eine fünfzig Meter lange Gasse zum Zug. Als wir hindurchrannten, trieben sie uns mit Schlägen an wie Vieh. Brüllend bearbeiteten sie uns mit Fausthieben und Fusstritten. Obwohl das Rennen zum Zug nur ein oder zwei Minuten dauerte, erlitten viele Männer schwere Verletzungen. Fast alle bluteten.

Auch im Zug erging es uns nicht besser. Die Gänge waren voller SS-Männer, die genauso grausam waren wie die auf dem Bahnhof. Auch sie trugen Waffen und benutzten sie roh. «Den Kopf auf die Knie legen», wurde uns befohlen. Während der Nacht gingen die Männer immer wieder von einem Abteil zum anderen und droschen mit Fäusten und Peitschen auf uns ein. Wir wurden geschlagen, obwohl wir ihren Befehlen gehorchten.

Fahle Sonnenstrahlen huschten über die Felder, als der Zug im Morgengrauen in Dachau einfuhr. Der Name erweck-

te noch keine Furcht. Der Ort war allein als Arbeitslager bekannt. Niemand legte Hand an uns, als wir den Zug verließen; wir befanden uns in Sichtweite höherer Offiziere. Statt dessen ertönten abgehackte militärische Kommandos. Wir mussten uns aufstellen und durch das Tor marschieren. Über dem Eingang zum Lager stand die Inschrift «Arbeit macht frei». Ein Panorama menschlichen Elends erwartete uns, ein riesiger Platz mit etwa achttausend Gefangenen jeden Alters. Viele von ihnen glichen lebenden Leichnamen in zerlumpten Uniformen aus dem vorigen Jahrhundert mit farbigen Flickern auf Jacke und Hose (die, wie ich später lernte, die verschiedenen Klassen der Gefangenen kennzeichneten). Das Gewimmel zeigte keine Spur von Ordnung.

Kein einziger SS-Mann war zu sehen. Aber die SS war immer da, ob man sie sah oder nicht.

Plötzlich dröhnte es aus dem Lautsprecher: «Arbeitskommandos an treten.»

Sogleich bewegte sich die Menschenmenge schneller, aber scheinbar genauso ziellos. Wie durch ein Wunder herrschte nach wenigen Minuten völlige Ordnung. Sauber ausgerichtete Kompanien traten zum Abzählen an und zogen dann zum Tor, wo wir, die Neuankömmlinge, warteten. Beim Marschieren sangen sie laut und fröhlich. Es war ein eindrucksvolles Schauspiel, aber kein sehr ermutigendes.

Später wurden wir «behandelt». Ich wurde gemessen, gewogen, gewaschen und kahlgeschoren. Bis auf die Zahnbürste wurden mir alle meine Kleider und Habseligkeiten weggenommen. Splitternackt ging ich zur Kleiderkammer, wo ältere Gefangene mir graue Hosen und eine alte Polizeiuniformjacke mit Rockschössen (vermutlich noch aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg), Seemannsstiefel, vielfach gestopfte Wollsocken und Unterwäsche gaben. Im nächsten Raum erhielt ich die Gefangenennummer 16376 (später in Buchenwald lautete meine Nummer 8396; keine von beiden ist so leicht zu behalten wie Oscar Wildes C.3.3.). Nach 1941, als ich zum Glück kein Gefangener mehr war, wurden die Nummern auf den Arm tätowiert.

Wiederum in einem anderen Raum wurden Kennzeichen zum Aufnähen auf die Jackenbrust und das linke Hosenbein ausgegeben. Rote Stoffdreiecke (wie auch ich sie erhielt) be-

deuteten, dass man zu den politischen Gefangenen zählte, wie Kommunisten, Sozialdemokraten, aber auch Monarchisten und Priester. Grüne Dreiecke kennzeichneten Kriminelle, schwarze Asoziale, wie zum Beispiel Zigeuner, violette Jehovas Zeugen und senkrechte rosa Rechtecke Homosexuelle. Ein gelbes Dreieck auf einem dieser Flicker bedeutete, dass der Träger Jude war.

Sogenannte Kapos, meist alte politische Gefangene, denen die Nazis besondere Vergünstigungen gewährten, überwachten die Arbeitsgruppen. Sie liessen sich gern von anderen Gefangenen bestechen. Wer den richtigen Kapo hatte und ihm etwas gab, genoss viele Vorrechte. Genau wie draussen blühte auch im Lager ein schwarzer Markt. Ständig wurden Dinge herein- und herausgeschmuggelt. Einige Insassen brüsteten sich, sie könnten alles bekommen.

Ich erhielt wöchentlich zehn Mark von meiner Mutter, um mir auf dem schwarzen Markt etwas kaufen zu können. Ich war froh, wenn es nach Abzug des Anteils für den Kapo noch vier oder fünf waren.

Aussenkommando war schlimmer als Sklavenarbeit. Es war eine besondere Art von Folter. Sie diente nicht nur dem Zweck, Gräben auszuheben und Land zu roden, sondern sollte auch die Arbeiter an Leib und Seele zerbrechen. Karren mit Erde mussten geschoben, Felsbrocken geräumt und Steine geklopft werden. Wir vergrösserten das Lager. Wenige von uns hatten jemals schwere körperliche Arbeit verrichtet. Wir waren dazu auch nicht imstande, schon gar nicht unter Lagerbedingungen. Es gab keine Einarbeitung. Die Gruppen wurden in eine Schlucht oder auf ein Feld geführt, wo ihnen mit Waffengewalt befohlen wurde, was sie tun sollten. Jedes Anzeichen von Schwäche, Erschöpfung oder auch nur Unsicherheit (die reichlich herrschte) führte zu Gewalttätigkeit. Arbeiter, die ohnmächtig wurden, was häufig sogar den stärksten unter uns passierte, wurden als Simulanten zusammengeschlagen. Oft waren die Schläge so heftig, dass die Opfer nicht mehr auf eigenen Füessen in ihre Unterkünfte zurückgehen konnten. Jeder, der gegen die Regel versties, dem nächsten SS-Mann zehn Meter vom Leibe zu bleiben, wurde auf der Stelle kaltblütig erschossen. Heute noch zucke ich zusammen, wenn ich Schüsse höre, und sei es auch nur ein Knallfrosch.

Die Aussenkommandos bekamen nichts zu trinken. Der Durst musste ertragen werden. Die Arbeit begann um sechs Uhr morgens bei Regen oder Sonnenschein, Hitze oder Kälte. Es gab keinen Schutz vor dem Wetter. Die erste Schicht dauerte bis zum Mittag; dann kam die einzige Erleichterung des Tages, eine halbe Stunde Pause, während der wir eine Schale Suppe und ein Stück Brot essen durften. Wahrscheinlich hätten wir ohne Unterbrechung Weiterarbeiten müssen, wenn nicht die SS diese Pause für ihr eigenes Mittagessen gebraucht hätte. Die Arbeit wurde um 12.30 Uhr wieder aufgenommen und dauerte bis sechs Uhr abends. Viele Gefangene waren so schwach und müde, dass sie in der kostbaren halben Stunde lieber schliefen als assen. Die Lagerkommandanten taten nichts, um uns arbeitstauglich zu erhalten, denn täglich traf Nachschub ein. Das Lager war überfüllt, und der Herde konnte eine Verringerung nicht schaden.

Wenige, ausgenommen die hartgesottenen Alteingesessenen, blieben im Aussenkommando lange am Leben. Die einzige Hoffnung war die Überweisung in ein Innenkommando. Im Lager selbst gab es keine SS und keine Maschinengewehre. Die Arbeit dort war zwar nicht unbedingt leichter, aber zumindest körperlich erträglich. Die Lagerarbeiter führten Reparaturen aus, kochten, wuschen, schrubbten Fussböden, strichen Wände und legten Leitungen. Jede Arbeit innerhalb eines Gebäudes hiess Stubendienst.

Jeder KZ-Häftling strebte nach solch einer Arbeit. Nur wenigen wurde der Wunsch erfüllt.

Ein grosser Teil des Stubendienstes erforderte Fachkenntnisse. Diese Posten gingen an Häftlinge, die im Zivilleben Zimmerleute, Glaser oder ähnliches gewesen waren. Es gab keine Ausbildung. Waschen und saubermachen mussten zumeist Ältere und Gebrechliche, die ungeeignet für schwere Arbeit waren. Für einen Aussenarbeiter war es fast unmöglich, drinnen einen Posten zu finden, ganz gleich, was er auch tun wollte.

Die strahlende Frühlingssonne, die ich in St. Wolfgang so geliebt hatte, wurde mir hier zur Qual. Mitleidlos brannte sie auf meinen kahlgeschorenen Schädel hinab. Nach zwei Tagen war mein Gesicht mit Blasen bedeckt. «Hast du ein Glück», sagte mein Barackenkommandant. «Sie werden dich

vom Dienst freistellen müssen.»

Was er meinte, war natürlich der Aussendienst. Kein Gefangener, wie schwach und krank er auch sein mochte, durfte untätig sein.

Am nächsten Tag konnte ich vor geschwellenen Blasen nichts mehr sehen. Meine Augen sahen aus wie die eines Boxers nach einer verlorenen Runde. Kein Zweifel, ich war krank. Ich wurde auf die Krankenstation gebracht, untersucht und für eine Woche dem Innendienst zugeteilt. Das war der schönste Augenblick meines Gefangenenslebens. Eine Woche würde ich nicht von der Sonne verbrannt werden, keine Schaufel anfassen und keine zentnerschweren Steinblöcke bewegen müssen. Aber eine Woche war nicht genug. Ich musste einen Plan fassen, wie ich beim Innendienst bleiben konnte.

Als meine Augen sich besserten, was fast augenblicklich geschah, wurde ich einem Trupp Fensterputzer zugeteilt und erhielt von den Kapos den Rat, immer in Bewegung zu bleiben. Es wurde nur zum Schein gearbeitet; bereits saubere Fenster wurden geputzt, mussten trocknen und wurden dann wiederum geputzt. Aber die Kapos im Innendienst waren nicht so hartgesotten wie die im Aussendienst. Und da es keine SS in den Schlafsälen gab, konnte man sich sogar mit ihnen unterhalten.

Fritz Müller, einer der Kapos, war in Ulm Dachdecker gewesen. Hier tat er dieselbe Arbeit und führte die Aufsicht über eine kleine Arbeitsgruppe. Er war schon über sechzig, jedoch für sein Alter noch rüstig. Als führender kommunistischer Agitator in ganz Europa und in Australien hatte er nach seiner Verhaftung mit strenger Behandlung gerechnet. Doch offensichtlich war der Mangel an erfahrenen Dachdeckern für die Nazis ein Grund, diesbezügliche Erwägungen fallenzulassen. Er wurde in Ruhe gelassen und einigermaßen gut ernährt; es fehlte ihm an nichts ausser an Geld.

Ich bot ihm an, die wöchentlichen zehn Mark von Mutter mit ihm zu teilen, wenn er mir dabei helfe, in den Innendienst zu kommen.

Er stimmte zu, doch um im Innendienst bleiben zu können, musste ich erst einmal beweisen, dass ich untauglich für schwere Arbeit war. Hier konnte man weder simulieren

noch bestechen, und eine zeitweilige Unpässlichkeit reichte nicht aus.

«Sie mögen gebrochene Knochen», bemerkte Müller. Viele Insassen brachen sich absichtlich Arme oder Beine. Vier Monate zuvor hatte ich mir bei einem Skiunfall ein paar Rippen gebrochen. Sie waren gut geheilt, schmerzten aber manchmal nachts. Ich entschloss mich, sie nochmals zu brechen. Mehrere Tage warf ich mich gegen eine Tischkante. Meine Brust hatte Prellungen und tat schrecklich weh, aber ich konnte nicht sagen, ob die Rippen tatsächlich gebrochen waren.

Einer meiner Mitgefangenen, ein Arzt und Knochenspezialist, sah, was ich vorhatte.

«Sie sollten sich mit starken Schmerzen und dem *Verdacht* auf gebrochene Rippen melden», riet er mir. «Ihre Brust ist voller Prellungen. Da Sie ja kürzlich gebrochene Rippen hatten, wird das Röntgenbild möglicherweise einen Riss zeigen. Dank der SS gibt es hier täglich Rippenbrüche. So etwas fällt also gar nicht auf. Aber erwähnen Sie die SS nicht. Sagen Sie, Sie seien auf einen Stein gefallen.»

Ich tat, wie er mir geraten hatte. Am nächsten Morgen meldete ich mich im Lazarett, wo mir Handschellen angelegt wurden. Im Krankenwagen fuhr ich nach München zum Röntgen. Eine hübsche blonde Schwester teilte mir das Ergebnis mit: «Sie haben gebrochene Rippen.» Ich war überglücklich.

In der Baracke in Dachau wurde ich zu einer Art Berühmtheit. Ich war der Mann, der die Nazis hereingelegt hatte. Andere überlegten, ob sie meinem Beispiel folgen sollten, bis ihnen klar wurde, dass eine Epidemie von Rippenbrüchen Verdacht erwecken würde.

Müller gratulierte mir, aber es gab noch ein letztes Hindernis. Bis dahin war noch nie ein Jude als Spezialist innerhalb des Lagers beschäftigt worden. «Du musst das gelbe Dreieck abtrennen», sagte er.

«Das Risiko ist mir zu gross.»

«Es ist nicht verboten, es zu verdecken.»

So wurde ich mit einem schwarzen Schomsteinfegeranzug ausgestattet und trat in die Dachdeckerbrigade ein.

Wir mussten die Dächer auf Schäden untersuchen und Reparaturen ausführen. Da es nicht annähernd genug zu tun gab, um die Tage auszufüllen, zogen die Dachdecker von einem Gebäude zum anderen und taten so, als seien sie auf Inspektion, verursachten aber in Wirklichkeit kleine Schäden, um sie später zu reparieren.

Von den Dächern hatte man einen Rundblick über ganz Dachau. Die Landschaft war atemberaubend schön. Aus dem dichten Unterholz trat jeden Morgen genau bei Sonnenaufgang ein Rudel Rotwild heraus. Es äste immer auf derselben Wiese.

Eines Tages hörte ich eine wunderschöne Stimme Schuberts «Frühlingstraum» singen. Ich schluchzte laut, doch glücklicherweise waren keine SS-Männer in der Nähe. Es war ein Homosexueller vom Stubendienst, der früher Sänger gewesen war. Auch Brutalitäten konnte man vom Dach aus mit ansehen. Bestimmte Gefangene waren für eine besonders rohe Behandlung vorgemerkt. Richter Osio, der einige Jahre zuvor die Mörder des österreichischen Kanzlers Dollfuss verurteilt hatte, musste einen Karren mit Steinen einen Hügel hinaufschieben, während ein SS-Mann ihn mit dem Bajonett antrieb. Er war über sechzig und hätte jeden Augenblick tot Umfallen können. Bei den Nazis stand er ganz oben auf der Liste der zu beseitigenden Personen. Dies war ihre Methode und nicht der Tod durch Erschiessen oder auf dem elektrischen Stuhl. Osio sagte: «Ich hoffe, ich bin ein so guter Sportsmann, dass ich diese Hölle ertragen kann. Vielleicht vergessen sie mich in ein paar Tagen.»

Eine Woche darauf war er tot.

Nach einer Weile sah und fühlte man nichts mehr. Brutalität wurde ein Teil des täglichen Lebens. Das galt auch für das Verschwinden von Freunden. Häftlinge verschwanden spurlos und hinterliessen nichts als ein paar Gerüchte über ihr Schicksal. Jedesmal hofften wir, sie seien entkommen, aber eine Flucht aus Dachau war fast unmöglich.

Nach und nach nahm Dachau das Aussehen einer «blühenden» Gemeinschaft an. Es wurde ein «Musterlager». An den Rändern einiger Strassen wurden bunte Blumen gepflanzt und verbreiteten einen falschen Frohsinn. An der Seite des Versammlungsplatzes öffneten sich ein paar Läden,

wo SS-Männer in Zivil Kerzen, Zigaretten, ein paar Zeitungen und Rasierzeug verkauften – und es gab sogar Kölnisch Wasser.

Kurz nachdem wir neue blaugraue Uniformen erhalten hatten, traf Himmler mit anderen hohen Offizieren, darunter viele in ausländischen Uniformen, zur Musterung ein. Einige Häftlinge wurden gefragt, ob sie Klagen über Misshandlungen hätten. Sie wagten nicht, etwas zu sagen.

Die Tage vergingen im Gleichmass. Wir wussten, was zu erwarten war, wem wir trauen konnten, wann wir reden durften und wann wir besser schwiegen. Dann, eines Septembermorgens nach dem Wecken um sechs Uhr früh, blieb plötzlich und unerwartet der übliche Arbeitsbefehl aus. Eine Stunde lang standen wir da und warteten. Dann kam für die meisten Abteilungen der Befehl wegzutreten. Achttausend Männer zogen zurück in die Baracken. Ich war nicht darunter. Ein paar Minuten später wurde meiner und anderen Abteilungen befohlen, sich im Kleiderlager zu melden.

Im Kleiderlager. Das könnte die Ausgabe von Zivilkleidung für die Heimkehr bedeuten.

Stattdessen mussten wir unsere neuen Uniformen wieder ablegen und alte Arbeitsanzüge anziehen. In wenigen Minuten sahen wir aus wie Strolche. Dann mussten wir gruppenweise auf dem Hauptplatz antreten, immer noch ohne zu wissen, was los war.

«Marsch», bellte die Stimme aus dem Lautsprecher. Wir marschierten schneidig durch das Tor und verliessen Dachau. Ich schaute zurück und dort, hoch auf einem Dach, stand Müller. Sein grauer Kopf hob sich scharf vom Himmel ab. Er schwenkte seine Mütze und machte eine segnende Bewegung. Mir war, als hätte ich einen Vater verloren.

Wieder einmal brachte uns ein Zug an ein unbekanntes Ziel. Wir waren ausschliesslich österreichische Gefangene. Die deutschen waren in Dachau geblieben. Warum, wusste ich nicht, und es spielte auch schon keine Rolle mehr.

Mittlerweile war ich daran gewöhnt, in Gefängniszügen der Nazis zu sitzen. Wenn man nicht geschlagen wurde, war es eine gute Fahrt. Diesmal gab es keine Schläge. Wie gewöhnlich waren die Wagen zum Bersten voll. Wir mussten uns vorüber beugen und mit dem Kopf auf der Schulter des

Gegenübersitzenden schlafen. So verbrachten wir die Nacht. Am nächsten Morgen waren wir am Ziel angekommen. Es war Weimar, die Stadt Goethes und Schillers. Hier befand sich ein weiteres Lager: Buchenwald. Auch dieses trug einen Spruch über dem Tor: «Recht oder Unrecht, mein Vaterland». Für uns klang das nicht gerade verheissungsvoll.

Im Jahre 1938 war Buchenwald noch unbekannt. Das Lager wurde gerade angelegt, und sein Name verbreitete noch keine Furcht. Es wirkte eher schäbig, wenn man es mit Dachau verglich, wo ein gewisses Gemeinschaftsgefühl geherrscht hatte. Rundherum gab es nichts als flache Hügel und die Buchenwälder, denen es seinen Namen verdankte. Darum herum zog sich ein Zaun mit hölzernen Wachttürmen, von denen Scheinwerfer herabstrahlten. Darüber hinaus war noch nicht viel zu sehen. Den Hauptplatz, der in Dachau fast elegant gewesen war, bedeckten hier Gras und Unkraut. Die Strassen waren holprig. Für die dreitausend Insassen des Lagers gab es einige wenige Baracken.

Alle Arbeit galt dem Aufbau des Lagers. Bäume wurden gefällt, Baumstümpfe gerodet, Fundamente ausgehoben. Die Kapos schienen völlig planlos vorzugehen und verbrachten die meiste Zeit damit, sich wichtig zu machen. Da das Lager flächenmässig sehr gross war, konnten sie unmöglich alle Arbeiter im Auge behalten. Paul Kapper aus Linz, ein Mithäftling und neugewonnener Freund, schloss sich mir an, und gemeinsam schleppten wir einen Ast einen Berghang hinauf und hinunter. Es sah so aus, als arbeiteten wir, und niemand kümmerte sich um uns. In Buchenwald gab es zahllose Möglichkeiten, der Arbeit zu entkommen. Das Unterholz war so dicht, dass man sich darin verstecken konnte, und in dem Durcheinander bestand nur wenig Gefahr, dass eine zeitweilige Abwesenheit auffallen würde. Gesichter wurden nicht wiedererkannt. Wir sammelten Walderdbeeren.

Die Nächte waren weniger angenehm. In Buchenwald gab es für die Gäste keine Betten, nicht einmal Strohsäcke, keine Decken (der Herbst nahte), keine Waschbecken oder Duschen, keine Toiletten. Wir schliefen, wo wir Platz fanden, zwängten uns nebeneinander und kämpften um ein paar Zentimeter Raum auf dem Boden.

Da wir uns weder waschen noch rasieren konnten, hatten

wir bald das einigermaßen reinliche Aussehen der Dachauer Zeit verloren. Nach ein paar Wochen sahen wir aus wie echte Landstreicher. Doch während es mit uns bergab ging, wuchs und gedieh das Lager. Neue Gebäude schossen aus dem Boden. Täglich verschwanden Bäume, entstanden an ihrer Stelle Fundamente. Der Zustrom neuer Gefangener riss nicht ab. In Buchenwald galt die Regel, dass Neuankömmlinge die schlechtesten Unterkünfte bekamen, so dass wir mit höherem Dienstalder in Baracken mit Kojen und Toiletten umzogen.

Während mit Hochdruck gearbeitet wurde, schleppten Paul und ich weiterhin unseren Ast den Berg hinauf und hinunter und kamen ungestraft davon. Ein Kapo namens Schneider, der unser Spiel durchschaute, fasste eine Vorliebe für uns und bewahrte gegen ein wöchentliches Entgelt Stillschweigen. Schneider sah aus wie ein eleganter preussischer Offizier. Er war schlau und aussergewöhnlich habgierig. Die SS schätzte Männer mit solchen Eigenschaften.

Buchenwalds Einwohnerzahl wuchs auf über zehntausend (und später auf achtzehntausend). Nach einem glühend-heissen Sommer setzte Regen ein und hörte wieder auf. Den ganzen November hindurch war das Lager überschwemmt. Die noch ungepflasterten Strassen verwandelten sich in Schlamm, dann in einen dünnen Brei, der das Fortkommen unmöglich machte. Manchmal versanken wir knietief darin. Unser einziger Trost war, dass es der SS ebenso erging.

Es gibt nichts Bedrückenderes, als um vier Uhr morgens in einer kalten Baracke aufzustehen, nasse, kalte Kleider und Schuhe anzuziehen und dann über eine Stunde auf dem Appellplatz zu stehen. Man war glücklich, wenn man marschieren und arbeiten konnte. Im Winter, vor allem bei Schnee, was das Lager eine nasse, kalte Hölle.

Hier erwies sich Kapo Schneider als ein Engel. Manchmal nahm er Paul und mich mit in die Entlausungsbaracke, wo wir es den ganzen Tag warm und gemütlich hatten. Ich empfand Mitleid, wenn ich durchs Fenster die anderen Gefangenen mit blauen Gesichtern halb erfroren durch den Schnee stapfen sah. Gegen die Leiden meiner Freunde war ich abgestumpft. Ich war sogar stolz darauf, ihrem Schicksal entgangen zu sein. Ich glaube, der Selbsterhaltungstrieb lässt unsere

edlen Gefühle erstarren. Das einzige, was zählt, ist der Wunsch zu überleben.

Nur selten lockerte Abwechslung das Lagerleben auf. Unser SS-Kommandant Roedel organisierte ein Sängerefest. Roedel, ein grober Bayer, der obszön in die Lautsprecher brüllte, liebte die Musik. Ein Wettbewerb um das beste Lied fand statt; es erhielt den Namen «Buchenwaldlied» und war von dem bekannten Wiener Sänger Hermann Leopoldi komponiert worden. Anfang November sangen es achtzehntausend Gefangene zweimal täglich im Chor, begleitet von einer hundert Mann starken Kapelle, laut und ergreifend, wenn auch nicht immer richtig. Am Morgen schmetterte die Kapelle Märsche, am Abend klassische Werke. Bei der Abendversammlung waren stets Scheinwerfer auf uns gerichtet und erzeugten einen eindrucksvollen Anblick.

Zweimal musste ich zum Verhör. Es ging jedoch nicht um Vorgänge im Lager. Die Nazis hatten von meiner Goldmünzensammlung in der Schweiz erfahren und wollten mehr darüber wissen. Beide Befragungen blieben aber ohne Folgen.

Im April 1939, meinem achten Monat in Buchenwald, wurde meine Nummer beim Frühstück über den Lautsprecher ausgerufen. Ich wurde ans Lagertor befohlen und sollte meine Sachen mitbringen. «Du wirst entlassen», sagten meine Tischgenossen. Elf andere erhielten denselben Befehl. Gemeinsam marschierten wir ins Kleiderlager und nahmen von anderen Gefangenen Nachrichten mit.

Diesmal erhielten wir unsere Kleider zurück. Als wir durch das Tor gingen, hörten wir das Buchenwaldlied zum letzten Mal. Ein Militärlastwagen brachte uns zum Weimarer Bahnhof. Ging es zurück nach Dachau? Oder würde man uns nach Hause fahren lassen?

Die SS übergab uns der Polizei, die uns Handschellen anlegte.

«Fahrkarten braucht ihr nicht», sagte einer der Polizisten. «Ihr habt freie Fahrt in einem unserer Wagen.»

«Wohin denn?»

«Keine Ahnung, tut mir leid.»

Der Gefängniswagen enthielt eine Reihe drahtvergitterter Käfige mit winzigen Fenstern an der Decke. Wir wurden

zu zweit in ein Abteil gesteckt und von den Handschellen befreit. In jedem Abteil gab es zwei kleine Stühle, aber zu wenig Platz zum Hinlegen. Bei Anbruch der Nacht fuhren wir immer noch. Durch die Fenster war nichts zu sehen als der dunkelnde Himmel und gelegentlich ein Vogel. Wir wussten weder wo wir waren, noch in welche Richtung die Reise ging. Es schien, als hätten wir mehrere hundert Kilometer zurückgelegt. Im Laufe des nächsten Tages, nach fast vierundzwanzig Stunden, kamen wir in München an.

Wieder in Handschellen, gingen wir zum Polizeirevier. Das war seit einem Jahr mein erster Blick auf eine Grossstadtstrasse. Menschen starrten uns an. Drinnen waren weitere Gefangene. Einige erkannte ich wieder aus Dachau, obwohl sie nun bedeutend schlanker waren. Niemand wusste, warum er hierher gebracht worden war. Während wir warteten, unterhielten wir uns und tauschten Berichte über alte Freunde aus. Der Dachdecker Müller, mein Retter in Dachau, war, wie ich erfuhr, noch am Leben.

Die ganze Nacht hindurch warteten wir ängstlich und aufgeregt, dass etwas geschähe. Am Morgen wurden die Österreicher von den Deutschen getrennt. Wir fuhren mit der Eisenbahn an die Grenze bei Salzburg. Auf der deutschen Seite holten uns schwerbewaffnete Polizisten aus den Wagen und begleiteten uns auf österreichischen Boden. Dort wurden wir einem wartenden österreichischen Polizeitrupp übergeben.

Wir standen stramm, als uns ein älterer Polizeioffizier begrüßte:

«Söhne Österreichs, seid willkommen im Vaterland.»

Er hatte Tränen in den Augen und wir auch.

Er nahm uns die Handschellen ab und schüttelte jedem die Hand. In diesem Augenblick musste ich an den letzten Akt des «Fidelio» denken. Ich verstand, was Beethoven gemeint hatte.

Wenige Minuten später bestiegen wir einen Zug in Richtung Wien. Spät in der Nacht kamen wir an. Nie zuvor hatte die Stadt so schön ausgesehen. Ich war wieder zu Hause.

Vom Zug brachten uns Lastwagen nach der Rossauer Lände, die ich schon von meiner ersten Verhaftung her kannte. Die Warterei begann von neuem. Mehrere Wochen

später erschien ein Polizist.

«Kraus, packen!»

Der Befehl zum Packen war gefürchtet. Diesmal, fast schon zu Hause, verliess mich die Beherrschung. «Wohin geht es denn?» rief ich aus. Wie gewöhnlich erfolgte keine Erklärung. «Tun Sie, was ich sage», antwortete er.

Im Büro bekam ich meine gesamte persönliche Habe zurück, die mir in Dachau abgenommen worden war. Wunderbarerweise war sie für mich aufgehoben worden. Ich hatte nicht damit gerechnet, sie jemals wiederzusehen, und es kam mir auch nicht mehr darauf an. Es schien mir jedoch ein typisches Beispiel für die Mentalität der Nazis zu sein, Kämme, Unterwäsche und Schlüsselbunde sorgfältig zu verwahren, während ihre Besitzer geprügelt und umgebracht wurden.

Ein junger Mann fragte mich: «Sind Sie Kraus?»

Ich sagte ja.

«Gestapo. Mitkommen.»

Ich war nun ganz sicher, dass ich wieder in ein Gefängnis oder Konzentrationslager gebracht werden sollte. Aber diesmal wurden mir keine Handschellen angelegt.

Er führte mich durch Strassen, die ich tausendmal entlanggegangen war. Das Leben ging weiter wie gewöhnlich: Kauflustige schleppten ihre Pakete. Kinder spielten. Zeitungsleser bevölkerten die Cafés. Es sah überhaupt nicht aus wie in einer besetzten Stadt.

Ich wurde ins Hotel Metropol, das Hauptquartier der SS, gebracht. Man liess mich durch eine Hintertür ein und reichte mir ein Stück Papier zum Unterschreiben.

«Sie sind frei», eröffnete mir mein Begleiter. «Aber Sie müssen Österreich innerhalb von zwei Monaten verlassen. Dies ist eine Auswanderungserklärung.»

«Was geschieht, wenn ich kein Visum bekomme?» platzte ich in meiner Verblüffung heraus.

«Dann geht es für immer zurück nach Dachau.»

Ich verliess das Gebäude als freier Mann.

Ich eilte in die Praterstrasse, ohne zurückzublicken und immer noch nicht frei von der Furcht, verfolgt zu werden. Wie würde es im Haus meiner Mutter aussehen? Die Verhältnisse änderten sich schnell unter dem neuen Regime.

Ich klingelte, aber nichts rührte sich. «Verhaftet», war mein erster Gedanke. Die Wohnung musste leer sein.

Ein Stockwerk tiefer wurde meine Furcht von Frau Pulkert, unserer treuen Haushälterin, die der Familie fünfzig Jahre gedient hatte, zerstreut.

«Ihre Mutter macht Besorgungen.»

Das war eine freudige Nachricht. Ich zog meine Gefängniskleider aus, nahm ein heisses Bad – das erste seit der Entlausungsstation in Buchenwald –, rasierte mich und zog mich an. Mutter traute ihren Augen nicht, als sie mich sah. Wir weinten alle beide.

Mir blieben zwei Monate, bis ich das Land verlassen musste. Die Buchhandlung war bereits von Wolf übernommen worden. Juden durften nicht mehr als die winzige Summe von zehn Mark aus Österreich mitnehmen, dazu die Kleider, die sie am Leib trugen, und einen Anzug zum Wechseln – mehr nicht. Man konnte nur eines tun: Diamanten kaufen und hinunterschlucken. Als die Auswanderungsbehörden dahinterkamen, liessen sie Röntgenaufnahmen machen.

Ich hatte ein amerikanisches Visum beantragt, aber dessen Genehmigung sollte vier Monate dauern. Verzweifelt suchte ich nach einer Lösung und füllte stapelweise Formulare aus. Schliesslich wurde mir ein Durchreisevisum für Schweden genehmigt. Nachdem ich ein Vermögen an Gebühren und Schmiergeldern gezahlt hatte, erhielt ich endlich meinen Pass.

Ich fuhr mit der Bahn nach Warnemünde, wo ich das Schiff nach Schweden besteigen wollte. Die deutsche Auswanderungsbehörde prüfte mich auf Herz und Nieren. Ich wurde durchleuchtet und durchsucht. Dann musste ich meine Taschen leeren. Unter dem Inhalt befand sich ein Taschenmesser. Ich trug es seit Buchenwald bei mir, seit ein Gerücht umging, dass bei Kriegsausbruch alle Gefangenen getötet werden sollten. Die Untergrundbewegung hatte an einige der Zuverlässigsten von uns Messer verteilt, und wir hofften, vor dem eigenen Tod noch ein paar SS-Männer umbringen zu können. Um die Bewacher zu täuschen, war in jedes Messer die Aufschrift «Zur Erinnerung» eingeprägt, damit es wie ein Familienandenken aussah. Ich betrachtete dieses Messer als meinen wertvollsten Besitz.

Der Beamte prüfte es genau und gab es mir dann zurück. «Töten Sie nur niemanden damit», sagte er. Ich war erleichtert, auch diese letzte Hürde überwunden zu haben.

Nie war ich so glücklich wie damals, als ich an Deck stand und sah, wie die Sonne langsam hinter der verschwimmenden deutschen Küste unterging. «Was für ein herrliches Land», sagte eine Stimme neben mir. Dort stand ein hübsches Mädchen mit Tränen in den Augen.

«Sie täuschen sich. Es ist nur die Sonne, die die Dinge schön aussehen lässt.» Sie sah mich fragend und verständnislos an.

In jener Nacht schlief ich zum ersten Mal seit unendlich langer Zeit wieder fest.

In Schweden fühlte ich mich wie ein Verbannter, aber es war eine angenehme Verbannung. Eine bürgerliche Pension war meine zeitweilige Heimat, und ich wurde gut ernährt und gekleidet (auch ich hatte nur einen zweiten Anzug mitnehmen dürfen – mehr war nicht erlaubt).

Einer der Freunde, die ich wiedersah, war Dr. Isaak Collijn, der Bibliothekar der Königlichen Bibliothek. Anderthalb Jahre zuvor hatte die Bibliothek aus einem meiner Kataloge einen von Fust und Schöffers im Jahre 1462 gedruckten Ablassbrief gekauft. Es war mein letzter Wiener Katalog. Nr. 18, den ich kurz vor Hitlers Machtübernahme herausgegeben hatte. Den Ablassbrief hatte ich ganz zufällig entdeckt. Er klebte im Einband eines Buches, das ich in der Salzburger Abtei St. Peter gekauft hatte. Dr. Collijn schrieb einen Bericht darüber, der im Gutenberg-Jahrbuch von 1940 erschien. Als ich das schwedische Visum benötigte, wandte ich mich an diesen freundlichen Mann. Er gab sich die grösste Mühe, mir zu helfen, und ich bin davon überzeugt, dass ich ohne ihn nichts erreicht hätte. Nun half er mir sogar noch weiter. Er gab mir einen Schreibtisch in der Königlichen Bibliothek und liess mich dort arbeiten. Ich beschäftigte mich eingehend mit vielen bedeutenden Bibliographien und erwarb Kenntnisse, die für den Handel mit seltenen Büchern sehr wichtig sind.

Wir sprachen über meine Absicht, in Amerika in den Buchhandel zu gehen. Er bestärkte mich darin, aber ich war

in keiner günstigen Lage. Alles, was ich nach sechs erfolgreichen Jahren als Buchhändler aus Österreich mitgebracht hatte, war ein guter Name, und der war in Europa bekannter als in den Vereinigten Staaten. Ich würde mit wenig Geld und noch weniger Büchern in Amerika ankommen. Einst hatte ich ein Lager von 100'000 oder mehr Bänden besessen, darunter viele seltene und wertvolle. Nun besass ich gar nichts mehr. Ich hatte eine Handvoll seltener Bücher, darunter den schmalen, leicht zu verbergenden, aber sehr teuren Kolumbus-Brief von 1494 bei Dr. Bloch in der Schweiz gelassen. Dort waren auch einige Goldmünzen aus meiner Sammlung, die er nicht gemeldet hatte.

In Wien hatte ich meine einträglichsten Geschäfte mit Zeitschriften und wissenschaftlichen Monographien gemacht. Das erfordert Bargeld für den Ankauf grosser Sammlungen oder ganzer Bibliotheken, aber auch Lagerraum und Angestellte für die Beschreibung, Katalogisierung und den Versand. Mir war klar, dass ich mir in der Neuen Welt nichts dergleichen leisten konnte. Zumindest am Anfang würde ich mit einzelnen seltenen Büchern handeln müssen. Die Grundlagen dafür würden mein bescheidenes Kapital und meine bibliographischen Kenntnisse sein.

Am letzten Tag des Monats August 1939 begrüßte mich Dr. Dollijn mit der Nachricht, dass Deutschland kurz vor dem Einmarsch nach Polen stehe und dass Frankreich und England dann den Krieg erklären würden. Es war nicht nur ein Gerücht, Dr. Collijn, ein Vertrauter hoher Regierungsmitglieder, war in die neuesten Entwicklungen eingeweiht.

«Meine Mutter ist noch in Wien!» rief ich aus. «Können Sie mir helfen, sie nach Schweden zu holen?»

«Ich könnte das Ministerium um ein Visum bitten», antwortete er.

«Aber das geht den Weg der Bürokratie. Es dauert Wochen, und dann wäre es zu spät.» Nach einer Pause fügte er hinzu: «Aber es gibt ja noch das Telefon.»

Er bat einen Freund in der Regierung, die schwedische Botschaft in Wien anzurufen, und sorgte dafür, dass Mutter dort ihr Visum abholen und sich eine Fahrkarte nach Schweden besorgen konnte. Zwei Tage später kam sie an. Am Tag darauf brach der Krieg aus.

Ein neues Leben beginnt

Mein Visum wurde im September genehmigt, und eine Woche später reiste ich auf der «Kungsholm» nach Amerika. Wir kamen am 12. Oktober 1939 an, am Kolumbus-Tag und meinem zweiunddreissigsten Geburtstag, und das hielt ich für ein gutes Omen. Ich brachte ein Andenken an den Entdecker von Amerika mit, ein Exemplar des seltenen Kolumbus-Briefes von 1494 in der Ausgabe von Verardus, eines meiner wenigen geretteten Besitztümer. Es war mir aus der Schweiz nach Schweden nachgeschickt worden.

Die Überfahrt verlief nicht ohne Zwischenfall, und ich war dankbar, dass es nicht schlimmer gewesen war. Um eventuelle Gefahren zu vermeiden, nahm das Schiff nicht den direkten ost-westlichen Kurs, sondern fuhr die romantischen norwegischen Fjorde entlang, dann hinüber nach Grönland und nach Südwesten. Ich kann nicht sagen, welche Aussicht mich stärker beunruhigte, die auf Eisberge oder die auf deutsche Kriegsschiffe. Einem Eisberg begegneten wir nicht, dafür aber einem deutschen U-Boot. Obwohl meine Papiere in Ordnung waren, fürchtete ich, wieder verhaftet zu werden. Mehrere Stunden hielt ich mich in meiner Koje unter einer Decke verborgen. Das Schiff wurde jedoch nicht durchsucht – vermutlich, weil wir für die Nazis nur ein kleiner Fisch waren –, und schliesslich setzten sich die Maschinen wieder in Gang als Zeichen für die Fortsetzung der Reise.

Die meisten Mitreisenden gingen mir aus dem Weg, nachdem sie von meinem Aufenthalt in Konzentrationslagern gehört hatten. «Er muss etwas Schlimmes verbrochen haben», meinte einer von ihnen. «Niemand wird unschuldig eingesperrt.» Von diesem Augenblick an sprach ich nicht mehr über meine Erlebnisse und tue es auch heute nur selten.

Trotzdem bewahrte ich meine gute Laune. Ein neues Leben begann, und zwischen mir und dem Chaos Europa lag dreitausend Meilen breit der Ozean. Der Geldmangel war nur ein kleines Hindernis. Als ich mein Geschäft in Wien eröffnete, hatte ich auch nur wenig gehabt und trotzdem innerhalb von zwei, drei Jahren ein blühendes Unternehmen

aufgebaut. Zweifellos würden die Möglichkeiten in Amerika ebenso gross, wenn nicht noch grösser sein. Wie Millionen anderen stiegen auch mir beim Anblick der Freiheitsstatue Tränen in die Augen. Auch ich war einer der Armen und Heimatlosen und fühlte mich eng verwandt mit den Iren, Italienern, Russen und all den anderen Auswanderern, die ein besseres Leben suchten. Wenn ich auf jenen Tag im Jahre 1939 zurückblicke, erscheint es mir wie ein Märchen, dass aus dem mittellosen Flüchtling einmal einer der führenden Händler kostbarer Bücher, Manuskripte, Zeitschriften und Nachdrucke werden sollte - und obendrein ein glücklicher Ehemann, Vater von fünf Kindern und ein reicher Mann.

Amerika würde mein Glück sein, das fühlte ich ganz deutlich.

Das Glück liess auch nicht lange auf sich warten. Beim Verlassen des Schiffs näherte sich mir ein Schiffs-Reporter. In jenen Tagen der Luxusdampfer beschäftigten die Zeitungen Reporter, die sich ständig in dem riesigen New Yorker Hafen aufhielten, um Berühmtheiten zu interviewen und zu fotografieren. In Ermangelung von Berühmtheiten fotografierten sie hübsche Mädchen hoch auf der Reling oder versuchten, wenn auch diese fehlten, menschlich interessante Geschichten von den Passagieren zu bekommen. Ich sagte, ich handelte mit seltenen Büchern, und das erweckte einige Neugier. Ich erzählte ihm von dem Kolumbus-Brief, und das erregte sogar noch mehr Interesse. Zeitungen lieben Lokales, und es war zufällig Kolumbus-Tag.

Er hatte noch nie von dem Buch gehört, was mich nicht erstaunte, doch als ich den Entstehungsort Basel erwähnte, hatte er auch davon noch nie etwas gehört. Die Schweiz schien er zu kennen, aber ich hätte ihm in diesem Augenblick mit Vergnügen eine Karte von Europa gezeichnet, falls es nötig gewesen wäre.

«Wieviel kostet es?» wollte er wissen.

«Es hat einen sagenhaften Wert», erwiderte ich. Er wollte unbedingt eine Summe erfahren; Nachrichten dieser Art wirken besser mit einem Preis. «Ich habe mich noch nicht entschieden», sagte ich ihm, und das entsprach der Wahrheit. Woher sollte ich auch wissen, wieviel ich in Amerika dafür verlangen konnte? Ich fuhr fort, dass heute mein Ge-

burtstag sei und dass ich mich für den glücklichsten Menschen der Welt halte, an diesem Tag in Amerika zu landen.

Diese kleine Szene wurde mit Spannung von einigen meiner Mitreisenden verfolgt, in deren Augen meine Aktien plötzlich stiegen.

«Ich habe ja gewusst, dass er ein wichtiger Mann ist», sagte einer von ihnen.

Am Kai stand ich nicht ganz allein, sondern es begrüßten mich einige bekannte Gesichter. Der vor mir ausgewanderte William H. Schab war mit seiner Familie da, desgleichen meine Cousine, die Bildhauerin Lily Rona, die für meine Einwanderungserlaubnis gebürgt hatte. Unter diesen alten Freunden fühlte ich mich geborgen. Als erstes musste ich eine Unterkunft finden. Angesichts meiner finanziellen Lage glaubte ich mich zum schäbigsten Hotel und zu einer spartanischen Existenz verurteilt. Ich merkte bald, dass die New Yorker Hotels der zweiten Klasse mehr Luxus boten als manche europäische der besseren Sorte. Mein Zimmer war billig, hatte jedoch ein eigenes Bad. Auf meinen Reisen in Europa hatte ich nie ein Hotelzimmer mit Bad bewohnt. So gar zu Hause in Wien kam das warme Wasser nicht aus dem Hahn, sondern musste extra heissgemacht werden.

An jenem Abend bummelte ich den Broadway entlang, mit grossen Augen und so entzückt wie ein Bauernjunge bei seinem ersten Blick auf die «grosse Stadt». Zwischen den Wolkenkratzern, Neonreklamen, Kinos und Varietes gab es an fast jeder Ecke etwas zu sehen und zu hören, das mich an zu Hause erinnerte: Fleischer und Milchhandlungen, Grüppchen von Menschen, die sich auf Jiddisch und Deutsch ebenso unterhielten wie auf Englisch. Ich erwartete, dass die Geschäfte um sechs Uhr schliessen würden, wie in Europa, aber die meisten blieben bis viel später geöffnet. Und auch die plaudernden Menschen auf den Bürgersteigen verschwanden nicht gleich bei Anbruch der Nacht. Sie wurden immer zahlreicher, sassen auf Bänken, assen, rauchten Zigaretten und unterhielten sich. Ein solch friedliches Leben kam mir nach meinen Erfahrungen unglaublich vor. Glücklich und benommen kehrte ich in mein Hotel zurück.

Am nächsten Morgen ging ich zu einem Rechtsanwalt, um mir Rat für meinen Eintritt ins Geschäftsleben zu holen,

da ich die gesetzlichen Vorschriften nicht kannte.

«Ich möchte ein Antiquariat eröffnen», verkündete ich.

«So? Was ist daran so schwierig?»

«Muss ich mich auf dem Rathaus anmelden, meine Zeugnisse, meinen Ausweis und meine Referenzen vorlegen, meinen Vermögensstand angeben ...»

Er lachte auf.

«Das ganze Zeug braucht man hier nicht. Dies ist Amerika. Freie Wirtschaft.»

«Was soll ich also tun?»

«Mieten Sie ein Geschäftslokal, lassen Sie sich ein Schild malen, hängen Sie es hinaus, und Sie können anfangen. Das ist alles.»

«Wohin muss ich mich wegen der Steuern wenden?»

«Steuern! Machen Sie sich darüber jetzt noch keine Sorgen. Verdienen Sie erst einmal Geld, und zahlen Sie die Steuern dann nach Neujahr.»

«Und die Buchhändler-Innung? Muss ich mich dort eintragen lassen?»

Er sah mich an wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter. «Hier gibt es keine Buchhändler-Innung.»

Das waren die lehrreichsten fünf Minuten, die ich seit langem erlebt hatte. Nichts stand mir nun im Wege, ausser Kleinigkeiten, wie ein Büro zu mieten und es mit Ware zu versehen.

Am selben Abend kaufte ich eine Zeitung und las die folgende Überschrift:

Einwanderer bringt Kolumbus-Brief am Kolumbus-Tag nach Amerika

Hier stand in dramatischen Worten die Geschichte meiner Ankunft, genau wie ich sie dem Zeitungsmann am Kai erzählt hatte. So kam es, dass ich meine erste amerikanische Publicity schon nach knapp vierundzwanzig Stunden Aufenthalt im Lande hatte, ohne eine Pressekonferenz einberufen und ohne ein einziges Telefongespräch geführt zu haben. Nur eines bedauerte ich. Meine Anschrift fehlte in dem Artikel, da ich noch keine hatte, als das Interview stattfand. Ich fragte mich, wie viele Leser den Kolumbus-Brief kaufen wollten und nicht wussten, wie sie mich erreichen sollten.

Es gibt Zeiten, in denen man sich damit begnügen muss, ganz unten anzufangen und sich hinaufzuarbeiten. Das war schon in Wien so gewesen, und ich hatte mich damit abgefunden, noch einmal dasselbe tun zu müssen. Im New York der Vorkriegszeit war es nicht schwer, Geschäftsräume zu finden. Die Mieten waren niedrig, was mich erstaunte. Ich hatte erwartet, alles würde schrecklich teuer sein; das Gegenteil war jedoch der Fall. Nahrungsmittel, Wohnung, öffentliche Verkehrsmittel, Kleidung und fast alles Übrige – Bücher eingeschlossen, wie ich bald feststellte – waren hier billiger als in Europa, vor allem als in Wien. Das lag zum Teil an der wirtschaftlichen Depression in Amerika. Zehn Jahre zuvor waren die Preise hoch gewesen, dann aber gestürzt. Büroräume gab es reichlich; viele Geschäfte hatten schliessen müssen, und die Mieten waren gesenkt worden, um Mieter anzulocken.

Ich machte mich so gut wie möglich mit dem Plan der Stadt vertraut, um eine günstige Lage für mein Geschäft wählen zu können. Das New Yorker Zentrum der Buchantiquare lag damals an der unteren 4. Avenue und in den Strassen darum herum. Die meisten der dortigen Geschäfte (Schulte, Stammer, Dauber and Pine und mehr als ein Dutzend weitere) führten antiquarische Bücher aller Art. Sie sahen den Warschauer Buchläden sehr ähnlich. Die anspruchsvolleren Händler, die ebenfalls vertreten waren (wenn auch nicht so zahlreich wie in London oder Paris), sassens hauptsächlich im Zentrum der Stadt. Hier, in der Nähe der wichtigsten öffentlichen und institutionellen Bibliotheken war der Boden am fruchtbarsten. Dr. A.S.W. Rosenbach, trotz der Wirtschaftskrise immer noch Amerikas führender Antiquar, wenn auch nicht mehr ganz so erfolgreich wie in den zwanziger Jahren, hatte seine Firma gegenüber der St. Patricks Cathedral. Ein paar Häuserblocks entfernt, an der Ecke Madison Avenue und 57th Street, lag das neue und sehr erfolgreiche Auktionshaus Parke-Bernet. Das Unternehmen, das heute dem internationalen Konzern Sotheby's in London mit seinen Niederlassungen auf der ganzen Welt angehört, stand damals gerade am Anfang. Otto Parke und Hiram Bernet, zwei ehemalige Angestellte von Mitchell Kennerleys American Art Association, taten sich zusam-

men und wurden Konkurrenten ihres ehemaligen Chefs, der sich bald darauf das Leben nahm. Gleich im ersten Jahr erregten sie grosses Aufsehen mit den Bibliotheken der beiden bekannten amerikanischen Sammler Morris L. Parrish und John A. Spoor. Hier würde sich etwas tun, dachte ich mir, und ich täuschte mich nicht. Knapp zwei Jahre darauf versteigerte die Firma Parke-Bernet die Bibliothek von A. Edward Newton und hat seither praktisch jede bedeutende Bücher- und Manuskriptsammlung bearbeitet, die unter den Hammer kam. Ich tat klug daran, mich in der Nähe niederzulassen.

Ich mietete eine kleine möblierte Wohnung im vierten Stock der 21 East 57th Street für fünfzig Dollar im Monat. Das schien mir günstig zu sein, bis ich erfuhr, dass unmöblierte Wohnungen in einigen anderen Stadtteilen schon für unter zwanzig Dollar zu haben waren. Ich war jedoch nicht unzufrieden. Für einen Antiquar war dies genau der richtige Ort. Parke-Bernet lag direkt gegenüber, und ich konnte ohne Rücksicht auf das Wetter zu jeder Auktion gehen. Wenn ich Glück hatte, würden einige ihrer Kunden vielleicht auch bei mir hereinschauen. Um auf mich aufmerksam zu machen, tat ich das, was mir die Wiener Buchhändler-Innung einst nicht erlaubt hatte: Ich befestigte ein Schild an der Haustür mit der Inschrift: «H.P. Kraus, Rare Books».

ROBERT NEUMANN: MARCUS ODER DIE EMIGRATION

Ein Mensch, ein Mann, ein Jude mit Namen Marcus wurde geboren im Jahre 1894, und zwar zwei Monate vor der Zeit. Das will erwähnt sein erstens, weil die Geburt dadurch nicht im heimischen Frankfurt stattfand sondern im Krankenhaus einer von der Wöchnerin letzten Augenblicks eben noch erreichten bayrischen Kleinstadt (Starnberg, im Süden Münchens, am Starnberger See). Zweitens, weil eine gewisse Feingliedrigkeit, beinahe Durchgeistigkeit des Leibes dieses sonst hoch- und wohlgewachsenen Marcus (Werner hiess er) zeitlebens zu Unrecht oder Recht darauf zurückgeführt ward. Und drittens, weil die Wöchnerin (eine geborene von Goldschmidt-Mendelssohn) bei dieser Frühgeburt zugrunde ging und wegstarb. Der Vater (Marcus Metall-Verwertung, Frankfurt) folgte acht Jahre später. Die Erziehung des allein gebliebenen Kindes übernahm eine Mutterschwester, die zu München unter dem Stand verheiratet war mit einem hohem Bankbeamten, Eichhacker, einem Bayern, Oberleutnant a.D. Dieser Mutterschwester-Gatte war es auch, der sein Amt quittierend die Leitung der Marcus Metall in die Hände nahm. Das tat er genau genug erfolgreich für sich selbst, genau genug erfolglos für den Verwaisten, genau genug von königlich bayrischen Oberleutnants-Redlichkeits-Überresten in seinem Tun gehemmt, dass dem W. Marcus, als er mit Achtzehn vom Pennal ging, einiges über zweihunderttausend Mark zu Buche standen. Hiezu kam noch ein mittel-dickes Minoritäts-Paket Eichhacker-Marcus-Aktien sowie der Besitz des sogenannten Schlosses, einer türmchenbewehrten Riesenvilla zu Ambach am Starnberger See, die niemand recht haben wollte. Es war das die Villa, von der aus achtzehn Jahre zuvor die von verfrühten Wehen überfallene Wöchnerin ihre Reise angetreten hatte in den Tod. In einer spätem Periode seines Lebens, nachdenklich geworden, zwecklos sinnend über Windiges, Chimären wie Bestimmung und Daseinszweck, sah der W. Marcus sich dazu verleitet, eine gewisse Schicksals-Anfälligkeit, eine Katastrophen-Affinität

von diesem frühesten Ereignis herzurechnen. Er trage einen Katastrophenmagneten in seiner Brust, so schrieb er es einmal nieder.

Die Lebensbedürfnisse des Marcus waren unabhängig von seiner Erbschaft gesichert durch den besondern Umstand, dass er ein Dichter war. Einem frühen Erfolg bei einer poetischen Konkurrenz, einem auf Kosten des Autors gedruckten ersten Gedichtband war ein Epos in Versen gefolgt, das dem sehr jungen Mann die erste grosse Beachtung brachte, wenige Wochen bevor etwas anderes die grössere Beachtung auf sich versammelte. Man schrieb damals 1914, August. Zu jener Zeit glaubte der W. Marcus an das, was in einer Zeitung stand. In der Zeitung stand, Albion habe mit den Welschen seinem, des W. Marcus', Vaterland den Platz an der Sonne geneidet und es angefallen aus einem Hinterhalt. Der Marcus meldete sich nicht nur vorzeitig zum Dienst mit der Waffe, sondern er verfasste auch jenes Gedicht, man kennt es, «An die Feinde», das, man weiss es, mit Blitzesschnelle über die Erde ging. Es ward geschleift durch Schützengraben, Tanzbars, Grammophone, es ward gedruckt mit Bildern, es ward in Kissen eingestickt, mit Bibellettern ward es gemalt auf Kirchenfensterglas. Dem solchen Widerhall erschreckt Bestaunenden brachte es für vier Jahre einen Welt-ruhm. Es kostete ihn viel Erbitterung, viel Enttäuschungen, viel zähe Arbeit an sich selbst, und vielen Dienst am Frieden, am Geist und an der Dichtung, ehe er diesen Ruhm verwand. Jedoch gelang ihm das, wenn auch erst um das Jahr 1928, zehn Jahre nach Friedensschluss, genauer: mit dem Erscheinen seiner Romantrilogie «Die Enterbten» – sie ist bekannt. Er hatte zu der Zeit sein Haus in München – ein grosses Haus, in das aus Stadt, Reich, Ausland viele Besucher kamen, zu einem schlanken Mann mit glattem Schwarzhaar, schwermütig starken Brauen über weiblich wimperlangen und schönen Augen, einer kühnen doch feinen Nase über einem ruhelosen und weichen doch edlen Mund. Man wusste von Frauen guten Ranges in seiner Vergangenheit, unter ihnen auch von einer Ehefrau. Nach deren Tod durch Unfall (Tod durch Unfall!) führte er zwei Jahre ein Sonderlingsleben in jenem Türmchenschloss. Dann kaufte er einer gewissen Leopoldine Mittelgruber, einer strengen Blondine, die der Verstorbenen glich und die Tochter eines Eichhacker-

Marcus'schen Fabrikbuchhalters war, Schmuck, Kleider, eine kleine Sängerinnen-Stimme und einen Künstlernamen (Loo de Majo). 1933 war sie seine Geliebte.

Gewisse Ereignisse betreffend, vorgefallen in diesem Jahr 1933 in des W. Marcus' Vaterland, ist zu sagen, dass der Schriftsteller sich damals einer Tugend befeissigte oder auch eines Lasters, das er selbst einmal (in seiner Studie über das Anarchische Postulat des Geistes) bezeichnet hatte als die «Wollust der Objektivität». Diese Wollust war es, die ihm gestattete, in dem was vor sich ging nicht den Trick bankrotter Junker zu sehen, nicht den klirrenden Aufmarsch des gepanzerten Drecks, sondern den Aufbruch der Jugend für ein grösseres und freieres Deutschland. (Und das, objektiverweise, hatten wir doch alle gewollt!) Diese Wollust war es, die ihm gestattete, in einem Brand eines Reichstagsgebudes nicht die freche Schiebung alibischtiger Kleinbürger-Hirne zu sehen sondern ein kommunistisches Attentat. (Man hatte einen in flagranti ertappt mit nichts auf dem Leib und doch einer bolschewikischen Partei-Legitimation in der Tasche!) Und als die Menschen seines Kreises über Nacht verschwanden, war es wieder die Wollust, die ihn nicht so genau zusehen liess, ob sie jenseits der Grenze, ob sie in einem Konzentrationslager sassen. (Und sassen sie jenseits der Grenze so waren sie panikbefallene Narren, und sassen sie anderswo und hatten vielleicht sogar etwas abbekommen auf dem Weg dahin, so musste man objektiverweise bekennen – genug!)

Es dachte aber der W. Marcus so nicht aus einer Kleinheit sondern aus einer Grösse des Herzens. Als einer der Regierer – es war der Propagandist – ihn öffentlich und unflatig angriff, sandte er der Zeitung, in der das zu lesen stand, einen mutigen und stilistisch makellosen Protest (der im übrigen nicht gedruckt ward). Als er einer Horde gegen Judenkaufmannsfenster demonstrierender Universitäts-Studenten begegnete (unter denen so mancher ihn kennen musste, und wäre es auch nur von seiner Festansprache «Zur Geburt der deutschen Republik»), wich er nicht aus, sondern ging quer durch Auseinandertretende seines Weges. Und sah sich durch all dies (und da man ihn in der Tat durch Zufall oder auch geflissentlich übersah) sosehr in seiner Besonnenheit bestätigt, sosehr verlockt, dafür auch seinerseits den To-

tentanz rund um sich zu übersehen, dass er in mannhaften und wohlgeformten Worten und Briefen die Warnungen seiner Freunde lächelnd von sich wies. Er ging nicht fort in den Tagen der angesagten Judenhatz, die mit Hepp und Halloh, mit Prügeln und Plündern an seinem reichen Quartier ohne Schaden vorüberstrich. Und ging erst fort, ohne äussere Nötigung, sozusagen nicht aus politischen sondern aus ästhetischen Gründen.

Das war am 10. Mai 1933. Um sechs Uhr telephonierte der Dichter mit der Blondine. Sie solle nicht schon um acht Uhr kommen, bat er, sondern um neun. Er habe vorher einen Weg, einen etwas kuriosen Weg. (Hier war ein kleines nervöses Lachen zu hören über das Telephon.) Es sei da nämlich eine Bücherverbrennung angesetzt im Universitäts-hof, ja, ein Scheiterhaufen, ganz im Stile des moyen-äge. Er sei unterrichtet, dass auch er selbst (hier war wieder das Lachen) – dass also auch seine, des W. Marcus, literarischen Schriften eine schmeichelhafte Beachtung erfahren würden bei dieser Gelegenheit. Das vergnüglicherweise leibhaftig aus der Nähe zu sehen interessiere ihn, den W. Marcus, vom Standpunkt der pathologischen Psychologie. Und kurz und gut, das werde die de Majo wohl einsehen: bei diesem Scheiterhaufen-Fest sei er, der W. Marcus, an seinem Platz. Und darum – hier lachte er – man diniere besser erst um neun Uhr!

Es war aber schon zehn Uhr oder sogar schon ein paar Minuten darüber, als er nachhause kam. Die de Majo lag beleidigt auf einer Chaiselongue, sie blätterte in Büchern, wollte um Verzeihung gebeten sein. Da er eintrat, Hut auf dem Kopf, ohne Gruss, und sie sein Gesicht sah, erhob sie sich lautlos. Er war in keiner Weise aus der Ordnung geraten. Im Gegenteil: er war, wenn dies anging, noch korrekter gekleidet als sonst, der Hut sass korrekt, die Kravatte korrekt, die Handschuhe makellos, kein Stäubchen auf seinem Rock. Er war nur ein wenig blass, sehr blass sogar, wenn man genauer hinsah, von einer Leichenblässe, die einen wohl erschrecken konnte für einen Augenblick. Er klingelte dem Diener. «Koffer packen», sagte er tonlos. Dann erst wandte er sich der Blondinen zu. «Das ist der Teufel», sagte er ruhig. Er schrie gellend: «Das ist der Teufel!»

Ach, Erregungen. Leser des W. Marcus'schen Romanwerks «Die Enterbten» erinnern sich vielleicht des Abschnitts, handelnd von den Erfahrungen jenes Armenarztes mit den Sterbenden. Und wie da einem gesagt werden muss: mit dir gehts zu Ende! Aber das ist ihm über den ersten Schrecken und Stoss hinaus noch lange keine seelische Realität, er weiss es und gleich hat ers vergessen. Da ist das Mittagmahl, da kommt ein Besuch, da lachst du über ein Witzwort, und erst in die Finsternis kriecht dir vielleicht wieder das Wissen und schreckt dich aus deinem Schlaf. Und wenn du schon auf dem letzten Stroh liegst, das Herz setzt aus, die Pein sitzt dir im Gedärm, der grosse Schweiss steht dir auf der Stirn – nein, denkst du, das ist gar nicht wirklich, immer sind es ja nur die anderen die sterben, vielleicht ists auch diesmal ein anderer, du stirbst nicht, du stirbst nicht. Oder es fällt in dich eine Erkenntnis, «das ist der Teufel», zum Beispiel. Aber eine halbe Stunde später sitzt du doch schon wieder beim Abendbrot, und eine halbe Stunde später hast du eine blonde Frau bei dir in deinem Bett, und wenn irgendwann irgendwo irgendwer etwas von einem Teufel gesagt hat – wer das gewesen ist weisst du nicht.

Auch bleibt die Blonde fürs erste im Land und übernimmt die Verwaltung von Stadthaus und Landhaus. Auch gilt es ja auf ein Wiedersehen, sowie die Geister-Verwirrung verfliegen ist. Und der Diener fährt die sieben wohlgepackten Koffer zur Bahn. Und die Blonde hat einen Vetter bei der S.A., der aus Loyalität und für fünfzehn Prozent jede Summe, die du nur haben willst, über die Grenze bringt. Du musst gar nicht so viel hinüberehmen auf einmal – die S.A.-Stiefel knallt er zusammen und steht zur Verfügung, Herr Doktor, immer und jederzeit. Auch kommt da eben der Sekretär vom Polizei-Präsidium und bringt dir anstandslos neu ausgefertigten Pass! Da liegt er, schlicht doch schmuck, mit vielen dauerhaften, unberührten Stellen, Schulschreibheft fernenwind-umwehten Reiseschicksals, Anhauch von Bergen, Ebenen und der See – und war all das bestimmt zu wahren ewig! Auf denn, W. Marcus, mit Pass, Geld, sieben Koffern. Damit ist eins nicht schlecht ausgerüstet fürs Leben.

Die Emigration, *emigratio communis primaria*, unterscheidet sich von anderen chronischen Krankheitsvorgängen erstens dadurch, dass Patient sich des Befallenseins erst nach einer gewissen, individuell variierenden Inkubationsfrist bewusst wird. Zweitens kennt sie Zwischenperioden eines trügerischen Sichwohlbefindens, klinisch bezeichnet als Euphorie. Die, drittens, abwechseln mit für dieses Übel typischen Zuständen der Grossen Verzweiflung, *desperatio emigratica*, Zuständen von heftig contagiösem Charakter, in denen Patient entweder, drittens A, die Einsamkeit sucht, oder, drittens B, gleichartig Erkrankte aufspürend Amok läuft und die Einsamkeit meidet. Viertens endet zu beschreibende species aus der Familie der fressenden Übel unweigerlich mit dem Tode.

Den Zustand der Inkubation verbrachte Patient W.M. in einem teuren doch stillen Hotel in der Stadt Paris. Es dauerte bei diesem Individuum ungewöhnlich lange, ehe das Übel zum Durchbruch kam – a) infolge einer für Patienten typischen Zähigkeit im Festhalten einer einmal erworbenen Erkenntnis oder Verblendung, und b) infolge reichlichen Vorhandenseins virulenter Antitoxine in der Form baren Gelds. Zu jener Zeit wälzten sich andre von der *emigratio communis* Befallene (populär genannt: Emigranten) schon in Zuckungen in allen möglichen fortgeschrittenen Stadien der Krankheit, laut heulend so wie Wölfe heulen oder Verreckende auf dem Schlachtfeld. Patient W. Marcus aber nahm nicht teil an diesem Heulen. Nicht unterschrieb er Manifeste, Proteste, ja planvoll und programmatisch sonderte er sich ab von allen Manifestanten und Protestanten. Er sei, so sagte er es einem Interviewer, selbstverständlich von flammender Empörung erfüllt für Gewisses, das dort jenseits, dort drinnen vor sich ging, doch sei er andererseits so heute wie damals ein Gegner propagandistischer Verzerrung. Ein paar Exzedierer dürften nicht verwechselt werden mit dem Deutschen Volk, dem treu zu bleiben für ihn, einen deutschen Schriftsteller zufällig jüdischen Bekenntnisses, ein Gebot sei der – ja: hier also gebrauchte er zum erstenmal das Wort: ein Gebot der Würde. Wahrung der Würde – das sei dieser Stunde oberste Forderung. Die Proteste überlasse man ruhig wirksameren Instanzen als den verbitterten ausgetriebenen

Einzelnen. Nämlich dem Völkerbund! Nämlich den westlichen Demokratien! Da – und der Schriftsteller nahm eine Zeitung zur Hand – hier eben lese er den Bericht der Debatte im englischen Unterhaus. England werde die Sache der aus ihrer Heimat Vertriebenen zu seiner eigenen machen, so stand es da schwarz auf weiss! Worauf der Interviewer (er kam aus England) ein wenig unvermittelt auf des Dichters neues Romanwerk zu sprechen kam. Der Dichter verriet es: es war, wie seit drei Jahren schon, der grosse Odysseus-Roman. Inbrünstig – so gestand es der M. – inbrünstig flüchtete er aus diesem Jetzt in ein Einst, facettierend, ziselierend. Und hier sprach er den Satz aus, seherisch in einem und ein wenig schmerzlich und ein ganz klein wenig kokett und pointe-bedacht, der dann in der Zeitung die Schlagzeile über dem Ganzen gab: Fast so wie ein Gemmenschneider in der Stadt Herculaneum, der, da die Erde schon barst, da die Lava schon quoll, da die Asche schon regnete, unbeirrt weiter an seinem winzigen Bildnis schneiden mochte, und wusste doch, über ein Kleines werde es mit ihm sinken ins grosse Nichts. So werde auch er also weiter ziselieren, schloss der M. und löste die Feierlichkeit in ein Lächeln – und werde, ein von der Lava Gesparter, weiter feilen an seiner Gemme noch gute zwei Jahre lang. Der Zeitungsmann fragte: «Und wo wird das Buch denn erscheinen?» Der Dichter, der sich zum Abschied erhoben hatte, blickte ihn voll an in einer grossen Verwunderung. «In zwei Jahren!» sagte er. «Selbstverständlich in Deutschland!»

Nach welcher Symptomenbeschreibung eigentlich nur noch ein Wort zu sagen ist über das erwähnte Antitoxin G, Geld. (Vorzüglich auch gegen andere Übel anzuwenden, besonders als Herzaufpeitschungsmittel in späten Stadien; es genügen dann kleinste Dosen.) Dieses Antitoxin Geld hat eine metaphysische Virulenz mit inneren Gesetzen. Weshalb es zum Beispiel einem Mutterschwester-Gatten im Grunde nicht zu verargen war, wenn er gewisse Reste bayrischer Oberleutnants-Redlichkeiten erfolgreich überwand. Dem absoluten Programm der neuen Zeit gemäss, auf Grund einer schlagartig konstruierten Verrechnungs-Forderung (Vergütung für Erziehungs-Mühe), legte er Hand auf ein gewisses Aktienpaket. (Heil Hitler, so stand es unter dem knappen

Brief.) Dies wieder, man versteht es, musste Bewegung bringen in Fabriksbuchhalter-Töchter und Künstlerinnen. Gewisse Hemmungen einmal erfolgreich überwunden, gelang es der Künstlerin, den immer noch antitoxin-verblendeten W.M. zu locken zu einer von dem Vetter garantiert gefahrlos arrangierten Überschreitung der Landesgrenze. (Geldliches wolle dem W.M. übergeben sein, auch habe sie keinen Pass, so schrieb die Blonde in klarer und harter Schrift, und sehne sich in des W.M. Arme.) Die Entrevue fand statt. Von jenem zu Übergebenden war weiter nicht mehr die Rede. Im Gegenteil lag da ein Dokument bereit, «Grundbuchliche Übereignung» überschrieben, zugunsten einer Leopoldine Mittelgruber vulgo Loo de Majo, Mitglied der Deutschen Frauenschaft. Es bezog sich auf Allerlei, zum Beispiel auf ein Haus in München, auch ein Schloss mit Türmchen an einem See. Das ereignete sich frühmorgens in einem säubern dörflichen Gasthofzimmer. Nein, sagte der W.M., die L. de Majo sagte Ja. Der Vetter war da mit einemmal, in Uniform, und war mit einemmal, so schien es, nicht sosehr ein Vetter wie vielmehr ein Bräutigam. Abfindung, Brautgeschenk – dies war das Wörtlein, das hörbar ward. Nein, sagte der W.M. Das Wörtlein Rassenschande flatterte hier unversehens und gewichtlos in das Gespräch. Eine winzige Zweistundenspanne später überschritt Patient W.M. an einem angelegentlich in eine Zeitung starrenden Zollwachbeamten vorbei zu Fuss die Grenze. Korrekt gekleidet von Hut zu Schuh, wenn auch ein wenig blass, ein wenig linnen- oder leichenfarben, wenn man genauer hinsah – so ging er seiner Wege, blutleer geschlossener Lippen, ausbruchslos, lärmlos, ohne die Erwähnung von Metaphern aus Bezirken des Mythologisch-Apokalyptischen. Besass er nicht immer noch einen nur wenig abgegriffenen, mit vielen schmucken leeren Seiten bewehrten Pass? Damit konnte einer reisen nach Ost, Nord, Süd und West wohin er wollte. Dieses Hochgefühl der Freiheit, federleicht, unbeschwert, gehört zu den typischen Symptomen des Zustands. Die Inkubation war vorüber, der Krankheit war heilsam zum Durchbruch verholffen. Er sei ein Emigrant gewesen, hatte Patient gewähnt. Doch nun erst, mit dieser Federleichtigkeit, trat er ein in die Ordentliche Emigration.

Es wäre da etwas zu sagen über den Sinn des Raums. Für den federleicht Gewordenen hat seine Unendlichkeit ihre kleinen Zufälligkeiten, sie ist ein wenig schwach auf der Brust, sie hats mit der Schwindsucht! Da bröckelts in einem Winkelchen, dort wetzt sich die Farbe ab, hier tut sich eben ein Diktatürchen auf, dort oben mag man gerade die Herren Juden nicht, da unten flackert ein Krieglein. Es ist vielleicht doch am geratensten, du lässt deinen femenwindumwehten Reisepass in der Tasche und bleibst in einer guten, alten, dauerhaften, zähen, trocknen Demokratie. Die Demokratie, die Emigrant W. Marcus wählte, war die britische; die Stadt hiess London. Zu solcher Wahl bestimmte Emigranten M., dass er ein berühmter Mann war im Lande England. Fünf seiner Bücher hatte man dortzuland in Übersetzungen gedruckt! Auch war es dieses selbe Land, das die Sache der aus ihrer Heimat Vertriebenen zu seiner eigenen zu machen entschlossen war! Es war dazu geschaffen, dem in die Raum-Unendlichkeit Entlassenen und von ihrer Schwindsucht zugleich Betroffenen Unterhalt zu gewähren, Arbeitsmusse, ein Refugium, nein: ein Domizil, nein: eine Residenz! Der dortzuland berühmte Emigrant W.M. – er wählte England!

Man hat aus dieser Zeit von seiner Hand ein Dokument. Ein Zeitungsartikelchen, «Londoner Notizen», erschienen in einem deutschen Blatte zu Paris, worin der M. in einem ihm seltsam ungemässen Plauderstil denn einiges von seiner englischen Erfahrung zum Besten gibt. Eine gewisse festliche Erhitzttheit flackert aus seinen Sätzen. Ah, was für ein Land! Du gehst zur Behörde. Ich bin, sagst du, Ihr Bruder Landvertriebener und komme nun also zu Ihrer Freude mit Ihnen wohnen. Und die Behörde sagt: Willkommen! Man wird Ihnen schreiben, darauf müssen Sie ein wenig warten, ein wenig warten. Der Schriftsteller sind Sie? Wir kennen, wir schätzen, wir lesen Sie. Bitte buchstabieren Sie uns nur Ihren Namen – please spell your name. Oder du rufst den Verleger an, du bekommst die Verlagssekretärin ans Telephon – in welcher Angelegenheit telephonieren Sie, Mister Marcus? Der Chef fährt übermorgen nach Schottland zum Angeln, bis Donnerstag in einer Woche. Dann ist week end und in der dann folgenden Woche hat er schon einige Rendezvous. Aber ich rate Ihnen, in der Woche darauf noch einmal an-

zurufen. Vielleicht werde ich Ihnen dann sagen, wann der Chef Sie empfangen kann. Sie schreiben unter Ihrem eigenen Namen? Marcus? Please spell your name! Wir arrangieren selbstverständlich eine Zusammenkunft, nur müssen Sie ein wenig warten, ein wenig warten! – Ja, das sei das Geheimnis hiesiger Lebenskunst. Nach Jahren der Hatz und Hast, des sinnlosen im Brennpunkt Gestandenhabens dies und andres zu lernen – das sei die grosse Beglückung der Fremde und ihr weisestes und heimlichstes Gastgeschenk. Zu grossartig sei man ohne Zweifel gewesen, zu wichtig! Warte ein Weilchen, spell your name, und inzwischen ein Hoch – so schliesst ein wenig unvermittelt diese wohlge-launte und enthusiastische Marcus'sche Plauderei – ein Hoch dem auf der Schattenseite Wohnen!

Ein ganzes Meer, ein ganzes sich türmendes Gebirg von Schatten habe man da mit einemmal zur Verfügung, hatte es dazu noch geheissen im Manuskript. Doch hatte der Redakteur, selbstherrlich wie Redakteure sind, den Passus gestrichen. Er schien ihm irreführend zu sein, zwielichtig, gegen die Absicht des Schreibers beinahe verdächtig eines defaitistischen Untertons.

In dem Marcus'schen Tagebuch – damals führte er noch ein Tagebuch – findet sich unter dem selben Datum eine Notiz. Aufsatz Paris, steht da. Ferner Plan eines weitem Aufsatzes, Titel: Keep Smiling. Heute, Montag, Beginn der elften Woche seit Aufenthaltsbewilligungs-Versprechen, neunten seit Versprechen Bescheid Verlag, achten seit keine Zeile mehr am Odysseus-Roman geschrieben, wegen (siebente Woche) Erkenntnis, dass Sichrückversenken in Historie und Mythologie sowie überhaupt das Geschichtenerfinden mannesunwürdig ist. Die Zeit will Zeugen; als jener jüngere Plinius beim Untergang von Pompeji war, schrieb er nicht Gedichte sondern den Untergang von Pompeji. Daher fünfte Woche seit Verfassung des Aufsatzes «Die Tatsache dieser Zeit», Englisch, und vierte Woche seit hierüber kein Bescheid von Redaktionen. Dritte Woche seit keine Antwort von Filmgesellschaft auf Gesuch um Verwendung beim Verfassen von Drehbuch-Dialog. Zweite Woche seit Auftreten des Post-Wart-Komplexes (Briefboten bis Strassenecke entgegengehen), erste Woche seit Auftreten des Boarding-house-Rechnungs-Zahl-Komplexes, nullte Woche seit hiemit

Beschluss, Nie mehr auf Nichts zu warten. Nie mehr! Auf nichts!

Hier bricht das ab. Und drunter steht in wieder nüchtern gewordner Schrift:

Plan zu einer Untersuchung über das Apokalyptische des Raums.

Ein flauer, ein lauer, ein schlechter Titel. Ein einziges, flüchtiges, federleicht verflogenes Jahr nur lag zwischen Absicht und Niederschrift. Doch da diese endlich vorlag, ergab es sich, dass nicht die Rede war von jenen gefälligen Erwägungen betreffend die Schwindsucht des Unendlichen – Erdball zuerst, Nord-Ost-Süd-West, oder doch wenigstens: Demokratie, Land England, oder zum mindesten: Stadt London. Emigrant W.M. hielt weiter. Die Stadt London als seinen Lebensraum zu betrachten, darüber war er schon längst hinaus. Der Raum, so notierte er, die Geisteslage seiner früheren philosophischen Untersuchungen verleugnend, denk-fadenscheinig geworden gewissermassen – der Raum sei eine Funktion des Gelds! Raum – das sei lebendig, das pulsire wie ein lebendiges Herz, sich dehnend, contrahierend mit dem Steigen und Fallen des Kontodrucks. Wohnst du in Paddington, so hängt es ab von deiner Seelenhaltung gegenüber der Magie der Ziffer Sixpence, gegenüber dem Sixpence-Bus-Fahrscheinpreis, ob Putney Bridge, ob Hampstead Heath noch im Raume liegen oder schon jenseits der Schwindsucht-Schwelle, im unwiderrufflich Dahingewelkten, im schwarzen Abgrund, nicht-existent im Sinne der Empirie! Nein, nicht singe er vom Fluss und von dem kleinen Wald am kleinen Hügel, so merkte der Marcus an. Im Lande des auf der Schattenseite Wohnens sei der Raum ihm schwindsüchtig geworden bis herunter zu seinem eigentümlichsten Lebensraum. Sein Zimmer meine er und sonst nichts. Die Apokalypse des Möblierten Zimmers zu singen stehe ihm heut der Sinn!

Doch hat Privatmann M. nicht einmal diese Möblierte-Zimmer-Apokalypse auch wirklich ausgedichtet. Da bleibt es wieder bei Skizzen und Notizen. Oh Raum, steht da, oh du Vierfensterzimmer damals in Paris mit jenem Blick auf jene Wipfel, oh Badraum, Bett, oh Schreibtisch, oh Tele-

phon! Oh anderer Raum, steht da, zu London in jenem Boardinghouse, im ersten aus der langen und funebren Reihe der Boarding-Häuser, wechselnd so wie Menschengesichter wechseln und einander doch gleichen höllisch. Du kannst dem Zimmer da nicht mehr in die Augen schaun. Den Spiegel hasst du, die bunten Glasperlenschnüre an dieser Lampe, Türenkrächzen und Moderduft des Schrankes. (Die Feme modert, ungezählte ungekannte Reise-Fernen modern in diesem Schranke!) Hat einer die grosse Tapeten-Marter jemals aufgeschrieben? Tut nichts; mit tödlicher Gewissheit: der nächste der Räume ist höllischer! Die Tapete stumpfer und in einem greller, der Spiegel blind, das Wasser läuft nicht ab, die Seelen der Hiergewesenen werden lauern in allen Winkeln, nebenan werden keifen Zwei, und jetzt – ah, was da aufklingt ist Das Klavier! Oh Mensch, mit deinem Raum auf dieser Erde warst du zu prasserisch. Raum-Unzucht – das war es. Jetzt einmal die Augen zugemacht, Herr Marcus! Wo war es, dass der Spiegel schräg in der Ecke stand? Sehr richtig: in dem Zimmer in dem Boardinghouse Nummer Drei. Wo, rechts, links, vorne, hinten, stand im Boardinghouse Nummer Zweiundzwanzig die Kommode mit dem dir teuflisch fremden Familienbild? (Erinnere dich, die zweite Lade von unten war nicht zu öffnen, und öffnestest du sie, so kollerte darin die Leiche eines Füllfederhalters.) Falsch: die Kommode stand nicht links hinten (das war in Boardinghouse Sechzehn!) sondern sie stand links vorn. Links hinten war ja der nasse Fleck mit jenem Bild der Königin Victoria, das ihn verdecken sollte, und daneben war der Wasserhahn, der tropfte die ganze Nacht.

Solches aufgezeichnet, erhob der M. sich von seiner Chaiselongue – einer, zugegeben, ein wenig wackeligen Chaiselongue, doch konnte man, wenn man sich nur ein wenig eng hinlegte, sehr wohl darauf liegen. Er trat vor den Spiegel, er rückte die Kravatte – das Hemd sass gut, der Hut sass makellos. Dann öffnete er das halb geleerte Gepäckstück Vier und entnahm ihm einen derzeit nicht benötigten seidengefütterten Sommermantel, ihn zu tragen aufs Versatzamt. Denn noch war er, Emigrant W.M., lebendig, und dieses Zimmer, hassenswert wie es war, war doch sein Zimmer. War es eben fünf Minuten nach dreiviertel Drei? Was sollte

man halten von einem Nichtmehrzuwarten-Entschlossenen — Niemehr! Auf Nichts! — der, jenen Versatzamt-Mantel über dem Arm, ein wenig blass, doch sonst korrekt gekleidet, sehr langsam die Treppe hinunterstieg. Schlenderte er so den Gehsteig entlang bis an die Ecke, so konnte es sich wohl fügen — er begegnete dem Mann mit der Post.

Ah, es war nicht so schlimm! Hatte der Raum die Schwindsucht — desto herrschaftlicher verfügte der von der Emigration Befallene über die Zeit. Blickte er in den Koffer — da lag die Zeit. Zog er die Lade des Schreibtischs auf — die Zeit. Griff er in seine Taschen — sie waren prall davon, Zeit-Münzen konnte er mit Geklimper um sich streuen wie ein Nabob. Er schloss sich ein — durchs Schlüsselloch, durch jede Ritze quoll sie zu ihm ins Zimmer, er konnte sich dieses prasserischen Überflusses gar nicht erwehren.

Auch fällt die Grosse Verzweiflung einen nur an, solange er noch sieben Koffer zu verlieren hat in diesem Leben. Als der W. Marcus noch einen Koffer hatte, war er nicht mehr in Bedrängnis. Er hatte dazu den Mantel, den er trug, und überdies den schweren prächtigen Pelz, in den die Motten geraten waren, sodass ihn keiner mochte auf keinem Versatzamt. Und hatte ein Paket Manuskripte ausserdem, und eine Tracht Bücher, nirgends unterzubringen, und hatte ausserdem seinen Pass. Ah, es war nicht so schlimm! Es gelang ihm, die Kurzgeschichte zu schreiben — «die Kurzgeschichte» nannte er sie zum Unterschied von vielen anderen Kurzgeschichten rühmlosem Schicksals. Die verkaufte er an die Zeitung «Star» und bekam dafür zehn Guineas bar auf die Hand. Ferner wurde sein Gesang vom Möblierten Zimmer gedruckt in jener Zeitschrift zu Paris. Und brachte das auch nur für zwei Abende Abendbrot — da war doch der Ruhm! Auch war das die Zeit, da er jenen Bekannten aus Italien traf, einen Kaufmann, der einmal in seinem Haus in München gewesen war. Nur einen kleinen Augenblick Herzklopfens kostete es und war dann gar nicht so schwer, einen langen Satz zu sagen, endend mit den leicht hingeplauderten Worten «für ein paar Tage fünf Pfund!» Mit einer gewissen Chimäre, einer Ausgeburt des Gehirns genannt Würde, schleppe sich gefälligst ein Anderer — ein Eigenbrötler etwa, ein Einzelgänger mit sieben Koffern, ein Nicht-Manifeste-Unterschrei-

ber, ein Ziselierer und feiner Herr! Hatten einen Klüfte geschieden von jenen Heulern auf dem Schlachtfeld im Stacheldraht – die Klüfte waren geschlossen, da man in der Reihe wartete auf den Einlass in die Jüdische Gemeinschaftsküche im Woburn House. Da konnte es wohl geschehen, dass ein Ex-Ästhet erkannt ward von einem Ex-Rebellen. Und hiess der erste Schweigeblick: du bist das? Und hiess der zweite: du auch ein Jude? Und der dritte: du auch noch lebendig? Aber dann sprang ein Lächeln auf zwischen zwei Einkoffermännern. Der eine reichte dem andern die Rechte hin, als wär das in Berlin bei Reinhardt zur Premiere im Zwischenakt, und sagte: «Ah, Herr Kollege. Guten Tag!» Und murmelte wohl etwas von zufällig in der Nähe und sich die Sache hier einmal ansehen. Fünf Sätze später wurde man schon in den Speisesaal mit seinen langen sauberen herzlich dargebotnen und verzweiflungsvollen Tischen eingelassen. Wer war da nebenan die schmale, streng gescheitelte, lebendigäugige, brünette, sehr junge oder sehr schlanke oder kürzlich jählings sehr schlank gewordene Frau? Man konnte das nicht so deutlich sehen im halben Licht. Mit einer weltmannhaften Präsentationsgebärde konnte da wohl einer sagen: «Herr Kollege Marcus – Sie kennen ja wohl Frau Sonnenschein, die Architektin!» Und indes man seinen herzlich dargebotnen hastigen Teller mit dem Schnitzelchen Fleisch und Pudding und Kohl bekam, sagte da auch schon eine Frauenstimme: «Ich, Herr Marcus, ich kenne Sie! Sie sind eine meiner starken Erinnerungen! Das Gedicht an die Feinde!» Man mochte früher einmal, erinnert an dieses Dichtwerk, erröten sein. Darüber war man hinaus! Nehmt alles nur in allem – man war noch lebendig, man wurde noch gekannt und genannt! Woran der Dichter denn derzeit arbeite? «An meinem Odysseus-Roman! « Und die Architektin? «Ach, Sie kennen ja den hiesigen Baugeschmack. Ich tu da nicht mit, ich bin zurück zu der Malerei. Oder eigentlich zum Zeichnen. Oder eigentlich» – hier zögerte man, aber nur für einen winzigen Augenblick, dann sagte man mutig: «Eigentlich bin ich im Begriff, mich für die nächste Zeit zu konzentrieren auf Buch-Illustration!» Und blickte rasch auf, mit einem winzigen Prüf-Blick auf Herrn W. Marcus, diese einflussreiche Kommerz-Begegnung. Das hatte

nicht gezündet! So sagte man mutig: «Buch-Illustrationen oder auch Bühnenbilder! Sagten Sie übrigens: Odysseus-Roman? Wie interessant! Cochran, der Revue-Mann, Sie wissen ja, hat mich kürzlich gefragt – ich stehe da nämlich vor einem Abschluss!»

Nun war es so, da dies in jenem Jahr Nirgendwann zu einer Grussformel unter den Federleichten geworden war. Sie begegneten einander und statt eines Guten Morgen fragten sie: Stehen Sie auch vor dem Abschluss? Was im Besondern die ein wenig jählings abgemagerte Architektin Sonnenschein anging, so hatte sie, wie sie da in der jüdischen Notküche neben dem M. sass, ihren autobiographischen Bericht ein wenig vereinfacht. Ihr Weg war von den Architekten-Aufträgen, die sie hierzuland leider ablehnen musste, eigentlich zunächst abgeschwenkt zum Bild-Berichterstatten für Zeitungen. (Sie hatte ja diese gute winzige Kamera!) Und erst als dieser Plan entlarvt war als Chimäre und die Kamera der grossen Raum-Schwindsucht zum Opfer gefallen, hatte sie gesagt; umso besser, ich zeichne eben Karikaturen! Und nach einer winzigen Warte-Weile, um ein Winziges nur magerer geworden und um ein Winziges blasser leuchtend, hatte sie gesagt: umso besser! Dann geb ich eben Sprach-Lektionen, Französisch, Deutsch! Und hatte dann gesagt: umso besser! Dann geh ich als Nurse zu Kindern! Es war inzwischen nur eine winzige Anzahl solcher Umsobesser über sie hingeglitten und hatte sie schlanker und im halben Lichte jünger aussehend gemacht. Sie war eigentlich in letzter Zeit beschäftigt gewesen mit der Kunst des Handschuhnähens in ihrem Zimmer. Und hatte schon fünf Paar verkauft in jenem Monat, da es doch schöne und mutige Handschuhe waren, entworfen von einer Künstlerin. Auch deutsche Kuchen konnte sie backen, wenn einer etwa deutsche Kuchen bestellen wollte. Und so hatte sie eigentlich das Autobiographische ein wenig gerafft, verkürzt. Jener Buchillustrations-Plan war eine tapfere Eingebung des Augenblicks, da man der nur durch soziale Neugier in diese Armeleuteküche verschlagenen Kommerz-Bekannntschaft sich so glücklich mutig zur Seite fand. Und was der Bühnenszenen-Entwerferin Sonnenschein Beziehungen zu jenem Revue-Mann anbetraf, so beschränkten sie sich bei nüchternerem Licht besehen auf ein

Empfehlungsbrieflein-Überreichen auf einem hastigen Korridor und ein Gespräch, das war mehr als zwei Jahre her und war nicht ganz sechzig Sekunden lang. («Danke! Ihre Adresse wird notiert!») Aber was tat das, wer wollte da so genau hinsehn? Der Einfall, aus dem nun einmal infolge gereifter Einsicht ein wenig ins Stocken geratenen Odysseus-Roman eine Revue zu machen, war nicht so übel! Einmal endlich eine wirkliche Revue von Dichterhand, scharf beissend peitschend, wenn auch dies vernünftigerweise sozusagen zwischen den Zeilen! Und daran zu arbeiten mit dieser Revuedirektor-Beziehungsreichen, einer sehr jungen, sehr schlanken, sehr schönen Frau! (Und kannte einen als Dichter!) Ah, ich darf Sie heute abends, gnädige Frau, zu Lyons bitten zu einer wichtigen geschäftlichen Konferenz!

Betreffend die Symptom-Beschreibung der Krankheit emigratio communis ist noch zu verzeichnen, dass der dort angezeigte Zustand jenes trügerischen Sichwohlbefindens, klinisch bezeichnet als Euphorie, im Gegensatz zu früheren Stadien gesellschafts-strebig ist. Patient lädt jemanden zum Beispiel zu geschäftlichen Konferenzen ein. Wartend auf den Partner ergibt er sich etwa noch dem Genüsse gewisser Illusions-Stimulantien. Zum Beispiel der ohne Rezept erhältlichen Droge Emigranten-Zeitung – in ihrer Wirkung beruhend a) auf der wechselseitig akzeptierten Unterstellung, als wäre man noch lebendig, und b) auf der toxischen Potenz des Wortes «morgen». (Der dort in Deutschland hat den Kehlkopfkrebs und wird morgen zugrundegehen. Die dort in Deutschland sind unzufrieden mit dem um zwei Pfennig emporgeschnellten Butterpreis, was – morgen! – führen muss zur Revolution. Dieser Schuft in Deutschland grollt jenem Schuft und jener wieder jenem andern, welcher Situation zufolge – morgen!) Da sitzen Patient und Partner auch schon selbstweit. Von jener Droge euphorisch stimuliert erhitzt Patient sich ins Kühnere. Schon vollzieht er, rechnungs- und zeitenthoben, die Begleichung einer nahezu Fünfschillingzeche mit eleganter Hand. Die sogenannten Tagessorgen liegen schon weit dort hinten. Die toxische Verzauberung ist stark genug, zum Ankauf eines Zweischilling-Tulpensträusschens zu verleiten. Solcher Schwung hält an auf einem Gang

durch Strassenlärm nach der Konferenz-Teilnehmerin nahegelegtem Appartement. (Sie kocht Kaffee, sie ist Besitzerin einer Kaffeemaschine. Auch wird da, unversehens wieder aufgetauchter, wenn auch euphorisch abgetönter Geschäftlichkeit, vielleicht einiges Zeichnerische in Augenschein zu nehmen sein.) Da ist man auch schon angelangt und hält bald mitten im Konferieren: Revue, man übergibt das morgen einem tüchtigen Agenten, zehn Prozent, fünfzehn Prozent, Amerika.

Was war das aber auch für ein Appartement, das die Architektin innehatte in diesem Boardinghouse! War dort hinten vielleicht ein feuchter Fleck – dergleichen findet sich hierzuland in den besten Häusern und hier war er verhängt mit einem heitern Familienbild! Auch bot der gute Schrank, aus dem es duftete nach allen Geheimnissen der Ferne, behäbig Raum für Eine, so da nicht unvernünftig sich schleppete mit viel Gepäck. Die Lampe mit den gläsernen Perlen dran gab einen traulichen und starken Schimmer, und eingeschlossen, dies erfuhr man, war glückhafterweise der Lichtpreis gleich in den Zimmerpreis! Ah, welch ein Zimmer! Der Kaffee dampft, was einen das derzeitige Ausderordnunggeratensein des Gasheizungs-Autorpaten vergessen macht. Dieses Boardinghouse-Zimmer ist von einem weltenfernen Boardinghouse-Nebenzimmer nur geschieden durch eine flüchtig kommodenverstellte Tür. Dies drückt zu solch später Stunde auf die Lautintensität des Verhandlungstons. Was aber wieder zu einem in aller Geschäftlichkeit traulicher Zueinanderrücken hinleiten könnte. Für Paris empfiehlt sich gleich die Mitofferierung der Bildentwürfe; ihre Reproduktion in einer illustrierten Zeitschrift wird Patient arrangieren, morgen; den Revuemann ruft Patient ganz einfach persönlich an, morgen; ah, dies also, wir müssen leiser reden, wäre genialisch blitzschnell auf den Block geworfen ein Szenenbild Insel der Kirke! Erlauben Sie, dass ich mich zu näherer Betrachtung neben Ihnen darüber neige, ich werde dann zu Hut und Mantel greifen und werde gehn, und morgen – oh was fällt da über uns, was überfällt uns da im Geheimnis dieses Zimmers unversehens gnädige Frau Herr Doktor oh w'as bricht da über uns herein!

Ja, man hat recht gehört, die Diagnose stimmt, hier handelt es sich um einen Anfall jener auf des Messers Schneide zwischen Glückswahn und Verzweiflung akut grassierenden Sinn-Verrückung, Sinnen-Verrückung, genannt libido, zu deutsch: die Brunst. Es unterscheidet sich libido emigratica — die in der Federleichtigkeit – von der libido ordinaria durch ihren panischen Charakter. Sie ist eine Sonderform der emigratischen Panik, unmittelbar verständlich aus dem physikalischen Gesetz des Horrors vorm leeren Raume. Fortgerafft, dahingerissen von diesem Horror verhält sich Befallener brünstiger, animalischer läuft er Amok, ein selbstzerstörerisches Übersichselbsthinaus ist für den Krankheitsprozess charakteristisch. Jenes physik-bekannte Grauen vor der Leere führt zu halluzinatorischer Verblendung in Wahl und Wertung des Objekts, und eben diese Wert-Verwirrung peitscht den Triebreiz und drückt zugleich die Zweisamkeit auch hochorganisierter Betroffener hinunter ins Phallische. Hier setzt ein die Sekunde des Wahn-Triumphs. Auch dem beziehungsweise der Geistigen erscheint seine beziehungsweise ihre priapische Leistung aufhebenswerter als alle je von ihm (ihr) erbrachten Leistungen des Gehirns. So wie er ihr (sie ihm) es tut, so hat noch keins an keinem es je getan. Jenes untergründig über all diesem Triumphalischen nie ganz gebannte Grauen überlärmend, kompasslos (hie Lust und hie der Tod) kennt der (die) Betroffene keine Hemmung mehr gegen die sprachliche Benennung anrücklich fiktiver Werte. «Liebe» zum Beispiel. Auch varianter Zeitbestimmungen im Grade zwischen «morgen Abend» und «ewig» geschieht Erwähnung. Und indes das überlärmte Grauen schon steigt, die panische Sekunde schon sich verflüchtigt, indes (mechanischer Reflex) das jählings blutentleerte Hirn die stimulantisch hohen Worte noch weiterlallt –

(– «ja», sagte Emigrant W.M. verstörten Haars, veratmend, triumphal ermattet, zu der lieblichen Verwirrung von Kleid und zartem Leib, die er da in seinen Armen hielt — «ja, Geliebte, morgen! Ich ruf ihn an!») Und sie fühlte diesen zugleich Fremden und Vertrauten an sich und über sich, einen geliebten Mann, einen Raumeinsamkeits-Verlichter, ein Bollwerk wider das grosse Grauen. Sie war so stark, sie war so schwach. Da war ihr Zimmer wieder, schon

ein wenig irdisch doch noch in einem Leuchten liegend von innen her. Dort auf der Kommode gefaltet lächelte Handschuhleder, lächelnd über sein eigenes Nunmehrgewichtlosgewordensein. „Ja», sagte die in letzter Zeit jählings ein wenig schlank gewordene Architektin S., «ja, morgen, Geliebter, rufst du den Revue-Mann an, Premiere im Frühling, und im Sommer fahren wir mit einem kleinen Wagen in die Vogesen. Dort ist es nicht ganz so schön wie im Schwarzwald drüben, wo ich zuhause bin. Aber man kann ihn sehen, man kann die Wälder sehen und Dörfer mit dem Fernglas. Ja, morgen, ja, im Sommer, ja, nächstes Jahr!«»)

– indes also, mechanischer Reflex, das blutentleerte Hirn die stimulantisch hohen Worte noch weiterlallt (morgen, im Sommer, ewig), ist der (die) Voltigierende auf jenes Messers Schneide schon aus der Balance gekommen. Eine Schwerpunktsverlegung, ein Erdrutsch des Gefühls aus dem Triumph-Wahn in Wirklichkeiten ist weiter nicht aufzuhalten. Da stürzt Befallner auch schon hinab und landet im Bezirk des Traurigen Nachher, triste post coitum, dessen Emigrations-Spielart sich von der ordinären unterscheidet durch Sturzhöhe, Aufschlags-Jähe und das hiedurch bedingte Grosse Zerschmettertsein. („Ja», hat Patient zum Beispiel eben noch in die grosse Schwärze des Raums gesagt – ja, Schwarzwald, einen hab ich der kann uns über die Grenze bringen, es kostet nur ein wenig Geld, fünfzig Pfund, hundert Pfund, und dann fahren wir hinüber an den Starnberger See. Dort hab ich ein Schloss mit Türmen!«») Die Peripetie vollzieht sich radikal. Hat etwa Arzt für eine winzige Minute sich abgewandt (nach dem Boardinghouse-Nebenzimmer zum Beispiel, deren ein jedes seine eigene Gespenstik hat) und kehrt er nun zurück, so findet er die Wandlung auch schon vollendet. Wenn denn von Zeitbestimmungen in diesem Raum noch die Rede ist, so lauten sie Niewieder und Nimmermehr. Ein nasser Fleck frisst sich dort drüben in die Wand, hier liegt geruchstark ein noch nicht zugeschnittener Handschuhlederfetzen, und könnte er schreien so schrie er: Not! Patient ist über das erste Stadium der grossen Absturz-Zerschmetterung da schon hinaus. Hier liegt er, der bekannte Verfasser literarischer Produkte und Ex-Besitzer von Vieles. Sein Manns Gesicht – und sollte doch jemandem ein

Bollwerk sein wider das grosse Grauen – ist weibisch genetzt mit Tränen. In eine absturzhafte ernüchterte Verwirrung von Kleid und Weiblich-Leiblichem hat er dies Denkhaupt, diese Denkstirn (und war einmal ein Spiegel Gottes) wahllos wild hingewühlt und weint. Auch Selbstbekennerisches ist da schon peinlich aus ihm hervorgebrochen. Niemand ist er, eine leere Hülle, ein Denkgespenst, Niemeht Nichts wird er dichten, Niemeht Nichts wird Niemand mehr von ihm drucken, Niemeht Nie wird er jene deutsche Landschaft wiedersehen in diesem Leben, oh Schulden, oh Verzweiflungen, oh Elend, mit ihm ists aus. Ins Fensterviereck kriecht da vielleicht schon das Morgengrauen, Grauen vor dem Morgen. Kaum der eigenen Stimme lauschend gibt die Frau dem an sie Hingewühlten widerhalllose Tröstungsworte. Doch hat sich ihre Kleidverwirrung unversehens zurechtgerückt. Da steht sie, die Lippen zittern ihr ein wenig. Wie kommt es, dass auch Emigrant W.M. versiegter Tränen dasteht, schweigsam und leicht beschämt, und hat den Hut schon in der Hand und hat den Mantel über dem Arm? Er müht sich um einen Satz, der ihm nicht gelingen will. Das Wort Morgen soll darin eine Rolle spielen. Aber dann gibt er es auf. ⁵⁷«Du kennst ja nicht meine Adresse», sagt er ernst lächelnd und schreibt sie auf einen Zeichenblock. (Darauf ist etwas skizzenhaft hingeworfen. Was war es nur?) «Hier», sagt er, «und das ist mein Telephon!» «Danke, geh nur, rasch», sagt sie, als wäre sie plötzlich in einer grossen Eile, «ja, auf Wiedersehen, mach auf der Treppe nur keinen Lärm.» Indes er schon in der Türe steht, hat sie vergeblich stöbernd ihr Handtäschchen aufgemacht. Ihre Lippen zittern. Und dann verlangt sie: «Hast du einen Schilling? Für den Gasautomaten. Er ist in Ordnung, ich hab nur die Münze nicht gefunden. Ich will die Heizung andrehen. Mir ist kalt!»

Worauf der Emigrant, in ihrer Türe stehend mit Rock und Hut, ihr den Schilling gab. Es blieben immer noch drei Schilling sixpence in seiner Tasche. Und konnte Emigrant gegen den Vorgang keine Bedenken zeigen, da er erstens befürchten musste, ein Abschlagen des Begehrens missverstanden zu sehen als Kleinlichkeit, da zweitens wirklich der Morgenfrost über dem Zimmer lag, und da drittens die S. beim Vorbringen ihrer Bitte tatsächlich zitterte. Hingegebener

Münze begab sich der M. nachhause. Festgehalten ist das in einem Protokoll der Polizei, mit ihm aufgenommen am nächsten Vormittag. Kam da einer und legte zivilistisch den Hut aufs Bett. «Herr Marcus, man hat Ihre Adresse vorgefunden auf einem Block.» Und setzte sich, mir eine Zigarette dir eine Zigarette, und wollte nur eine kleine Auskunft haben. Und mitten drein sagte er: «Die Frau ist tot!»

Die Verbannung

Alles an dieser Stadt war berühmt. Selbst die Pastellfarben ihres Himmels rühmte man ihr nach, als wären sie das Werk ihrer Einwohner und ihr Verdienst. Irgendwo, tausend Kilometer weit, träumte ein junger Mann von diesem Himmel. Nichts von dem, was ihn umgab, sprach ihn mehr an, nicht die weiten tiefen Wälder am Horizont, nicht die Trauerweiden am Ufer des Flusses, nicht die singenden Flösser, selbst die hochgeschürzten Wäscherinnen verblichen im Licht des fernen Himmels von Paris. Er sah sich durch enge Gassen gehen, in den Laden eines Farbenhändlers treten, eines «marchand de couleurs» – diese fremde Bezeichnung wiederholte er, als enthielte sie ein Versprechen – und ein Bild gegen zwei Stücke Leinwand und gegen Ölfarben umtauschen. Denn er wusste, so arm hatten jene begonnen, deren Gemälde nun Ruhmestitel der Stadt geworden waren.

Selbst wegen der Liebe, der bezahlten und der unbezahlten, war diese Stadt berühmt, als ob sie beide erfunden hätte. Irgendwo träumte ein Holzhändler, während er den Fällern zusah, von der grossen Wollust, von einem Saal mit Wänden und Decken aus geschliffenen Spiegeln und von einer Frau, die viele Frauen sein würde. Wieviel Eichen, Eschen und Nussbäume musste er nach fremden Ländern verfrachten, berechnete er, um sich die grosse Wollust in der Stadt der siegreichen und huldvollen Sünde zu erkaufen.

Selbst um ihrer letzten Armen, der *clochards* willen, bewunderte man die Stadt. Irgendwo träumte ein reicher Reeder davon, *clochard* zu werden. Jedesmal wenn er die Laufteppiche auf den Treppen seines Hauses nicht gut gespannt fand oder wenn seine Frau den Tag ihres «verletzten Frauenstolzes» hatte, tröstete er sich mit dem Versprechen, eines Tages zu verschwinden und in Paris als *clochard* unterzutauchen.

So lebten ungezählte im Banne dieser Stadt, ihrer Werke und selbst ihrer Skandale. Ihre Wirkung war unberechenbar, sie trieb die Ehrgeizigen an oder sie betäubte ihren Ehrgeiz, sie lehrte die Liebe oder die Missachtung der Liebe, den Unglauben und die Gläubigkeit. Ein Pastor kam aus fremdem Lande, voller Eifer, die Spuren der Verfolgung zu finden, deren Opfer die Hugenotten gewesen waren. Er stand vor der kleinen Kirche, deren Glocken das Zeichen zur Bartholomäusnacht gegeben hatten. In tiefer Bewegung betrachtete er die Höfe, die Strassen, die Brücken, auf denen seine Glaubensgenossen ruchlos hingemordet worden waren. In Bibliotheken und Archiven suchte er nach Dokumenten, um seinen eifervollen Hass aufs Neue anzufachen. So blieb er länger, als er geplant hatte, und liess die Gemeinde warten. Und dann hatte es keinen Sinn mehr, zurückzukehren, er hatte den Glauben verloren. Er verdiente sein Leben schlecht und recht, verkaufte obszöne Ansichtskarten oder Chemikalien, die dem Raucher den Geschmack am Tabak verderben sollten, und andere Artikel von fraglicher Nützlichkeit. Dann, eines Tages, gegen elf Uhr vormittags, übermannte ihn aufs Neue der Glaube, der Anblick der auffälligen Kirche des heiligen Julian des Armen bewirkte das Wunder.

Ja, dies Paris flösste mehr Leuten den allein seligmachenden Glauben ein als die wundertätigen Orte. Hoffärtige Intellektuelle mochten es plötzlich bis in ihre Gedärme spüren, dass um die Ecke eine Kirche auf sie wartete – seit Jahrhunderten. Da durften sie demütig sein.

Allen und allem bot die Stadt Raum, sie verdaute alles. Sie gab den Heiligen Strassen, vergass natürlich die Heilige Opportuna nicht, die eine Gasse und einen Platz für sich allein hatte; den Generalen, den Marschällen gar gab sie Avenuen, Boulevards; sie vergass auch die Dichter nicht. Allerdings hatte sie selten Avenuen für sie übrig, kleinere Strassen, Gässchen, manchmal sogar nur eine Sackgasse oder ein Durchgang mochten da schon hinreichen. Die Musiker hatten es besser, ihre Strassen lagen oft in den besseren Gegenden, in den *beaux quartiers*; auch die Maler trafen es nicht schlecht.

Die Stadt vergass auch die Siege nicht. Sie bezeichnete sie einfach mit den Namen der Schlachtorte: Wagram, Fried-

land, Jena . . . Mancher Sieg kam in aller Munde, wenn er zum Beispiel einer Metrostation den Namen gab. Einer gar, der von Austerlitz, bezeichnete einen grossen Bahnhof, von der Strasse, dem Quai, der Brücke und dem Hafenplatz zu schweigen, die sich nach ihm nannten. Niemand dachte daran, mit den Stadträten zu rechten, gerade bei ihnen nach der Gerechtigkeit zu suchen, welche auch die Geschichte nicht immer bewährt.

Die Stadt war geduldig – durch Jahre, Jahrzehnte – und zornig für einen Tag, zwei Tage, deren Daten die Kinder dann in der Schule auswendig lernten. Sie war treu bis zur Lächerlichkeit – Greisinnen spielten auf ihren Bühnen junge schöne Mädchen und wurden begeistert beklatscht – und sie war untreu, jeden Tag musste sie jemanden entdecken, dem sie zujubeln durfte. Und die grossen Friedhöfe waren Anziehungspunkte, hauptsächlich für die Fremden.

Die Stadt war grausam, wie es alle grossen Städte sind, aber sie war nicht schlecht zu den Armen, sie brauchten sich nicht ausgestossen zu fühlen. Die Strassen in ihren Wohnbezirken gehörten ihnen, die Bänke an den Strassenrändern unter den Bäumen, die genau zur gleichen Zeit blühten wie die Bäume der Reichen. Die *bistrot*s, kleine Schenken, standen ihnen offen. Und in der Untergrundbahn konnte man, hatte man nur Zeit und keine dringenden Aufgaben, für einen einzigen Fahrschein vom frühen Morgen bis spät in die Nacht kreuz und quer durch die Tunnels fahren.

Es gab immer viele Fremde in der Stadt. Solche, die kamen, um «ihr Leben zu geniessen», und solche, die kamen, um ihr Brot zu verdienen; andere wieder, um sich die lange Weile zu vertreiben, die sie noch abwarten mussten, ehe sie einen Thron besteigen oder eine Erbschaft antreten oder eine sehr reiche, aber noch nicht vollkommen verwitwete Frau heiraten konnten.

Es hatte immer Emigranten in Paris gegeben, freiwillige und exilierte. Sie gehörten zur Stadt wie die periodisch aufgedeckten Finanzskandale, wie die exotischen Restaurants und wie die über Nacht entdeckten Genies. Die Unordnung schien gut geregelt, selbst das Unerwartete, das «Sensationelle» kam zu seiner Zeit und endete zu seiner Zeit.

So war es lange gewesen, deshalb erkannte man nur undeutlich und ungerne, dass sich Änderungen anzeigten.

Die Zahl der politischen Flüchtlinge wuchs fortwährend an. Die wenigen unter ihnen, die wohlhabend waren, mieteten weiträumige Wohnungen; Advokaten, die zumindest Offiziere der Ehrenlegion waren, erledigten für sie die Formalitäten bei der Polizei. Die anderen aber wollten arbeiten, das Recht hierzu musste erlangt werden wie eine Gunst. Sie wurde gewöhnlich verweigert. Schlimmer: durch die Bitte um Gewährung dieses Rechts machte man sich der Armut verdächtig, die Ausweisung drohte.

Selbst die Verwalter der ärmsten Häuser vermieteten ungerne an diese Leute, die kein nachweisbares ordentliches Einkommen hatten. So wohnten sie denn, viel teurer, in den kleinen Hotels, wo sie die billigsten Zimmer nahmen, die Dachstuben. Rief man sie zum Telefon, so hatten sie, bis sie unten ankamen, Zeit gehabt, sich vorzustellen, dass das gewiss der so lange erwartete entscheidende Anruf war, oder sich darauf vorzubereiten, dass irgendein gleichgültiger Bekannter sie darum bitten würde, ihm für genau sechs Stunden und keine Minute länger die Summe von 8 Francs 75 Centimes zu borgen.

Stets erwarteten sie das Entscheidende: das Telefon, der Telegraf, der Briefträger konnte es bringen, mit der Zeitung, die erst in einer halben Stunde verkauft wurde, in den Mittagsnachrichten des Radios, durch eine zufällige Begegnung vor einem Comptoir eines Cafés konnte die Wendung kommen.

Für viele Menschen dieser Stadt war ein Versprechen geben ein Ausdruck unverbindlicher Höflichkeit, eine Gebärde flüchtiger, billiger und ein wenig feiger Tröstung; das erfassen diese Fremden bald und gaben es dennoch nicht auf, an die Versprechen zu glauben, obschon sie ein jedes mit Stunden tiefer Verzweiflung büßen mussten.

Das Gespenstische ihres Daseins war ihnen selbst kaum bewusst, den anderen war es völlig unbekannt. Wie die eingeborenen Armen der Stadt wurden sie nass, wenn es regnete, froren sie, wenn es kalt war, wärmten sie sich in der Sonne des Frühlings und des Herbstes, suchten sie Schutz im Schatten der Bäume vor der Glut des Sommers. Aber wo

auch immer sie sich aufhielten – es war die Umsteigestation, der Zug musste ja bald kommen, nach vielen Zeichen, die niemals fehlten, sogar sehr bald. Es lohnte nicht auszupacken, übrigens verschwand das Gepäck bald. Auch der Weggenosse konnte plötzlich verschwinden. Wenn er nicht tot war, mochte er nicht weit weg sein, man würde ihn im Zug wiederfinden, der heranrollte.

Da gab es die politischen Aktivisten. Sie hatten enorm zu tun, sie organisierten die Emigration, verbreiteten hektographierte Zeitungen, brachten die Gespenster zusammen, so dass ein jedes seinen Grad und seinen Titel wiederfand. Zukünftige Minister gab es unter ihnen, Volkskommissare, Führer von Massenbewegungen. Aber die Massen, die Armeen, das Land, all das war dort, unter einer falschen Führung, die man wütend entlarvte in Wort und Schrift. Ja, sie führten einen grossen, schweren Kampf gegen den Feind, der immer mächtiger wurde, und viele kleine Kämpfe gegeneinander. Oft genug schien es ihnen, sie müssten in einem Meer voll Bitternis ertrinken. Sie ertranken nicht. Auch deshalb, weil eine sonderbare, im Grunde lächerliche, unglückliche Liebe sie rettete: die Liebe zu dieser Stadt, deren verführerischer Reiz es war, dass sie dem Untergang den Schein des Überganges verlieh.

Denn der Untergang hatte begonnen.

JOHANNES URZIDIL: DER SCHATTENSPIELER

Seit die grosse Königin Elisabeth regiert hatte, war Cynthia, der Beiname der jungfräulichen Artemis, volkstümlich für Mädchen in England. Die Cynthia der Begebenheiten, von denen nunmehr erzählt wird, war das fünfjährige Kind eines Kohlenhäuers im Dorfe Sudley. Dieses Dorf liegt in einer freundlichen Talsenke jenes westenglischen Waldgebietes, das Forest of Dean benannt ist.

Es war während des Krieges, und es war ein reichlich kalter Winter für englische Verhältnisse. Die Schafe, um sich warm zu halten, drängten sich auf den Hängen und an den Waldrändern zu dichten Massen zusammen. Auf den obersten Gipfelhöhen lag Schnee. Selbst der Esel Enoch, der zum Gesamtbild des Dorfes Sudley gehörte und sonst allwärts herumstrolchte, um an verspätetem Kräuterich, Diestelzeug und an den Hecken herumzुकnabben, war in dieser Kälte nicht mehr zu sehen.

Jeden Abend kamen die deutschen Bomberschwadronen geflogen. Vermutlich hatten sie es zwar nicht geradezu auf Sudley abgesehen – obwohl manche Leute behaupteten, der ganze Krieg würde nur um Sudleys willen geführt, und hiermit gar so unrecht nicht hatten –, aber sie, die Deutschen, kamen gewisslich an jedem Abend und bombten die grossen Städte in der Runde. Ob sie wohl am Weihnachtsabend und Weihnachtstag auch bomben würden? Sicher, sagten die einen, die sind zu allem imstande. Vielleicht doch nicht, sagten die anderen, schliesslich sind sie ja auch Menschen, und etliche von ihnen haben doch auch ein Herz im Leibe. So beiläufig teilten sich die wenigen Bewohner von Sudley in zwei Parteien. Eines war sicher: Das «Blackout» musste in jedem Falle strikt eingehalten werden. Kein Licht nach Eintreten der Dunkelheit, ob nun Weihnachten oder nicht, sagte der Vikar. Die Kinder, ja die Kinder, die sich im Dorfe auskennen, mochten wie immer von Tür zu Tür gehen und ihre Carols singen; aber dass nur jede Hausfrau beim

Türöffnen darauf Acht habe, dass nicht der geringste Lichtschein sichtbar werde. Das Jesuskind sei das einzige Licht der Welt. Jedes andere müsse man jetzt abblenden.

Cynthias Mutter, Violet, hielt schon seit guten vier Wochen den Christmas-Pudding in einem grossen Steinguttopf im Schupfen bereit. Er war oben mit einer harten Talgkruste gesiegelt und der ganze Topf in Tücher verpackt. Das war eine uralte Methode, und überhaupt war das Zubereiten des Puddings ein weitläufiges Zeremoniell, beginnend mit dem Einkauf vielfältiger Ingredienzien und Gewürze und langwierig durchgeführt unter mancherlei Besprechungen mit den Nachbarsfrauen. Angeschnitten wurde der Pudding nicht am Weihnachtsabend, sondern am Weihnachtstag, und man verspeiste ihn dann mit Brandysauce, woran sogar die kleine Cynthia schon erheblichen Geschmack fand. Sie war ein ungewöhnlich gescheites Kind mit ausgeprägten und selbstgestalteten Ansichten. Wenn man ihr etwa bei irgendeiner ihrer kleinen Missetaten sagte: «Sei brav, Cynthia!», so konnte sie antworten: «Well, ich bin nur ein kleines Mädchen. Nicht jeder kann brav sein, zumindest nicht jeden Tag, du meine Güte!» Das «du meine Güte» hatte sie von Granny Sargeant aufgeschnappt, Grossmutter Sargeant, die am anderen Ende des Dorfes wohnte. Aber sie sagte viel mehr, als sie bloss aufgeschnappt hatte. So apostrophierte Cynthia zum Beispiel eine Besucherin, die ihrer Mutter Violet die üblichen wichtigmacherischen Fragen stellte, als da sind: «Wie alt ist denn das kleine Mädchen?» und «Ist sie denn ein braves Mädchen?» und «Geht sie denn auch schon zur Schule?» und ähnliches – diese Frau apostrophierte sie mit den Worten: «Komisch, diese erwachsenen Leute, die ihre Nasen in die Angelegenheiten der Kinder stecken!» So war Cynthia mit fünf Jahren.

Es kam also der Nachmittag vor dem Weihnachtsabend. Seit drei Tagen schon war es kälter und kälter geworden, immer näher war der Schnee längs der Abhänge gegen das Tal herangekrochen, immer dichter hatten sich die Schafherden verknäuel, im Garten hatte der Frost die letzten Kohlköpfe und Kohlsprossen glaciert, und jetzt schneite es schon seit drei Stunden schwere und dicke Flocken. Mrs.

Roscoe – das war der Familienname Violets und Cynthias – hatte bereits ein erhebliches Quantum der Freikohle verfeuert, die ihr Mann Emy vom Bergwerk zugewiesen erhielt. Es waren tiefschwarze glänzende Blöcke, glasig wie Jett. Wie die meisten Menschen in England hatten die Roscoes in jedem Raum ihres kleinen Hauses einen Fireplace, aber sie hielten sich hauptsächlich in der Küche auf, wo man entweder direkt am Kaminfeuer oder in einem dem Backen dienenden seitlichen Einschub die Speisen zubereitete. An langem Stahlspiess toastete man über offener Flamme die Brotscheiben, während man rund um den Kamin sass, heiss an den Sohlen und frierend am Rücken. Von den Brotscheiben gab es kaum je eine, die nicht angekohlt gewesen wären, aber die Roscoes – wie überhaupt die meisten Engländer – sagten einfach: «We like it that way», dasselbe, was sie auch zu vielem anderen sagen, was an sich vermeidlich wäre, was man aber als nationale Gepflogenheit betrachtet wie Erkältungen, Rheuma oder lauwarmes Bier. Ein Fremder versteht das nicht ganz leicht und sollte sich auch nicht bemühen, es verstehen zu wollen.

Es war also, wie gesagt, Weihnachtsnachmittag und starkes Schneetreiben. Trotzdem war Mr. Roscoe mit zwei Nachbarn nach Cinderford gegangen, wo man vorhatte, quer über eine flache Heide Stacheldrähte zu ziehen, um etwaige feindliche Landungen aus der Luft zu verhindern oder wenigstens zu erschweren. «Eine feine Beschäftigung für die Weihnachtszeit», hatte Erny Roscoe gebrummt. So war Violet Roscoe mit Cynthia allein im Hause und buk im Seitenschub des Kamins Rosinenmuffins, von denen etliche heiss und duftend bereits auf einem Brett lagen, als plötzlich das Pochen des Türklopfers vernehmbar wurde. Mrs. Roscoe öffnete, und vor der Tür im Schneegewirbel sah sie einen Mann stehen, nicht gross, nicht klein, nicht leicht, nicht schwer, mit unbekanntem Gesicht jedenfalls und daher weder zu Sudley noch zur nächsten Umgebung gehörig. Wie die Engländer es zu tun pflegen, trug er trotz des argen Wetters keinen Mantel, sondern nur eine dickere Jacke, um den Hals einen Wollschal und Lammfellhandschuhe an den Händen. Auf die Frage, was er wünsche, entschuldigte er sich zunächst – und zwar in ziemlich mangelhaftem Englisch – wegen seines

Pochens. Dann sagte er, er sei mit dem Autobus von London bis Blakeney gefahren, danach bis hierher gewandert und möchte weiter nach Coleford gehen. Da zweigten nun aber hier vom Dorfe drei unbezeichnete Strassen ab, und er würde gerne wissen, welche davon er nach Coleford zu nehmen habe.

Ein Mann, der zu Fuss nach dem zwei gute Wegstunden entfernten Coleford gehen wollte, wäre an sich schon eine Merkwürdigkeit gewesen. Denn wer wandert zu Fuss in England herum? Nicht einmal im Sommer tut das jemand, von ein paar abstrusen Freiluftfanatikern abgesehen. Und nun gar im Winterfrost, im Schneegestöber und in der anbrechenden Dämmerung eines Weihnachtsnachmittags. Dass aber ein solcher Mann in jetzigen Kriegszeiten auch noch unzureichend im Gebrauch des Englischen war, musste höchst verdächtig erscheinen. Möglicherweise mochte er gar ein deutscher Fallschirmspringer sein. Wegen der Parachutisten-Gefahr hatte man ja auf allen englischen Landstrassen und Wegen die Wegweiser, Strassenzeichen und Meilenzeiger beseitigt, damit einfallende Parachutisten sich in dem unübersichtlichen Strassengewirre nicht auskennen sollten und, falls sie jemanden nach dem Weg fragen würden, keine Auskunft bekämen; denn jeder war angewiesen, jeden Unbekannten, der sich orientieren wollte, kurzerhand nach der nächsten Police Constabulary zu senden. Die Einwohner von Sudley pflegten solchen Fragestellern, die bislang immer nur in die Irre geratene englische Automobilisten oder Lastwagenführer gewesen waren, zumeist etwas hämisch zu sagen: «Wohin der Weg führt, weiss ich nicht. Ich bin selbst ein Parachutist. «

Ein solcher Scherz verbot sich aber im Falle eines Nicht-Engländers. Denn da stand der fremde Mann, übrigens durchaus zivil und bescheiden und ohne sichtbare Waffen, und fragte nach dem Weg nach Coleford. So sagte Mrs. Roscoe ganz einfach: «Ich kann Ihnen leider keine Auskunft geben. Da müssen Sie schon erst zur Police Constabulary nach Yorkley gehen». Die kleine Cynthia stand dabei, ass von einem der eben gebackenen Muffins und sah bald die Mutter, bald den Fremden mit grossen Augen an. Dieser jedoch fragte: «Und welche von den Strassen, ich bitte Sie, führt

nach Yorkley?» Violet Roscoe, in dieser Frage eine List vermutend, denn man konnte doch nicht wissen, ob dieser schlecht englisch sprechende Mann nicht ein besonders hinterhältiger feindlicher Agent oder Parachutist war, dachte ein wenig nach und sagte dann: «Das kann ich Ihnen leider auch nicht sagen.»

«Was also soll ich tun», fragte der Mann etwas ratlos. Er stand andauernd vor der Tür im Freien, in eisigem Wind und heftigem Schneefall, der auch in den schmalen Flur herein drang.

«Was Sie tun sollen», sagte Violet Roscoe, «das weiss ich eigentlich nicht.»

«Könnte ich vielleicht», schlug der Mann vor, «mit dem Constabler telefonieren, oder hätten Sie die Güte, es für mich zu tun. Auf meine Kosten natürlich.»

«Telefonieren kann man hier nur vom Post Office», sagte Mrs. Roscoe, «aber das Post Office ist im Gemischtwarenladen von Mrs. Box und ist jetzt gesperrt, denn erstens ist heute Early Closing Day, an dem doch immer von ein Uhr mittags an gesperrt wird; und zweitens ist Mrs. Box zu ihrer Tante nach Gloucester gefahren und wird erst morgen früh zurückkommen.» Violet Roscoe war jetzt überzeugt, dass dieser Fremdling mit englischem Brauchtum und Wesen unvertraut war, denn er hätte sich zumindest des geheiligten Early Closing bewusst sein müssen, der an einem festgesetzten Wochentag einzuhaltenden Nachmittagsruhe.

Unter normalen Umständen hätte sie freilich einen jeden, der in solch eisigem Schneetreiben vor ihrer Tür gestanden wäre, hereingebeten, sowohl aus Artigkeit als auch weil ihr selbst das Stehen inmitten der sich immer wieder zur Türöffnung hereinwälzenden Schneeschwaden unbehaglich war. Diesmal jedoch wurde sie nicht so rasch mit sich selbst einig, denn einerseits hätte sie sich des unheimlichen Fremden gerne entledigt, andererseits aber machte sich in ihr die angeborene und durch Erziehung erhärtete englische Gastlichkeit fühlbar, so dass sie zaudernd stehenblieb und es nicht über sich brachte, dem Mann die Tür vor der Nase zuzuwerfen. Es entstand also ein betretenes gegenseitiges Schweigen, um das herum der Wind piff, der Schnee gischte, die Buchen vor dem Hause ächzten und die Stechpal-

menhecken raschelten, als plötzlich die kleine Cynthia die Initiative ergriff und sagte: «Won't you come in?» Denn sie war gewöhnt, dies sagen zu hören, wenn jemand vor der Türe stand, und sie glaubte, die Mutter hätte es zu sagen verab-säumt.

«Thank you», sagte der Fremde; und Mrs. Roscoe konnte sich nun keinesfalls mehr dazu entschliessen, die vor-laute Einladung rückgängig zu machen und Cynthia zu desa-vouieren. Beängstigende Vorstellungen bedrängten ihr Ge-müt, da sie beiseite trat, um nun den Mann einzulassen, nicht nur das wahrscheinlich Gesetzwidrige, Staatsgefährli-che, ja fast dem Hochverrat Verschwisterte ihres Verhaltens, sondern auch Geschichten von Greueln und Grausamkeiten, Kindermord und Vergewaltigung, begangen von feindlichen Eindringlingen in die Heimstätten friedlicher Menschen. Sie flehte den Himmel an, ihr Gatte Erny möchte doch so schnell als möglich zurückkehren, um ihr Kind und sie selbst noch im letzten Augenblick zu retten. Aber mit der festen Haltung der Engländerin zeigte sie sogar ein freundliches Ge-sicht, denn dieser Mann war vermöge der Einladung Cyn-thias nunmehr zum Gast erhoben und sie, Violet Roscoe, war nicht gesonnen, die traditionelle englische Gastfreiheit zu verletzen.

Sie bat den Gast in die Küche. Er warf auf das an der Wand hängende Jagdgewehr einen Blick, den Cynthia auf-fing und sagte: «Das ist geladen, denn Mr. Fuchs hat unsere Hühner besucht.» Der Gast hatte hierzu nichts zu sagen. Mrs. Roscoe biss sich auf die Lippen. Es war schon düster ge-worden. Sie trat zum Fenster und zog vorschriftsmässig erst den Blackout-Vorhang nieder, so dass es in der Küche stock-finster wurde und niemand niemanden sah. Dann entzün-dete sie die Petroleumlampe, atmete auf und bot dem Gast eine Tasse Tee an. «Willst du nicht auch einen Muffin haben», fragte Cynthia. «Sie sind ganz frisch.»

Der Gast lächelte, und auch Violet Roscoe riskierte ein Lächeln, während sie von dem Brett einige Muffins auf einen Teller schob, den sie vor den Gast stellte.

«What's your name», fragte das Kind mit strenger Mie-ne, «ich heisse Cynthia.»

«Verzeihung, sagte er, erschrocken nach Violet blickend,

ich habe ganz vergessen . . . ach, nämlich: Nelson ist mein Name.»

«Hui, Lord Nelson», jubelte Cynthia und klatschte in die Hände.

«Nein, o nein», sagte der Gast, «nur Frank Nelson oder eigentlich Franz Nelson.»

Ein zurechtgemachter Name, dachte Violet. Dieser Mann ist nicht nur kein Engländer, er wagte es sogar, sich Nelson zu nennen, wobei er überdies noch zugibt, nicht Frank, sondern Franz zu heissen. Ein Deutscher also. O Himmel! Und gerade mir musste das passieren.

«Ich heisse aber wirklich Nelson», sagte der Gast, als ob er den Gedankengang Mrs. Roscoes erraten hätte.

«Also komm spielen, Lord Nelson», rief Cynthia und breitete ein Linoleumtableau mit einem Wettrennspiel auf den Dielen vor dem Kamin aus. Sie brachte zwei kleine Zinnpferdchen und einen Würfel samt Becher.

«Komm spielen, Lord Nelson! Ich hab den Schimmel und du hast den Rappen. Auf welchen wettetest du und wieviel?»

«Einen Sixpence auf meinen Rappen», sagte Nelson, der seinen Rock abgelegt hatte und auf dem Fussboden niedergekniet war. Dies beruhigte Violet Roscoe, denn sie sah jetzt zumindest, dass der Mann unter seinem Rock keine Maschinenpistole verborgen hatte.

«Drei Haselnüsse», sagte Cynthia, «drei Haselnüsse auf meinen Schimmel», und begann zu würfeln. Sie würfeln emsig wechselweise, die Zinnpferdchen rückten vorwärts oder mussten gemäss der Spielregel an gewissen Punkten zurückfallen, um danach wieder über Hürden, Wasserläufe und andere Hindernisse vorwärtszusetzen. Schliesslich siegte Cynthias Schimmel.

«Lord Nelson, du hast verloren», jauchzte sie. «Wo ist der Sixpence?»

«Hier, hier ist der Sixpence», sagte der Gast.

«Was für ein Sixpence», hörte man jetzt die Stimme Erny Roscoes, der unvermutet aus dem Flur eingetreten war, noch eine Menge Schnee auf Schultern und Stiefeln. «Und wer ist der Gentleman», fragte er.

«Das ist Lord Nelson», rief Cynthia triumphierend,

«und er hat einen Sixpence gegen meinen Schimmel verloren.»

«Lord Nelson», sagte Mr. Roscoe kopfschüttelnd. «I do not understand.»

Der Gast begann nun seine Lage auseinanderzusetzen. Er sei vom Kontinent, aber schon seit fast zwei Jahren im Lande. Er habe seine Papiere in Ordnung und auch seine Reiseerlaubnis. Er habe vor, in Coleford jemanden aufzusuchen, dem er schon seit langer Zeit verbunden, ja verpflichtet sei. Aber der Bus dorthin sei eingestellt wegen der Schneefälle. So habe er sich von Blakeney zu Fuss aufgemacht. Nun sei es spät geworden. Die Wege seien nicht bezeichnet, und so sei er hierhergeraten. Vielleicht könnte ihn Mr. Roscoe weiterbringen, nach Yorkley wenigstens, zum Constabler, wenn dies so sein müsste, oder irgendwohin, wo er übernachten könnte.

Er würde alles begleichen und bäte um Verzeihung wegen der Belästigung.

«Kommt alles nicht in Frage», erklärte Erny Roscoe mit Entschiedenheit. «Erstens darf kein Ausländer nach Einbruch der Finsternis draussen sein. Sie wissen doch, dass Sie einer Curfew, einer Polizeistunde, unterliegen. Zweitens kann kein Mensch jetzt durch den Schnee nach Yorkley gehen oder fahren, nicht einmal ich. Man hat Mühe, gerade noch innerhalb des Dorfes vorwärts zu kommen.»

«Was soll ich nun aber anfangen», fragte Nelson.

«Gar nichts», sagte Roscoe. «Sie müssen einfach bis Morgen hier bleiben. Überdies werden jetzt jeden Augenblick die deutschen Bomber heransurren. Wie sollte man ohne Blendlicht durch dieses Schneetreiben dringen können?»

«Das mag stimmen», sagte Nelson. «Ich glaube übrigens nicht, dass die Deutschen heute kommen werden.»

«So», sagte Roscoe, «warum denn nicht? Haben Sie vielleicht besondere Informationen?» In Roscoes Tonfall lag etwas tief Misstrauisches. Woher sollte er wissen, dass die Mitteilungen dieses Menschen wahr, seine Papiere echt und seine Absichten redlich waren? Er nahm sich vor, ihn, soweit es ging, auf die Probe zu stellen.

«Nein», sagte Nelson, «ich habe keine besonderen Informationen, aber es ist doch Weihnachtsabend, und da glaube

ich, dass sogar die Deutschen ...» – Bei den Worten «sogar die Deutschen» horchte Roscoe auf. «Woher stammen Sie denn», fragte er.

«Aus Deutschland», sagte Nelson.

«So, Sie stammen also aus Deutschland. Und Sie sind, wie ich Ihren Angaben entnehme, von dort geflohen. Und Sie haben vermutlich dort alle ihre Habe verloren. Und es sind möglicherweise dort etliche ihrer Angehörigen und Freunde schuldlos umgekommen. Ist das nicht so?»

, Ja, sagte Nelson, «das ist so, wie Sie sagen.»

«Und trotzdem glauben Sie, dass diese Deutschen am Weihnachtsabend auf unser Old England hier keine Bomben werfen werden. Warum glauben Sie das? Oder wissen Sie es vielleicht?»

«Das kann ich nicht so leicht beantworten. Aber vielleicht kann man annehmen, dass auch die Deutschen zu Weihnachten ihre Ruhe haben wollen.»

«There you might have a point», gab Roscoe zu. Er hatte die Stiefel, die Jacke und auch sein Oberhemd abgelegt, dabei aber Nelson keinen Augenblick unbeobachtet gelassen. Dieser merkte das und hielt den Blick gesenkt. Roscoe stand vor dem aus der Küchenwand vorspringenden Waschbecken und begann nun mit Seifenwasser und Lappen Gesicht und Hände zu schrubben, wie er dies täglich tat, wenn er aus dem Schacht heimkam. Heute hatte er zwar frei, aber mit den Stacheldrähten dennoch harte Arbeit gehabt, und überdies gehörte dieses abendliche Schrubben für ihn zum Ritus des Lebens. Aber auch während er schrubbte, liess er Nelson nicht aus den Augen. Cynthia hielt dem Vater das Handtuch bereit. Das gehörte zu ihren Gewohnheitsrechten. Es wurde jetzt einige Zeit überhaupt nicht gesprochen. Violet war beschäftigt, für den Abendtee eine Cottage Pie zurechtzumachen, Kaninchenhaschee von einem Ring Kartoffelbrei umschlossen, das Ganze im Ofen mit einer Kruste überbacken.

«Lord Nelson, ich möchte weiterspielen», verlangte Cynthia nach einer Weile.

«Genug gespielt», sagte der Vater. «Morgen ist Weihnachtstag. Da kannst du von früh bis abend spielen.» Cynthia brummelte ein wenig, packte aber dann gehorsam das ganze Wettrennen in eine Schachtel.

«Wen wollten Sie denn eigentlich in Coleford besuchen», fragte Roscoe lauernd.

„Ja, wen wollte ich nur besuchen», sagte der Gast. «Ich bin jetzt ganz konfus geworden. Richtig! Eine Frau. Als ich sie das letztemal sah, vor etwas mehr als zwanzig Jahren, war es in einem Lazarett.»

«Im ersten Krieg vielleicht noch?»

„Ja. Lyra Bennett hiess sie.»

«Kenne ich nicht in Coleford, Violet, kennst du jemanden dort, der so heisst?»

«Nein. Aber ich kenne auch nicht alle Leute. Vielleicht hat sie seither geheiratet und ist längst fortgezogen.»

Roscoe runzelte die Stirne. Der Gast sah nicht so aus, als hätte er schon im ersten Krieg gedient. Er mochte höchstens dreissig Jahre alt sein. «Ich war damals elternlos und ein siebenjähriger Junge», sagte er, als hätte er Roscoes Misstrauen bemerkt und wollte es beheben. «Es war zu Ende des Krieges. Miss Bennett sorgte für mich.» Und er setzte hinzu: «Es ist mir sehr peinlich, Ihnen zur Last zu fallen.»

«Don't mention it», antwortete Erny Roscoe. «Es ist nicht der Rede wert. Wir müssen uns nur darüber klar werden, wo Sie schlafen können.»

Diese Frage zu lösen war nun für Roscoe keineswegs einfach. Er sagte sich, dass er eigentlich während der ganzen Nacht wach bleiben und den fragwürdigen Besucher unter Aufsicht halten müsse. Denn nichts von dem, was dieser bisher vorgebracht hatte, konnte ohne Weiteres als bare Münze genommen werden. Auch Spione und Agenten gaben sich als Opfer des Feindes aus, um sich in das Vertrauen von Engländern einzuschleichen. Unbewacht konnte dieser Mann nächtlicherweile Lichtsignale geben oder gar das ganze Haus als Fanal in Flammen setzen und sich nachher während der Verwirrung in die Wälder schlagen. Draussen war es bereits stockdunkel, und Roscoe wagte nicht einmal, das Haus jetzt zu verlassen, um etwa einen Nachbarn zu Rate zu ziehen. Eine Weile erwog er, Violet auszusenden, aber der nun zu Blizzardstärke ausgeartete Sturm brachte ihn von diesem Gedanken ab.

Räumte man dem Fremden droben die Kammer ein, so war er zwar isoliert und konnte nicht leicht fort, dafür aber

war er imstande, von dort aus allerlei Gefährliches zu vollführen. Hier unten in der Küche oder im Wohnzimmer blieb er auch ohne jede Kontrolle und mochte überdies nach vollbrachter Übeltat sich einfach aus dem Staub machen, bevor die Familie oben im Schlafrum etwas merkte. Es blieb also anscheinend nichts anderes übrig, als den Mann die ganze Nacht über zu bewachen. Aber Erny Roscoe hatte nicht die Natur eines Kerkermeisters. Im Grunde schämte er sich seines Misstrauens. Er war gewöhnt, bis zum Beweis der Unwürdigkeit jedem mit Vertrauen zu begegnen. Andererseits war Krieg, und Roscoe erfuhr in sich das von ihm noch nie erlebte Entsetzen einer Gesamtverantwortlichkeit. Es war, als ob sich an dieser steilen Klippe die immer wieder herankommenden Wogen von Misstrauen und Vertrauen unablässig brächen.

Roscoe überlegte, wie er dem Manne kleine Fallen stellen könnte, um sich seiner zu vergewissern. Es fiel ihm aber nichts ein. Cynthia jedoch, die derartige Fallen nicht erwog, stellte ihm unbewusst eine. «Lord Nelson, how is your mummy», fragte sie. Roscoe griff diese Frage sogleich auf und setzte hinzu: „Ja, was hören Sie von den Ihren aus Deutschland?“ Roscoe wusste, dass jede Art von Verbindung oder Korrespondenz mit Feindesland auch auf dem Umweg über neutrale Länder verboten war.

Der Gast machte ein erstauntes Gesicht. «Aus Deutschland? Wie sollte ich von dort etwas hören?»

Man setzte sich zum Abendtee. Die Cottage Pie wurde aufgetragen. Cynthia sprach das Gebet. «For what we are going to receive the Lord God may make us truly thankful.»

Als abgedeckt worden war, sagte Erny: «In unserer Gegend hier feiert man den Weihnachtsvorabend nicht besonders. Nur die Kinder gehen von Haus zu Haus und singen die alten Carols. Wenn der Sturm draussen aufhören würde, kämen sie vielleicht auch heute. Sonst ist nichts los. Das Fest ist morgen. Morgen empfängt man auch die Geschenke. Bei Ihnen, so sagt man, gibt es Tannenbäume mit Lichtern. Wir haben stattdessen einen Mistelzweig. Ja, den haben wir im Wohnzimmer an der Hängelampe.»

«Wenn ich gross sein werde, Lord Nelson», rief Cynthia, «dann kommst du mit mir unter den Mistelzweig und dann

«Unsinn», schnappte Roscoe.

Ja, ich weiss genau, was dann alles sein wird, liess sich Cynthia nicht abbringen, «die Hazel hat es mir erzählt.»

«Die Hazel weiss auch nicht alles», sagte Violet. «Sie ist ein genauso kleines Mädchen wie du.»

«Sie weiss alles», erklärte Cynthia, «und ich werde dann Lord Nelson heiraten.»

«Was für Dummheiten sie redet», sagte Violet.

«Der Mistelzweig ist ein Zauberzweig», rief Cynthia. «Kannst du zaubern, Lord Nelson?»

«Zaubern?» Der Gast dachte nach. «Vielleicht», sagte er dann, «ein wenig.»

«So zauber mir etwas, zauber mir etwas», jubelte Cynthia.

Der Gast setzte sich zwischen die Lampe und die weisse Wand. Er hob seine Hände und begann sie so zu stellen und zu formen, dass die hübschesten Schattenbilder auf der Wand erschienen.

«Pass auf, Cynthia. Wer kommt da? Siehst du den Mann? Es ist der alte böse Kaiser Augustus. Sieh, wie sein Mantel wallt. Und was tut er? Er zählt seine Untertanen. Eins, zwei, drei, vier und so fort. Sie müssen zum Abzählen alle in der Reihe stehen. Aber da, noch ziemlich weit in der Ferne, ist ein Haus. Siehst du das Haus? Es ist schon recht verfallen. Eigentlich ist es nur ein alter Stall. Aber wir wollen einmal sehen, wer darin ist. Es sind Menschen, die auch zum Abzählen gekommen sind, aber übernachteten mussten. Und dabei ist ihnen ein Baby geboren worden. Und wer sind die Menschen? Da rechts steht der Mann. Er heisst Josef. Jetzt dreht er sich um und ruft einen Ochsen. So, da kommt der Ochse. Siehst du die Hörner. Und jetzt ruft er den Esel. Da ist er schon mit seinen langen Ohren.»

«Der Esel Enoch, der Esel Enoch», rief Cynthia.

«Enoch? Meinetwegen. Er mag Enoch geheissen haben. Und da siehst du jetzt Maria. Sie neigt sich ein wenig nach vom, denn sie hat das Jesusbaby im Schoss. Siehst du, wie winzig es ist? Man kann eben noch den Kopf sehen.»

«Lass es mich doch ganz sehen», bettelte Cynthia.

«Das ist nicht so einfach», sagte der Fremde. «Aber sieh nur hin, wie es den Kopf hebt. Es ist eben zur Welt gekom-

men und kann den Kopf schon hochhalten. Das will etwas bedeuten! Und jetzt kommen die Hirten und die Schafe, da siehst du sie herannahen, immer ein Hirt und ein paar Schafe. Aber oben darüber, siehst du, was da jetzt erscheint? Es ist ein Engel. Er hat grosse, gewaltige Flügel. Diese Flügel, sie strahlen in Wirklichkeit, und du siehst jetzt nur deshalb den Schatten, den sie werfen, weil das noch viel mehr strahlende Licht Gottes und der Ewigkeit auf diese Flügel fällt. Und in diesem unbeschreiblichen Glanz hört man den Engel rufen: «Ich verkündige Euch eine grosse Freude . . . Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!»

Der Gast schwieg, und es war eine kristallklare Stille. Selbst der Sturm draussen hatte sich gelegt.

«Sie können vielleicht oben in der Kammer schlafen», sagte Erny mit etwas heiserer Stimme. «Die Deutschen scheinen ja heute wirklich nicht zu kommen. Seien Sie trotzdem vorsichtig mit dem Licht, Sir.»

«Verlassen Sie sich darauf», sagte der Gast. «Mit Licht weiss ich schon Bescheid.»

«Und morgen», sagte Erny, «morgen werden wir dann schon sehen, wie wir Sie nach Coleford bringen.»

«Nein, nein, nein», rief Cynthia. «Lord Nelson muss hierbleiben. Unter dem Mistelzweig. Dann wird er mir täglich zaubern! «

«Niemand kann täglich zaubern», sagte Violet. «Du darfst dem Gentleman jetzt einen Gutenachtkuss geben.»

«Merry Christmas», sagte der Gast und küsste Cynthia mitten auf den Mund.

«Merry Christmas, Lord Nelson! Aber du hast vergessen, etwas zu zaubern.»

«Was denn?»

«Den Stern, Lord Nelson, den Stern!»

, Ja, den Stern», sagte der Lord. «Der hat mir schon immer Schwierigkeiten bereitet. Um Sterne zu zaubern, dazu gehört freilich etwas ganz Besonderes. Das kennt nur der liebe Gott. Und auch dem ist es bisher nur ein einzigesmal gelungen.»

EGON ERWIN KISCH: ENTDECKUNGEN IN MEXIKO

Indiodorf unter dem Davidstern

Stockdunkel war die Nacht und ziemlich kühl dazu, als ich heute aufstand, um Punkt sieben in Venta Prieta zu sein.

Von diesem Dorf und seiner jüdischen Bewohnerschaft hatte ich schon in der Stadt Mexiko etwas läuten gehört, aber ich wusste nicht, wo es liegt, und hatte auch den Namen vergessen. Da fuhr ich vorgestern zufällig nach Pachuca, der Silberstadt, und las bei Kilometer 83 (von der Hauptstadt aus gerechnet) an einem Ortseingang «Venta Prieta». War das nicht der Name? Ich stieg aus, fragte unsicher nach den Juden. Die Befragte zeigte mit dem Finger. «Dort der Caballista ist einer von ihnen.»

Der Kabbalist? Weit und breit war niemand zu erblicken, der als Ziffern- und Zeichendeuter, als Kenner der Kabbala in Betracht kommen konnte. Nur ein Bauer stieg eben ganz unmytisch von einem Pferd. Mir ging ein Licht auf: Pferd heisst «Caballo», also wird «Caballista» ein Reiter sein. Ich ging auf ihn zu, fragte, und er antwortete: An jedem Samstag um sieben Uhr morgens sei Gottesdienst.

Sieben Uhr ist keine angenehme Stunde. Aber was half's? Ich sprang im nachtschlafenden Morgengrauen aus den warmen Federn von Pachuca, um dem kühlen Sabbat entgegenzugehen. Ich machte mich, wie ich gestehen muss, auf etwas Groteskes gefasst, war ein wenig ironisch gestimmt. Ein altes Chanson ging mir durch den Kopf, das in den Zeiten harmloser Jargonkomik im Schwung gewesen ist: Mit indianischem Federschmuck, in ostjüdischen Schläfenlocken, in der Kriegsbemalung der Apachen und mit dem Gebetkragen, den man in der Synagoge trägt, sprang der Wiener Komiker Eisenbach auf die Brettlbühne und schmetterte:

«Mein Vater war ein klaaner
Jüdischer Indianer,
Meine Mutter, tief in Texas drin,
War eine koschere Gänslerin ...»

Als ich in Venta Prieta ankam, kam ich zu früh. Einige Indios oder Mestizen, von anderen Indios oder Mestizen durch nichts unterschieden, standen in Leinenhosen, Hemd und Sandalen im Novembernebel herum. Einer, untersetzt und in einen rotwollenen Sarape gehüllt, war Senor Enrique Tellez, der Vorsteher der Judengemeinde, an den ich mich zu wenden hatte, um authentische Auskünfte zu bekommen. Ausserdem ist Senor Tellez der vermögendste Mann im Dorf, was an sich noch keinen Reichtum bedeutet.

Venta Prieta besteht aus hundertfünfzig Menschen und dementsprechend wenig Häusern. Zwei Drittel der Einwohner sind Orom-Indios, wenn auch nicht mehr reinrassig. Sie arbeiten in den Bergwerken von Real del Monte, bebauen die Maisfelder hinter dem Dorf oder züchten «Havadas», Perlhühner, die gleich ihren Besitzern Produkte von Rassenmischung sind.

Nur auf der einen Seite der Landstrasse stehen Häuser, sie sind aus Adobe, Strassenkot und Pferdedreck zusammengeklatscht. Das einzige Steingebäude ist die Schule. Auf der anderen Seite der Landstrasse dehnt sich grenzenlose Ebene: Militärlager und Flugplatz für eine Nebenstrecke nach Guajutla in der Gegend von Tampico. Ein Kasernenblock schimmert aus der Ferne herüber.

«Das dritte Drittel», sagt mir Senor Enrique Tellez, «sind wir Juden, siebenunddreissig Erwachsene. Wir sind nur eine grosse Familie oder eigentlich zwei miteinander verschwägerte, die Tellez und die Gonzalez.»

«Sind Sie schon lange hier?»

«Kaum zwei Generationen. Früher lebten wir in Zamora, im Staat Michoacán. Dort brach vor vierzig Jahren ein Judenpogrom aus, die Leute bemächtigten sich meines Grossvaters mütterlicherseits, Roman Gison hiess er. Sie verlangten von ihm, dass er sich taufen lasse und seinen alten Glauben verhöhne. Als er sich weigerte, nähten sie ihn in eine Kuhhaut und legten ringsherum Feuer an. Die Kuhhaut schrumpfte zusammen und zerdrückte auf diese Weise meinen Grossvater. Alle Juden flüchteten aus Zamora. Mein Vater fand diesen Rancho hier, der zu einer entfernten Hacienda gehörte. Der Boden ist ganz trocken, nur spröde Schollen. Aber mein Vater kaufte ihn, weil hier sonst keine Häuser

standen – er wollte nicht mehr in einer Stadt oder auch nur in einem Dorf leben.» Don Enrique deutet hinter sich.

«Da bin ich geboren.»

«Da» ist ein Haus, nicht minder verfallen und vernachlässigt als die anderen, aber grösser. In regem Verkehr bewegen sich Lebewesen in und aus dem Hof, Perlhühner, Kinder, ein Pferd und viele Hunde. Während der Unterhaltung, die Don Enrique und seine Gruppe mit mir führen, steckt eine schwarze Kuh ihren Kopf aus dem Tor, blökt von Zeit zu Zeit, wie um vor mir zu warnen, und wagt sich nicht aus dem Hof, als hege sie in ihrem Euter tiefes Misstrauen gegen mich.

Ich schaue auf meine Uhr. Don Enrique sagt: «Der Gottesdienst wird bald beginnen; sehr pünktlich sind wir nicht. Die Frauen müssen noch das Frühstück für ihre Männer zurechtmachen, die zur Arbeit gehn.»

«Arbeiten sie am Samstag?»

«Das geht nicht anders.»

«Wie können sie da am Gottesdienst teilnehmen?»

«Deshalb haben wir dreimal Betstunde, wir kommen in drei Schichten.»

«Halten Sie selbst den Gottesdienst ab, Senor Tellez?»

«Nein, ich versteh nicht viel davon. Unser Rabbi ist ein Abessinier – «

«Ein Abessinier? Wie kommt ein Abessinier nach Mexiko?»

«Er lebt als Bäcker in Pachuca. Ein junger Mensch, der sich sehr für Religion interessiert und die Bibel kennt. Er liest sogar hebräisch. Gleich wird er da sein.»

Don Enrique zählt auf, welche religiösen Gebräuche die Gemeinde einhält. Sie fasten am Jom Kippur – «am Ayuno mayor», übersetzt er mir, damit ich's verstehe. Ostern essen sie Mazzes – «galletas de la semana santa», übersetzt er, was ich meinerseits mit «Waffeln der heiligen Woche» übersetzen würde.

«Auch das Neujahrsfest feiern wir und fasten am Jahrestag der Tempelzerstörung. Wir essen kein Schweinefleisch. Geflügel und Vieh schlachten wir kosher.»

Ich frage, ob Zirkumzision vorgenommen wird. Ja, aber wir haben keinen Beschneider hier. Wir bringen die

neugeborenen Knaben nach der Hauptstadt zum Senor Klipper.» Bei Gott, auf diesen onomatopoetischen Namen hört der Beschneider von Mexiko.

Neben der schwarzen Kuh, die noch immer aus dem Toreingang misstrauisch zu mir herüberschaut, steht ein blonder Norwegerjunge, etwa vier Jahre alt, und sieht ebenso misstrauisch zu mir herüber.

«Komm her», ruft Don Enrique dem Norwegerjungen zu. Aber statt zu gehorchen, jagt der Judenbub davon. «Das ist mein Neffe», sagt Onkel Heinrich, «ich wollte, er soll Ihnen seinen Namen sagen.»

«Wie heisst er denn?»

«Er heisst Reubeni. Alle unsere Kinder haben Namen aus dem Alten Testament: Elias, Abraham, David, Saul die Knaben, und die Mädchen heissen Rahel, Rebekka oder Sara. Wissen Sie, dass auch die Witwe von Francisco Madero 'Sara' heisst?»

Ich hatte schon in Mexiko gehört, dass die Märtyrer der nationalen Freiheit, die Brüder Francisco J. und Gustavo Madero illegale Juden gewesen seien, und ebenso die in New York lebende Witwe, eine geborene Perez, was ein typischer Name der spaniolischen Juden ist. Die Brüder Madero sind nicht die einzigen grossen Männer, denen jüdische Abstammung nachgesagt wird, die Inquisition hat viele Opfer, um sie herabzusetzen, als «judaizante» bezeichnet, «zum Judentum neigend». Selbst der Vater der Nation, der Pfarrer Miguel Hidalgo, steht als «judaizante» in den Inquisitionsakten.

«Unsere Kinder», fährt der Gemeindevorsteher fort, gehen in die allgemeine Schule. Haben Sie schon die Schule gesehen? Die ist schön, nicht wahr? Vor ein paar Jahren verlangten die 'Cristeros' (eine kleriko-faschistische Bewegung), dass Venta Prieta eine Kirche bekomme. Darauf wandten sich die Dorfbewohner – hier leben meist Bergleute, und alle sind gewerkschaftlich organisiert, also keine Antisemiten – an die Regierung, man möge ihnen lieber eine Schule geben, weil das Dorf bereits eine Kirche habe. Dass es eine jüdische Kirche war, haben sie nicht gesagt. Wir bekamen die Schule, unter dem Präsidenten Ortiz Rubio wurde sie eröffnet. Einer unserer Jungens, der Saul Gonzalez, geht übrigens

in die Schule des Militärlagers drüben. Am Flugplatz arbeitet auch einer von uns, er hat zuerst als Mechaniker ausgeholfen und dann die Pilotenprüfung gemacht.»

Don Enriques Wissen über die Geschichte der Juden in Mexiko beschränkt sich darauf, dass er den Namen Carbajal kennt, des Portugiesen, den Philipp II. nach Neu-Spanien schickte, um die aufständischen Küstengebiete am Golf zu pazifizieren. Luis Carbajal der Ältere brachte hundert Maran-nen-Familien mit, und von diesen leiten die mexikanischen Juden ihre Herkunft ab. Sie verehren jedoch vor allem seinen Neffen «Carbajal el Mozo», der mit Mutter und Geschwistern in den Verliesen der Inquisition gemartert wurde, sich aber vom mosaischen Gesetz nicht abbringen liess. Am 5. Dezember 1596 stand er mit seiner ganzen Familie auf dem Scheiterhaufen, fünfundvierzig Juden; in diese Zahlen sind die Toten nicht eingerechnet, deren Gebeine aus dem Friedhof gescharrt worden waren, und nicht die Flüchtlinge, die man nur in effigie verbrennen konnte. Auch ein Deutscher stand auf dem Gerüst, als unbekehrbarer Lutheraner war er in den Kerker der Inquisition geworfen, aber dort von Carbajal – zum Judentum bekehrt worden. Luis Carbajal el Mozo und die Seinigen gingen als unbusstfertige Juden in Flammen auf.

Von seiner eigenen Generation weiss Don Enrique mehr zu erzählen: «In Michoacän hatten wir einen Rabbi, der war nicht bartlos, wie die Indios sind, sondern trug einen grossen, silbernen Bart, die Bauern nannten ihn 'Bischof der Juden'. Manchmal fuhr er zu anderen Judengemeinden, um zu predigen. In unserer Umgebung gibt es keine Judengemeinde ausser uns. Die nächste ist zwei Stunden Eisenbahnfahrt von hier, in San Agusti de Zapoctla, einem Dorf im Staat Mexiko. – Ah, da kommt unser Rabbi. Hola, Etiope!»

Der angerufene Äthiopier tritt auf uns zu, in der Hand trägt er ein sorgfältig mit Bindfaden umwickeltes Paket. Weil ich es weiss, stelle ich sofort fest, dass er ein typischer Falascha aus Abessinien ist. Im Judenchristentum der Falaschas scheint die jüdische Tendenz zu überwiegen, denn im Ausland werden die Falaschas meist Juden, in Haarlem-New York sah ich ihre grosse Synagoge, und nun treffe ich hier einen Rabbi aus ihrem Stamm.

Er heisst Guillermo Pena, ist kaum dreissig Jahre alt, in Mexiko geboren und versteht nur wenige Worte Kuara, der Falascha-Sprache. Guillermo Pena lebt mit seinem Vater in Pachuca, wo er so viel Brot bäckt, wie er selbst austragen kann, demnach nicht viel. So hat er Zeit, im Selbstunterricht Hebräisch zu lernen und die Bibel zu lesen. An jedem Samstagmorgen kommt er nach Venta Prieta, ohne Vergütung, hält den Gottesdienst ab und gibt Religionsunterricht. Dieser Rabbiner ist ein schüchterner, verlegener Mensch, der mir nicht gerne Rede steht und froh ist, als ich seiner wiederholten Aufforderung folge, in der «Jardincito» einzutreten.

Mit «Jardincito» ist das von roten Ziegeln umgebene Gärtchen gemeint und auch das Bethaus darin. Es mag höchstens vierzig Personen fassen. Von der Decke der Betstube baumelt eine Spirituslampe. Ein ärmliches Pianino in der einen Ecke, in der andern eine Schultafel, mit hebräischer Kursivschrift bekreidet, und als zweites Lehrmittel ein ramponierter Globus zur Veranschaulichung der biblischen Geographie. Drei Vasen aus Spiegelsplintern, Papierblumen darin, sollen das Pianino verschönern.

Auf der bestickten Decke des Altartisches steht eine Kerze (statt eines siebenarmigen Leuchters), ein Glas (statt eines goldenen Bechers), und statt einer pergamentenen, handgeschriebenen Thorarolle liegt ein Foliant: Altes und Neues Testament in spanischer Sprache, herausgegeben von der Bibelgesellschaft. Wahrlich, dieses Buch passt von keinem Standpunkt aus hierher; weder anerkennt die Judengemeinde das Neue Testament, noch hat die Bibelgesellschaft das Buch deshalb gedruckt, damit es den Juden behilflich sei, in ihrem Glauben zu verharren.

Getünchte Wände. Eine ist mit einem Davidstern bemalt; ihn halten zwei Löwen mit mähnenumwallten Köpfen und nackten Körpern. Ferner sind, in Ermangelung wirklicher Armleuchter, zwei solche an die andere Wand gemalt, aber – wenschon, denn schon – ihre Postamente und die Kerzen sind mit allerhand Emblemen verziert. An der Frontwand dominiert das «Höre, Israel» auf hebräisch und spanisch: «Oye, Israel, el etemo es nuestro dios, el etemo uno es.»

Don Guillermo hat ängstlich meine Musterung der Fres-

ken verfolgt, und da ich nach dem Maler frage, erwidert er ein zaghaftes «ich», dem er hinzusetzt: «Ich bin Bäcker, Senor.»

«Die Bilder sind sehr schön, insbesondere die hebräischen Schriftzeichen», nicke ich leutselig und sehe sein afrikanisch dunkelbraunes Gesicht erröten. «Ich bin Bäcker, Senor», flüstert er wieder.

Don Guillermo ist vielleicht kein Maler, aber er ist auch nicht bloss ein Bäcker. In erster Linie ist er ein Priester, wie man erkennt, wenn er liebevoll sein Bündel aufschnürt und dessen Inhalt ausbreitet, Gesangsnoten und Gebetbücher, mit vielen Lesezeichen versehen. Dann kommt aus einem Säckchen ein weisser Schal hervor, der den Rabbi sofort umhalst, und ein Käppi, das sich ihm auf den Hinterkopf schmiegt.

Die versammelte Gemeinde besteht aus dreizehn Menschen mosaischer Konfession, also um drei mehr als die vorgeschriebene Mindestzahl. Dennoch machen die dreizehn kein gebetberechtigtes Kollegium aus, weil Frauen und Kinder nicht zählen. Aber kann Jehovah das so genau nehmen in Mexiko, wo die Seinen jahrhundertlang furchtbaren Drohungen und milden Lockungen standhielten?

Von Hütte zu Hütte hatten sie einander die Parole zugehaut: «Lasset uns beten», mit der Angabe, wo und wann. Nur im Dschungel war Raum für den Gottesdienst. Auf dem Weg dorthin konnte man von Pfeilen getroffen oder von Sbirren der Inquisition gefasst werden, man konnte in den Krater stürzen oder zerfleischt werden von wilden Tieren. Kam nun einer nicht an, vielleicht der zehnte, sollten da die neun unverrichteter Glaubensdinge auseinandergehen? «Ach was, lasset uns beten», sagten sie und taten es. Und weil Jehovah damals durch die Finger sah, so ist in Mexiko ein Minjen auch dann ein Minjen, wenn weniger als zehn Männer versammelt sind.

Heute sind vier Männer da. Ausserdem vier Frauen oder Mädchen. Diese sind es, die das Altartuch mit Blumen und Bibelsprüchen bestickt haben, und nun unterbrechen sie mit Gesang die eintönig gemurmelten Texte der Gebete. Die Kinder singen mit, unter ihnen der vor mir davongelaufene norwegisch-jüdisch-indianische Reubeni Tellez und der neun-

jährige Saul Gonzales, der in die Militärschule geht, ein zukünftiger mexikanischer General.

Der Gottesdienst war einfach, aber im Grunde ein Sabbatgottesdienst wie anderswo auch. Am Schluss stellte sich die Gemeinde vor dem Altartisch auf zum Totengebet. Dieses Gebet dürfen Kinder nicht sprechen, bevor sie durch die Konfirmation in die Religionsgemeinschaft aufgenommen sind. Hier aber traten zwei Knaben, wahrscheinlich Waisen, gleichzeitig mit den Erwachsenen vor – eine andere der Ausnahmen, die Gott für das Dorf Venta Prieta in Mexiko bewilligt hat.

Auch ich trat vor, schloss die Füße aneinander und sprach nach, was der Rabbi uns vorsprach, nur die Namen seiner Toten fügt jeder Betende selber ein.

Mein Vater und meine Mutter waren in Prag geboren, lebten dort, starben dort und sind dort begraben. Niemals konnte ihnen in den Sinn kommen, dass einer ihrer Söhne den Totenspruch für sie in einer Gruppe von Indios sprechen werde, im Schatten der silbertragenden Berge von Pachuca. Meine Eltern, die ihr Leben im Bärenhaus der Prager Altstadt verbrachten, ahnten nicht, dass ihre Söhne einmal aus dem Bärenhaus verjagt sein würden, nach Mexiko der eine, nach Indien der andere und die beiden, die dem Hitlerterror nicht entfliehen konnten, in unbekannte Stätten unvorstellbaren Grauens. Meine Gedanken schweifen weiter, Verwandte, Freunde, Bekannte und Fremde, Opfer Hitlers, alle haben Anspruch darauf, dass ihrer im Totengebet gedacht werde.

Ein Zug von Millionen. Frauen und Männer, die sich zeit ihres Lebens darum gesorgt, ihre Familien zu ernähren und ihre Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen; Angestellte und Arbeiter, die sich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienten; Ärzte, die Tag und Nacht bereit waren, Leidenden zu helfen; Menschen, die bemüht waren, die Wahrheit zu verbreiten und die Lage ihrer Mitmenschen zu verbessern; Gelehrte, die der Wissenschaft lebten; Künstler, die dem Leben Schönheit geben wollten; Kinder, die sich ihre Zukunft so wunderbar träumten . . . alle Arten von Menschen, lebensfrohe und sentimentale, gute und schlechte, starke und schwache.

Unübersehbar, unaufhörlich ist ihre Reihe. An kalten

Fratzen vorbei, wanken sie dem Ziele zu. Dort steht es, ein rauchender Bau. Alle wissen, was dieser Bau bedeutet, woraus der Rauch besteht, der aus dem Schlot aufsteigt. Es ist die Todesfabrik, sie fabriziert Leichen. Mit welchen Gedanken bewegt sich diese Armee der dem Mord Geweihten diesem Ziele zu? Keine Hoffnung mehr, keine Hoffnung mehr für sich, für ihre Kinder, für ihr Angedenken, kaum Hoffnung mehr auf Rache, auf Bestrafung des Massenmords. Sie müssen sich in das Tor schieben, sie müssen sich entkleiden, sie müssen in die Kammer gehen, wo ein fürchterliches Gas sie erwürgt, verbrennt, auflöst. Aus dem Schlot steigt Rauch.

Unübersehbar ist die Kolonne, sie zieht dahin, als hätte es nie eine Menschheit gegeben, als hätte es nie einen Sinn der Menschheit gegeben, niemals das Streben, mehr Brot, mehr Recht, mehr Wahrheit, mehr Gesundheit, mehr Weisheit, mehr Schönheit, mehr Liebe und mehr Glück in die Welt zu bringen.

Als letzter trete ich weg vom Altar, zu dem ich mich vor einigen Stunden so gut gelaunt aufgemacht hatte.

EGON ERWIN KISCH:
TEOBERTO MALER, EIN MANN
IN VERZAUBERTER STADT

1939, knapp bevor die Deutschen in Paris einrückten, traf ich im Café «Deux Magots» den alten Grafen Harry Kessler, der schon ein Menschenalter vorher hier gesessen hatte, obwohl er gleichzeitig auch im Berliner Café des Westens sass. Noch bekümmert als sonst schaute er drein. Denn draussen war nun nicht mehr bloss Krieg, den er noch mehr als alle anderen Kriege hasste – der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich –, sondern es zuckten auch die Vorböten der französischen Katastrophe über Firmament und Boulevard.

«Sie fahren nach Mexiko?» sagte er zu mir. «Schade, dass ich Ihnen mein Mexikobuch nicht auf die Reise mitgeben kann, es liegt in Berlin – also unerreichbar. Auch Empfehlungen kann ich Ihnen nicht mitgeben. Sind alle schon tot, meine mexikanischen Freunde. Aber wenn Sie irgendwo in Yucatan am Grab des Maya-Forschers Teoberto Maler vorbeikommen, grüssen Sie ihn von mir. Er war ein edler Mann.»

Maya! Yucatän! Das kam mir noch unwahrscheinlicher vor, als dass ich wirklich bis Mexiko kommen werde.

In New York las ich, dass Graf Harry Kessler gestorben sei, ein Exilierter.

Ein paar Jahre später, Yucatän durchstreifend, erinnerte ich mich, dass ich hier einen Auftrag auszuführen habe: eines Toten Gruss an einen Toten zu überbringen.

In Chichen Itzá, im Gespräch mit den bei den Ausgrabungen beschäftigten einheimischen Arbeitern, fragte ich nach Maler. «Don Teoberto? Das war der einzige», sagte ein Alter.

«Der einzige?» fragte ich, «wovon der einzige?»

Nun hörte ich die Klage gegen die Weissen, die in den Stätten der Götter gehaust hatten, barbarisch rücksichtslose Archäologen und Geschäftswissenschaftler, welche auf der Suche nach Funden die für alle Ewigkeit geschaffenen Fassaden für alle Ewigkeit vernichteten. Mein Gewährsmann wiederholte seinen ersten Satz, den ich nunmehr verstand: «Don Teoberto, das war der einzige.»

Es war später Spätabend, und der alte Arbeiter war sicherlich ebenso müde wie ich. Dennoch zwang er mich, mit ihm zum Templo de las Monjas zu gehen. Ich war schon dort gewesen, gerade heute Morgen, aber jetzt sah alles anders aus, bewegter. Die im Mondschein dahinziehenden Wolken kommandierten die steinernen Friese – nun gut, scheltet mich einen Romantiker! – zu einer ebenso verrückten wie gravitätischen Polonaise; Ornamente, Figuren, Säulen und Embleme schlossen sich mit zum Reigen.

Mein Begleiter liess sich dadurch nicht aufhalten, er trieb mich die Treppe hinauf und oben über eine, insbesondere im wolkengetrübten Mondlicht, gefährlich schmale Brüstung bis zur Querseite des Tempels.

Dort öffnete sich eine kleine Tür ins Schwarze, in das wir, während ein Vampir hinausschoss, eintraten. «Hier hat Don Teoberto die ganzen Jahre gewohnt.»

Mit Streichhölzern leuchteten wir die Schwärze der spitzgewölbten Kammer ab. Zwei Nischen in der Wand waren dem Gelehrten Schrank, Bibliothek und Nachttisch gewesen. Vielleicht stand dort auch das imposanteste und modernste seiner Forschungsinstrumente: eine Kamera. Sie zu bedienen war eine komplizierte Kunst, und jede Aufnahme dauerte mehr als zehn Minuten.

Kein Schreibtisch. Mein Begleiter erzählt: «Wenn wir morgens hier mit Schaufeln und Hacken ankamen, sass Don Teoberto auf der Treppe und schrieb. Er hatte schon gefrühstückt, ein Ei, ein paar Tortillas und eine Orange.»

Sein Bett war der steinerne Fussboden, auf den er sich, in einen Sarape gewickelt, allabendlich hinstreckte. Einen Stein als Kissen unter den Kopf geschoben, schlief er mit dankbaren Gedanken an die längst entschwundenen Bauherren ein, die Könige aus dem Geschlecht der Cocomen, und an die bärtigen Zwerge, die ihre Bauleute waren. «Es schien», schreibt Maler, «als hätten sie Mitleid mit dem Manne, der aus so fernen Ländern gekommen war, um sie aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf zu wecken, und sie beschützten mich gut.»

Beim Heraustreten aus dieser Gelehrtenstube schauen wir eine Bühne, auf der hinter durchsichtig blauem Vorhang die Vergangenheit sich selber spielt. Ein Ausstattungs-

stück. Über die gegliederten Treppen der Pyramide klimmt ein Chor von Pilgern himmelan. Um den schneckenartig gewundenen Rundturm im Hintergrund schweben goldseidene und buntsamte Fasanenvögel. Links, zwischen Versatzstücken aus Gestrüpp, geleitet der Klerus die geweihten, in weisse Brautgewänder gehüllten Mädchen zum Felsenrand des heiligen Brunnens und stösst sie dort hinab, auf dass sich ihrer Jungfräulichkeit die Götter dort erfreuen mögen. Auf dem Ballspielplatz brüllt das Volk der Mayas, während die Orgel der Dämonen, das Echo, jeden Schrei vierzehnmals nachäfft.

Und alles ist still und leer.

Mein Begleiter begleitete mich bis zum Hotel. Er nahm keine Vergütung an. «Sie waren ein Freund von Don Teoberto Maler», sagte er nur und, wie es im Gedicht steht, schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich komme mir wie ein Hochstapler vor. Niemals habe ich Teoberto Maler gesehen, wir hatten nur einen gemeinsamen Bekannten, und auch der ist tot. Und der wackere Maya lehnt seinen Führerlohn ab, weil er sich von einem Freund Don Teobertos nicht bezahlen lassen will.

Teoberto Maler war von Nationalität – ja, was war er denn von Nationalität? In Italien (Rom, 1842) geboren, von deutschen Eltern stammend, trat er in österreichische Militärdienste und ging dann mit dem zum Kaiser von Mexiko «gewählten» Erzherzog Maximilian als Ingenieuroffizier über See. Als sein Kriegsherr auf dem Glockenhügel von Querdtaro erschossen wurde und solcherart der Kaiserzug nach Mexiko beendet war, zog der junge Hauptmann Teoberto Maler von dannen. Aber er kehrte weder nach seinem Geburtsland Italien heim noch nach seines Vaters Vaterland Deutschland, noch nach seinem Garnisonsland Österreich, das er als sein Heimatland betrachtete. (Er nannte sich «Arqueólogo Austraco».) An den heissen Odem exotischer Landschaft gewöhnt, ging er in die Türkei, in den Kaukasus, nach Armenien. Dort, bei den Muselmännern und Tscherkessen will er gelernt haben, Fatalist zu sein.

Nun, er wurde bei den Muselmännern und den Tscherkessen keineswegs Fatalist genug, um nicht alles für die Rückkehr nach dem unendlich fernen Mexiko aufzubieten.

Zwanzig Jahre nachdem er es verlassen hat, gelingt es ihm, Mexiko wieder zu erreichen, nun ein vierundvierzigjähriger Mann. Seine zweite Lebenshälfte verbringt er auf der Maya-Halbinsel Yucatan und erforschte sie, gründlicher als jemand je zuvor.

In Merida, der Hauptstadt der Provinz Yucatan, leben Leute, die ihn gekannt haben. Manchmal, nach jahrelangem Verharren in der Einöde, ritt er hierher, um einen Abend mit dem holländischen Konsul Johann Clasing zu verbringen. Als Teoberto Maler starb, veranlasste Clasing die Herausgabe der yukatekischen Memoiren seines Freundes. Aber sie wurden, wie man mir sagte, nur in beschränkter Auflage gedruckt, und längst sei kein Exemplar mehr erhältlich. Man werde danach trachten, eines aufzutreiben, für mich, «den Freund Teoberto Malers».

Wirklich erhielt ich nach einigen Tagen ein Exemplar zum Geschenk, das Widmungsexemplar an Konsul Clasing. Dieser hat einige Zeitungsausschnitte über den Autor eingeklebt, darunter einen, dem zufolge Malers Manuskripte bei seinem Tod auf rätselhafte Weise verschwanden.

Das kleine Buch führt den Titel «Impresiones de Viaja a las Ruinas de Coba y Chichen Itzá», behandelt in populärem Stil die Expedition, die Maler im Anfang der neunziger Jahre im östlichen Yucatan unternahm. Insbesondere für Leser, welche Yucatan nicht kennen, besitzt das Büchlein manchen Reiz. Gleichzeitig mit dem Autor, ahnungslos wie er, treten sie in die Märchenwelten ein und nehmen an den Überraschungen des Entdeckens teil. Sozusagen aus dem Stegreif, nur vom Gefühl geleitet, beginnt Maler die Erschließung der Trümmerstätte Cobä. Er kann nicht von einem Quartier, einer Basis ausgehen, sondern zieht aus dem Freien los, wo es finster ist wie im Astloch und wo nasses, klebriges Erdreich jedes Vorwärtsdringen vereitelt. Ein Wolkenbruch, an Gefäll dem Niagara kaum nachstehend, überschüttet den stehend Nächtigenden. So arg sind Regen und Dreck, dass selbst eine grosse gefährliche Schlange nicht auf den menschlichen Ruhestörer vorstösst, sondern ihn die Attacke beginnen lässt.

Am nächsten Morgen, so hell die Sonne auch scheint, wehrt sich die wieder zur Jungfräulichkeit zugewachsene

Menschensiedlung gegen jede Annäherung. Beim Besteigen einer Pyramide stolpert und stürzt Teoberto Maler auf Schritt und Tritt. Er muss auch Angriffe von feindseligen Indios fürchten, die einige Meilen entfernt im Urwald isoliert leben. Eines Tages dringt er in einen unbewohnten Tempel ein, als zu seinem Schreck im Raum nebenan ein Geschrei von hundert Stimmen losbricht. Glücklicherweise stellt sich heraus, dass es nicht Menschen, sondern eine über den Eindringling zornige Herde Affen war. Der hat sich inzwischen gefasst und stellt sich ihnen als Darwinist vor, der in ihnen seine Stammväter verehrt. Aber die Affen benehmen sich keineswegs so reputierlich, wie man es von Ahnherren erwarten dürfte; sie nehmen seine Erklärung nur mit gequitschten und gefauchten Missfallensäusserungen zur Kenntnis und verlassen unter Protest das Lokal.

Teoberto Maler ist der einzige menschliche Bewohner von Chichen Itzá, dieser Stadt voll von Palästen, Kathedralen, Marktplätzen, Kasernen und Bädern, ein Robinson Crusoe dieser Grosstadt. In seinen Memoiren schildert er die Zufälle und Berechnungen, denen er seine Entdeckungen verdankt, gibt die Gesichtspunkte an, von denen er bei Benennung der Gebäude und Plätze ausgeht, und zeichnet den Stadtplan nur nach den Angaben von Logik und Phantasie – keine alten Bürger gibt's, ihm Material zu liefern. Die Menschen, die er zu Gesicht bekommt, hat er selbst unter grossen Mühen angeworben, und sie treten äusserst unregelmässig zur täglichen Arbeit an. Das hindert ihn nicht, sie mit milder Philosophie zu schildern. Aber in Philippiken ergeht er sich, wenn er vom Vandalismus spricht, dessen sich die nun auftauchenden Pseudoarchäologen, die Kuriositätenhändler und andenkensüchtigen Touristen schuldig machen. Ferner wettet er gegen die Fledermäuse, weil sie überall hinmachen, auch auf die feinsten Skulpturen, und ihr steter Tropfen den Stein höhlt.

In der «Biblioteca Crescendo Carillo y Anonca» von Merida sind zwei Werke Teoberto Malers vorhanden, herausgegeben 1901 und 1911 vom Peabody-Museum der Harvard-Universität, das dem Forscher einerseits die Publikation seiner Entdeckungen und die Entlohnung seiner Erdarbeiten ermöglichte, ihn andererseits aber erniedrigte und empörte.

Das eine der beiden Werke behandelt das Utzumatzintla-Tal, das andere Entdeckungen im Bezirk von Peten (Guatemala).

Einer der beiden Bände ist unaufgeschnitten, jedoch auf dem Schmutzblatt fand ich eine mit roter Tinte und in spanischer Sprache geschriebene Absage Malers an die Direktoren des Peabody-Museums. Sie zeigt die Schwierigkeiten, die dem entbehrungsreichen Forscherleben Malers von Seiten der Wissenschaftler gemacht wurden. Und zeigt vor allem seine Ohnmacht. Denn die öffentliche Anklage, die er in der stillen Bibliothek von Merida mit roter Tinte und grossen Buchstaben erhob, hat den Weg in die Öffentlichkeit niemals gefunden. Sein Aufschrei lautet: «Allzu beschäftigt mit den schamlosen Ausplünderungen von Chichen Itzá, lehnten es Bowditch und Putnam unverschämterweise ab, meine Arbeiten zu bezahlen. Ihr niederträchtiges Verhalten verurteilend, brach ich mit ihnen und verlange nichts mehr von ihnen. Mit meinem Texte können nur meine Pläne herausgegeben werden. Meine Generalkarte von Tikal ist eine grossartige (magnifico) Arbeit, welche zehn grosse Blätter umfasst. Jedoch die Karikatur eines Plans, welche von Tozzer und Merwin gemacht wurde, ist für meinen Text ungeeignet und zeigt nichts anderes als den Gipfel der Albernheit und Niedertracht (la suprema estupidez y perfidia) der erbärmlichen Redakteure des Peabody-Museums.

Teoberto Maler»

Nur die Landsleute seiner Wahl, die Yukateken, haben ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vor dem Museum von Merida erhebt sich auf hohem Sockel eine überlebensgrosse Marmorbüste Teoberto Malers – das einzige Monument, das ein mexikanischer Staat aus eigener Initiative und aus eigenen Mitteln einem Mitbürger aus dem Auslande errichtet hat. Denn Teoberto Maler war der Ausländer in Mexiko, der uneigennützig wirkte.

Ich überbringe stumm dem marmornen Manne den Gruss meines Freundes Harry Kessler. Und füge meinen Dank hinzu, weil mir die Nennung des Namens Teoberto Maler bei meiner bescheidenen Laienarbeit geholfen hat.

SALKA VIERTEL:

Aus: THE KINDNESS OF STRANGERS
DAS UNBELEHRBARE HERZ

Der nächste Tag war ein Sonntag und ich schlief, bis das Telefon mich weckte. Es war Berthold Viertel. Er fragte, wann wir uns wiedersehen könnten. Er habe einem Kameraden versprochen, seine Angehörigen aufzusuchen und sei von diesen zum Mittagessen eingeladen worden. Danach sei er frei. Ich war ebenfalls eingeladen; ich gab ihm die Telefonnummer meiner Gastgeber und bat ihn, mich dort anzurufen. Lachend stellten wir fest, dass wir bei denselben Leuten eingeladen waren, einem theaterbegeisterten Ehepaar, das ich oft besuchte. «Sehen Sie», sagte er, «wir mussten uns kennenlernen. Es war unvermeidlich.»

Er war während des Essens in bester Stimmung und erzählte amüsante Geschichten. Unsere wohlhabenden Gastgeber breiteten verschwenderisch die Früchte ihrer Schwarzmarktbeziehungen vor uns aus; ich fühlte mich satt, behaglich und ein wenig beschwipst – ein Zustand, in dem ich mich schon seit vielen, vielen Monaten nicht mehr befunden hatte. Nachher gingen wir ins Café Central, denn Berthold meinte, es sei an der Zeit, dass ich seine Gewohnheiten, seine Vorlieben und die Literaten, Schachspieler, Börsenspekulanten und russischen Revolutionäre kennenlernte. Am Eingang zum Café begegneten wir Peter Altenberg. Er war in ein dunkles Lodencape gehüllt, mit dem er sich, wie er allen zu versichern pflegte, in die Luft erheben und wegfliegen könne. Wir schauten ihm nach und sahen, wie er seine Flügel entfaltend um die Ecke verschwand.

«Der Landeplatz ist bestimmt ein Bordell um die Ecke», sagte Berthold. «Er spielt dort Klavier. Die Mädchen beten ihn an».

Diese Begegnung brachte Berthold auf die Zeit, als er mit sechzehn Jahren die Schule geschwänzt hatte, auf den Spuren Peter Altenbergs gewandelt war, seine sehr bürgerli-

chen jüdischen Eltern zur Verzweiflung getrieben und Gedichte geschrieben hatte. Ein Freund hatte die Gedichte Karl Kraus gezeigt, der sie in der Fackel veröffentlichte; es war der Beginn seiner lebenslangen Freundschaft mit Karl Kraus.

An jenem Nachmittag tauchte in unserem Gespräch immer wieder der Name Ludwig Münz auf. Berthold beschrieb ihn als einen hochbegabten und sensiblen jungen Mann, einen Puristen in Kunst und Literatur, der derart kritisch sei, dass er damit seine eigene Produktivität behindere. Vielleicht hatten die xMenschen, deren Bild Berthold so brillant heraufbeschwor, in Wirklichkeit nicht die wunderbaren Eigenschaften, mit denen er sie ausstattete; mir erschienen sie faszinierend.

Ich weiss nicht, ob ich mich schon damals in Berthold verliebte, denn ich hatte mich noch immer nicht ganz von meiner Andreas-Krankheit erholt. Aber hier tat sich eine neue Welt vor mir auf, etwas tief Bewegendes ergriff von mir Besitz, und ich fühlte mich verstanden und bestätigt.

Ich hatte nicht bemerkt, dass Grete Viertel mit einigen anderen Leuten das Café betreten hatte. Berthold blickte auf und winkte ihr zu. Sie blieb an unserem Tisch stehen und erinnerte ihn, dass an diesem Abend eine Kraus-Lesung stattfand und dass Kraus es unverzeihlich finden würde, wenn er ihr fernblieb.

Der Saal war voller junger Menschen. Kraus, ein schwächlicher, leicht gebeugter grauhaariger Mann, wurde stürmisch begrüsst. Er ging rasch zum Pult; eine Schulter war höher als die andere, er wirkte fast wie ein Buckliger. Als er zu sprechen begann, überraschten mich die Kraft seiner Stimme und seine unglaubliche Vitalität. Auch hatte ich mir nicht vorgestellt, dass er ein so edles, feingeschnittenes, ja schönes Gesicht und so ausdrucksvolle Hände haben würde.

Im Jahre 1916 gegen den Krieg zu protestieren, zeugte von bewundernswertem Mut. Er attackierte wütend die Presse, vor allem die *Neue Freie Presse*, und alle Autoren, Dichter und Lyriker, die den Tod auf dem Schlachtfeld glorifizierten, während sie selbst bequem hinter einem Schreibtisch sass. Das Publikum schrie, lachte und jubelte. Berthold sah, dass auch ich mich mitreissen liess und strahlte.

Später am Abend sprachen Karl Kraus und Berthold über Menschen, die ich nicht kannte, und über Zeitungsartikel, die ich nicht gelesen hatte. Alles, was Kraus sagte, war ungewöhnlich und brillant formuliert, indes wurde meine Begeisterung für ihn durch seine Selbstgefälligkeit etwas gedämpft. Der Abend schien kein Ende zu nehmen; niemand dachte daran heimzugehen. Schliesslich machte mich meine Müdigkeit rebellisch. Ich flüsterte Berthold zu: «Gleich wird etwas Entsetzliches passieren, ich werde in Karl Kraus' Gesellschaft einschlafen!» Mutig stand Berthold auf und sagte, er müsse mich heimbringen. Am nächsten Tag fuhr er an die Front.

Ungeachtet der bedrückenden politischen Umstände war Berlin, gemessen an Dresden, eine internationale Stadt geworden, trotz Hunger und Inflation war es ein Kulturzentrum. Es gab Ausstellungen von Feininger, Kandinsky, Klee und Barlach; man stritt zwar noch immer über die Zwölftoner Schönberg, Alban Berg und Anton Webern, aber allmählich fanden sie Anerkennung. Die Reinhardt-Bühnen, Jessner, Fehling und Piscator brachten Shakespeare, Brecht und Toller, und Fritzi Massary bezauberte ihr Publikum jeden Abend aufs Neue. Das «Romanische Café» war unser Treffpunkt mit Brecht, Kortner, Alexander Granach und der jungen Gerda Müller. Oft sassen wir auch mit Egon Erwin Kisch und einem jungen Sozialisten, Otto Katz, dort zusammen.

Kortner war ein sehr bekannter Bühnen- und Filmstar geworden. Am Berliner Staatstheater hatte er grosse Erfolge in *Wilhelm Teil*, als Richard II. und als Othello. Er war Wiener wie Berthold; beide hatten die gleiche von der Fackel inspirierte negative Einstellung zu ihrer Vaterstadt und die gleiche Sehnsucht nach der Wiener Küche. Fritz Kortner war damals ein grosser, breitschultriger junger Mann mit schwarzem Haar – einer von jenen hässlichen Männern mit starker erotischer Ausstrahlung auf Frauen. Als wir ihm jetzt in Berlin wiederbegegneten, war er in Johanna Hofer verliebt, seine Desdemona, eine junge, schlanke, blonde Frau und sehr begabte Schauspielerin.

Schon vor dem Krieg hatte Berthold dem damals noch unbekanntem Kortner eine Hauptrolle in einem der von ihm inszenierten Stücke gegeben. Während all der Zeit, die beide Männer einander kannten, wechselten Sympathie und Antipathie ständig; sie waren voneinander fasziniert und von glühender gegenseitiger Bewunderung erfüllt. Beide waren Egozentriker, Kortner vielleicht um einige Grade mehr als Berthold, beide litten, wenn auch auf verschiedene Weise, an einer eingebildet feindlich gesonnenen Umwelt; Berthold verliebte sich in Menschen, schloss sie in sein Herz, stellte sie auf ein Piedestal und redete sich selbst – und mehr noch seinen männlichen und weiblichen Galathenen – ihre rühmenswürdigen Eigenschaften ein. Kam dann der grausame Augenblick der Ernüchterung – beim Theatermenschen nicht eben ungewöhnlich –, verwandelte sich die Liebe zwangsläufig in gegenseitige Abneigung.

Während Kortner und Berthold damals *John Gabriel Borkman* probten, zollten sie sich nicht nur gegenseitige Bewunderung, sondern sie planten auch ein gemeinsames Unternehmen.

Das Moskauer Künstlertheater und das Moskauer Kammertheater unter Tairow hatten in Deutschland gastiert, und wir bewunderten nicht nur die grossen Schauspieler, Stanislawskis Naturalismus, Tschechows Stücke und Tairows farbigen Expressionismus, sondern vor allem die Disziplin und Hingabe der beiden Ensembles. Im Berlin der Nachkriegsjahre verschlechterte der Ensemblegeist sich zusehends, das Starsystem machte sich breit. Die Verlockungen des Films zersplitterten die Ensembles; Schauspieler vernachlässigten die Proben, nicht allein aus finanziellen Gründen, sondern auch der ungeheuren Popularität wegen, zu der ihnen der Film verhalf. Abgesehen von den meist billigen, vulgären und wertlosen Streifen errangen einige sehr bedeutende, wie *Das Kabinett des Dr. Caligari*, Paul Wegeners *Golem*, Lubitschs *Anna Boleyn* mit Emil Jannings als Heinrich VIII. und die ersten Filme von Fritz Lang und F.W. Murnau, Weltruhm. Ich zog Mauritz Stillers wundervolle schwedische Filme vor. Am meisten verliebten wir uns in den kleinen Tramp Charlie Chaplin.

Einem Regisseur mussten die Möglichkeiten, die das

neue Medium bot, faszinierend erscheinen. Berthold nahm ein Angebot der Ufa an, für Ibsens *Nora* die Regie zu führen. Die Nichte von Anton Tschechow würde die *Nora* spielen, Anton Edthofer, Kortner und Lucie Höflich die anderen tragenden Rollen. Berthold wollte unbedingt, dass ich in Berlin blieb, während er an dem Drehbuch arbeitete. Aber es war Sommer; ich hatte meine letzte *Judith*-Vorstellung hinter mir und hielt es in der Stadt nicht mehr aus. Ich wollte aufs Land – das hiess natürlich: nach Wychylowka.

Grossmutter war im Winter zuvor gestorben. Ich war sehr traurig, als ich ihren leeren Sessel sah. Nun würde ich nie mehr ihr schönes silbriges Haar bürsten. Mir wurde bewusst, dass dies die einzige Aufmerksamkeit gewesen war, die ich ihr in den letzten Jahren ihres Lebens zuweilen hatte erweisen können; es tat mir weh.

Ruzia hatte den Schauspieler und Regisseur Josef Gielen geheiratet und kam mit ihm auf Besuch. So sehr Papa unseren Beruf missbilligte, so sehr war er mit der Wahl unserer Ehemänner einverstanden. Josef wurde liebevoll in die Familie aufgenommen. Er sah gut aus, war gebildet, lebenswürdig und warmherzig. Sein Humor und sein völliger Mangel an Egoismus waren erfrischend. Seine Erfolge als Regisseur hatten ihn dem Dresdner Staatstheater als Nachfolger Bertholds empfohlen. Hinter Edward lag eine anstrengende Zeit mit vielen Konzerten und viel Unterricht; er brachte neue Zwölfton-Kompositionen mit, die wir anhörten und sehr engagiert diskutierten.

Ende August fuhr ich nach Hamburg zurück, wo ich unter Vertrag stand, und nahm die Kinder mit. Ludwig Münz hatte seit einiger Zeit dort gelebt und in einer privaten Bibliothek gearbeitet. Mit seiner Hilfe fand ich zwei grosse Zimmer mit Küche und Bad in der Nähe eines Parks.

Ich bin oft, besonders von jungen Frauen, gefragt worden: «Wann und wo waren Sie in Ihrem Leben am glücklichsten?» Es ist schwer, darauf eine ehrliche Antwort zu geben. Glückseligkeit erfordert eine besondere Art von Egoismus; es ist nicht von Dauer, es wird selten von anderen gebilligt und ist immer zu teuer bezahlt. Es gibt Menschen mit sehr ausgeglichenem Temperament, die nie den Kopf verlieren. Mir dagegen ist das manchmal passiert.

In diesem Hamburger Jahr war ich sehr glücklich. Hans und Peter wuchsen heran, gescheit, gesund und fröhlich. Ich spielte interessante Rollen. Ich hatte Ludwigs Liebe und Freundschaft, doch Berthold war die Wurzel meines Daseins.

Fritz Kortner gastierte am Stadttheater Hamburg im *Othello*; am Telefon eröffnete er mir die grosse Neuigkeit, dass er und Berthold beschlossen hatten, ein eigenes Theater zu gründen; einen Geldgeber hätten sie auch schon, und natürlich müsse ich mitmachen.

Eine eigene Theatergemeinschaft zu haben war immer Bertholds und mein Traum gewesen, und nun sollte er sich erfüllen! Natürlich beeinflusste Kortners Persönlichkeit das Vorhaben; wie immer war er unwiderstehlich in seiner Beredsamkeit. Schauspieler, die sich unserer Truppe anschlossen, würden nicht nur ihr eigenes Talent fördern, sondern auch der gemeinsamen Sache dienen.

Wir beabsichtigten, die Einnahmen aufzuteilen (ohne den mindesten Zweifel, dass wir das Geld nur so scheffeln würden!) Wir wollten grosse, aber vernachlässigte Stücke der Vergangenheit zu neuem Leben erwecken und wichtige Stücke der Gegenwart bringen. Kortners Entschluss und seine Opferwilligkeit, sich einer solchen Truppe anzuschliessen, rührten mich und beschwichtigten meine Zweifel, die mich wegen seiner Überempfindlichkeit plagten.

Als ich Ludwig Münz strahlend von meinem Gespräch mit Kortner erzählte, schüttelte er skeptisch den Kopf. Ein paar Tage später kam Berthold nach Hamburg und überzeugte auch ihn. «Die Truppe» wurde gegründet.

In meiner Studienzeit bei Fanny Mütter hatte ich Franz Singer kennengelernt, einen jungen, vom Weimarer Bauhaus beeinflussten Maler. Er und seine Freundin Friedl Dicker, ebenfalls eine begabte Malerin, glaubten fanatisch an neue Ausdrucksmittel, mit denen sie vierzig Jahre später zweifellos grossen Erfolg gehabt hätten. Sie wollten funktionelle Möbel herstellen, neue Stoffe weben, Bücher drucken, binden und sogar verlegen; sie hatten neue Formen für Essgeschirr entworfen und planten ein ultramodernes Puppentheater. Natürlich waren sie auch daran interessiert, Bühnenbilder und Kostüme zu entwerfen.

Auch Berthold und Ludwig waren mit Franz Singer und

Friedl befreundet, mit deren Purismus ich nicht immer ganz einverstanden sein konnte, besonders wenn wir über Theaterprobleme diskutierten. Ehrlich gesagt, ich hätte oft gern auf die überbetonten Ausstattungen verzichtet und viel lieber eine leere Bühne gehabt, die es dem Zuschauer gestattete, sich ausschliesslich auf den Schauspieler zu konzentrieren. Vielleicht war ich von Karl Kraus beeinflusst, denn auch ich glaubte an das Wort und an die Magie einer inspirierten Darstellung. Als ich dies Franz und Friedl gestand, widersprachen sie mir zwar nicht, aber Franz legte mit verschmitztem Lächeln seine Hand auf die meine und sagte: «Aber du gibst doch zu, dass Bühnenbild, Beleuchtung und Kostüme dem Schauspieler und dem Stück helfen?» Dagegen konnte ich nichts einwenden, und da Berthold und Kortner von den Theorien der beiden beeindruckt waren, betrauten sie sie mit der Ausstattung für die erste Aufführung der «Truppe». Es war *Der Kaufmann von Venedig*. Ich glaubte nicht, dass dieses Stück die Idee der «Truppe» ausdrückte. Es war ein Kompromiss, denn die Aufführung, obwohl sie als eine Huldigung an den grössten Dramatiker der Welt gedacht war, erfüllte auch Kortners verständlichen Wunsch, den Shylock zu spielen. Rudolf Forster übernahm nach langem Zureden die Rolle des Antonio, Johanna Hofer spielte die Portia.

Forster war seinerzeit ebenfalls von Berthold in Wien entdeckt worden. Er hatte sich zu einem der interessantesten und profiliertesten deutschen Schauspieler entwickelt; die Filmproduzenten rissen sich um ihn.

Der Dollar war über 9'000 Mark wert, und die Franzosen hatten das Ruhrgebiet besetzt, als die «Truppe» gegründet wurde. Unser Finanzier, ein lebenswürdiger, versnobter, eleganter Dollar-Millionär, war nicht nur mit einer reichen Erbin verheiratet, sondern vermehrte sein Vermögen zusätzlich durch Währungsspekulationen. Die «Truppe» verschaffte ihm für eine eher bescheidene Summe kulturelles und gesellschaftliches Ansehen. Wir hatten ein Theater im Osten von Berlin gemietet, das einzige, das wir bekommen konnten. Die Verträge der Schauspieler lauteten auf ein Jahr, die Gehälter basierten auf dem Index von Dezember 1922 und sollten dem jeweiligen Marktwert der Mark angepasst werden. Die Hauptdarsteller, Kassenmagneten wie Kortner und

Forster, sollten am Anfang zwischen sieben und neun Millionen Mark jährlich, Johanna Hofer, Sibylle Binder, Berthold, ich und die anderen entsprechend weniger, alle aber einen prozentualen Anteil von den Nettoeinnahmen bekommen; die Anfänger mussten sich mit Gehältern laut dem Normalvertrag der Deutschen Bühnengenossenschaft begnügen.

Die «Truppe» sollte jeden Monat ein neues Stück herausbringen, mit dem der eine Teil des Ensembles auf Tournee ging, während der andere in Berlin spielte. Als literarischen Berater hatte Berthold Heinrich Fischer, einen jungen Schriftsteller, gewonnen, der unseren Idealismus und unsere künstlerischen Überzeugungen, vor allem aber unseren Mangel an Erfahrung teilte. Mit einem Wort: er war «einer von uns».

In diesem Jahr fuhr Berthold nicht mit nach Wychylowka, sondern blieb in Berlin, um Schauspieler vorsprechen zu lassen und die Saison vorzubereiten.

Die Zeit in Polen war herrlich; wir genossen die Sonne, das Baden im Dnjestr, die Musik und das Familienleben, bis Bertholds Briefe mich veranlassten, den Urlaub abzubrechen und nach Berlin zurückzukehren.

Gleich nachdem wir uns mit den Kindern in der Pension von Fräulein Luise Wenzel eingerichtet hatten, fuhr ich mit der Untergrundbahn ins Theater und kam gerade dazu, wie ein in zwei feindliche Lager gespaltenes Ensemble auf der einen Seite Kortner und auf der anderen Berthold zurückzuhalten und vergeblich zu beschwichtigen versuchte. Einer der Gründe der heftigen Auseinandersetzungen waren die Dekorationen unserer Maler Franz und Friedl. Mein Erscheinen besänftigte die Gemüter einstweilen; Berthold setzte die Probe fort, und Kortner lud mich zum Mittagessen ein. In der Bristol-Bar hielt er eine flammende Philippika gegen Berthold. Da wusste ich, dass die Flitterwochen zwischen den beiden vorbei waren. Es war Kortner nicht gegeben, Anweisungen zu befolgen und seine künstlerische Überzeugung anderen unterzuordnen. Auch gab es manche, die sich entweder bei Kortner oder bei Berthold beliebt machen wollten und jedes Wort, das in der Aufregung fiel, verzerrten und hinterbrachten. Schuld daran war natürlich auch, dass man im täglichen Leben entsetzlichen Schwierigkeiten gegenüberstand.

Man holte Ludwig Münz aus Hamburg herbei, und da er die einzige Autorität für moderne Kunst war, die Franz und Friedl anerkannten, gelang es ihm, sie zu Änderungen zu überreden.

Die Premiere brachte Kortner und dem Ensemble Erfolg. Über Bertholds Regie waren die Kritiker geteilter Meinung, aber die Ausstattung lehnten sie einstimmig ab. Die Kostüme waren Franz und Friedl tatsächlich missglückt, aber die Bühnenbilder in ihren Farben und Formen, mit denen Venedig angedeutet wurde, künstlerisch und eigenartig. Leider hatte das Berliner Publikum das «echte» Venedig Max Reinhardts gesehen und mochte es nicht in Drei- und Vierecken.

Berthold und Kortner sprachen nicht mehr miteinander. *Der Kaufmann von Venedig* wurde einen Monat lang gespielt, dann kam es zum endgültigen Bruch: Kortner und Johanna Hofer verliessen die «Truppe». Als nächstes Stück war O'Neills *Kaiser Jones* mit Kortner geplant; wir mussten uns also nach einem neuen Hauptdarsteller umsehen.

Brecht empfahl uns den jungen Oskar Homolka, den Karl Kraus in der *Fackel* sehr gelobt hatte. Er sollte in München in einem Brecht-Stück auftreten, ich glaube, in der Bearbeitung von Marlowes *Edward II.*, aber die Premiere musste verschoben werden, so dass Homolka frei war. Berthold schickte mich nach München. Brecht arrangierte eine Zusammenkunft bei dem Schriftsteller Lion Feuchtwanger. Ich wurde herzlich und gastfreundlich von ihm und seiner Frau Martha aufgenommen. Dass Homolka ein idealer Kaiser Jones würde, primitiv, brutal und doch voll Schlaueit, das sah ich sofort. Homolka kam nach Berlin, die Proben verliefen harmonisch und vielversprechend. Die Ausstattung war diesmal dem Maler H. Kiesler anvertraut, und obwohl der Dschungel nicht weniger kubistisch war als das Venedig von Franz Singer, fand die Aufführung eine gute Aufnahme. Die Kritiker überboten sich in Homolkas Lob; die Rolle hatte ihn zum Star gemacht. *Kaiser Jones* beschied uns einen so grossen Erfolg, dass das Stück lange hätte laufen können, wäre es nicht ein Ein-Personen-Stück gewesen. Unser Ensemble wurde unruhig: Wir mussten uns an das Programm der «Truppe» halten. Ausserdem hatte Homolka seine Verpflichtung bei Brecht.

Als drittes Stück brachten wir Knut Hamsuns *Vom Teufel geholt* heraus. Die vom Teufel Geholte, eine alternde, von sexuellen Begierden getriebene, ehemals berühmte Kabarett-Sängerin, die sich verzweifelt davor fürchtet, ihre Wirkung auf die Männer zu verlieren, und sich schliesslich dem Diener ihres früheren Liebhabers, einem Neger, hingibt, spielte ich. Warum dieses Stück uns faszinierte, finde ich heute unbegreiflich. Hamsun übte damals auf meine Generation wohl eine ähnliche Anziehung aus wie Hemingway später auf die *lost generation*.

Im schrecklich feuchten und kalten Winter 1923 notierte der Dollar zwischen zwei und drei Milliarden Mark. Wir erhielten unsere Gage nun täglich. Mittags stürzten wir zur Kasse, stopften unsere Milliarden in Papiersäcke oder Koffer, und wer in einer Pension wohnte, eilte nach Hause, das Geld der verzweifelten Wirtin zu überreichen. Sie eilte ihrerseits in die Geschäfte und kaufte schnell noch Lebensmittel ein, bevor die Börse geschlossen und eine neue Sintflut von Mark hereinbrechen würde. Nur der Heroismus unserer Wirtin – wir nannten sie «Elisabeth», weil ihr Aussehen den Vergleich mit Elisabeth I. von England herausforderte – und eine Art Galgenhumor hielten uns aufrecht.

Ich konnte nur staunen, dass es unter so trostlosen Umständen noch immer Leute gab, die ins Theater gingen. Aber, o Wunder, sie taten es, und die «Truppe» hielt sich auf den Beinen – zwar unsicher, aber wacker. Das nächste Stück war Georg Kaisers *Nebeneinander* mit Rudolf Forster, Aribert Wäscher, Leonhard Steckei, Paul Bildt und anderen. Die Bühnenbilder schuf George Grosz. *Nebeneinander* war unser einziger unumstrittener Erfolg. Abend für Abend spielten wir vor ausverkauftem Haus. Trotzdem belehrte uns immer der erste Blick in die Morgenzeitung, dass wir «völlig abgebrannt» waren. Unter dem Publikum sassen Ausländer, die mit zehn Dollar wöchentlich wie die Könige lebten.

Karl Kraus kam 1924 nach Berlin, und Berthold beschloss, das 25jährige Jubiläum der *Fackel* mit den Einaktern *Das Traumstück* und *Traumtheater* zu feiern.

Seit ihrem Bestehen hatte die *Fackel* die Presse angegriffen und sie der Verlogenheit, der Skandalsucht, der

Kriegshetze, der Ehrabschneiderei und der Tatsachenverzerrung bezichtigt. Auch einflussreiche Theaterkritiker wie zum Beispiel Alfred Kerr vom *Berliner Tageblatt* waren vor ihr nicht sicher. Die *Fackel* zu feiern bedeutete die Herausforderung der ganzen Presse.

Als Berthold bei der Premiere vor den Vorhang trat und eine Laudatio auf Karl Kraus und die *Fackel* hielt, hielten die Schauspieler und Bühnenarbeiter zwischen den Kulissen den Atem an; alle erwarteten einen Skandal. Das Haus war bis auf den letzten Platz besetzt. In den ersten Reihen sassen jene Leute, die Karl Kraus so mitleidlos anzuprangern pflegte. Bertholds Rede wurde schweigend aufgenommen. Nur ein paar besonders Mutige wagten zu applaudieren.

Dieser Abend wurde von jenen, die ihn miterlebt haben, ein historisches Ereignis genannt. Der moralische Mut, wie ihn die «Truppe» und ihr Leiter sowie jene bewiesen hatten, die nach der Vorstellung aufstanden und ihrer Begeisterung Ausdruck verliehen, verschwand zunehmend aus dem geistig-kulturellen Leben Deutschlands. Der Abend blieb natürlich nicht ohne Folgen. Unser Mäzen entzog uns seine Unterstützung, und die Stabilisierung der Mark trug den Rest zu unserem finanziellen Debakel bei. Als wir nach sieben Monaten schlossen, hatten die Mitglieder des Ensembles, die unter Jahresvertrag standen, Anspruch auf die restlichen Gehälter. Die Rechtsanwälte rieten der «Truppe» zur Konkursanmeldung. Berthold weigerte sich; er beschaffte die erforderliche Summe in Dollar, indem er Wechsel unterzeichnete; die Schauspieler bekamen ihre Gehälter.

Von dem Gemeinschaftsgeist, der uns beseelt hatte, blieb nur ein von den Mitgliedern unterzeichnetes Blatt Papier übrig.

Zweiter Weltkrieg

Nach dem Fall von Paris unternahmen die League of American Writers und das Emergency Rescue Committee energische Massnahmen zur Rettung der deutschen Intellektuellen, die nach Südfrankreich geflohen waren. Dorothy Thompson und Mrs. Roosevelt halfen Hermann Budzislowski von der *Weltbühne*, Schwarzschild, dem Herausge-

ber des *Tagebuchs*, und dem Komponisten Hanns Eisler bei der Beschaffung ihrer Visa. Der starke Druck, den der European Film Fund ausübte, veranlasste die grösseren Gesellschaften, für 100 Dollar wöchentlich berühmte Schriftsteller wie Heinrich Mann, Alfred Döblin, Leonhardt Frank, Wilhelm Speyer, Alfred Neumann, den brillanten Essayisten Alfred Polgar und die Journalisten Walter Mehring und Jan Lustig zu engagieren. Emil Ludwig, Franz Werfel und Lion Feuchtwanger waren auf die Hilfe der Studios nicht angewiesen, weil ihre Bücher sich in Amerika gut verkauften. Hollywood konnte sich voll Stolz als Refugium der deutschen Literatur betrachten, zumal Thomas Mann Princeton verlassen und sich in Pacific Palisades niedergelassen hatte.

Voll Freude konnte ich Alfred und Lisi Polgar in die Arme schliessen. Sie kamen von Lissabon, und die Strapazen, die Heinrich Mann, seine Frau Nelly, die Werfels und Golo Mann durchmachen mussten – sie hatten, verfolgt von der Gestapo, zu Fuss die Pyrenäen überquert –, waren ihnen erspart geblieben.

Es ist unverzeihlich, doch ich kann mich nicht erinnern, wann und bei welcher Gelegenheit ich Thomas Mann kennenlernte. Es muss bei einer Versammlung oder einem Bankett gewesen sein; höchstwahrscheinlich bei einer Veranstaltung des Emergency Rescue Committee, dessen Vorsitzende er und Dr. Kingdon waren. Eine begeisterte Menge umringte ihn, einen schlanken, mittelgrossen Mann, der mit seinem gescheitelten Haar und dem kurzen graumelierten Schnurrbart unter der vorspringenden Nase eher wie ein britischer Diplomat aussah. Er war zurückhaltend und etwas abwesend, aber oft leuchteten seine Augen interessiert und belustigt auf. Seine Reden, die er in sehr gepflegtem Englisch hielt, beeindruckten mit ihrem hohen geistigen Gehalt die jungen Amerikaner und begeisterten die intellektuellen Emigranten, die den Verlust ihres kulturellen Erbes zutiefst bedauerten. Es war rührend, wie stolz und dankbar sie waren, wie sie in Thomas Mann *ihren* Dichter und Denker priesen. Katja Mann, die Mutter seiner sechs Kinder, begleitete ihn überallhin. Von ihr hatte Erika ihren schön geformten Kopf mit dem jugenhaften Haarschnitt und den dunklen, blitzklugen Augen.

Karl Kraus hatte Berthold mit Heinrich Mann bekannt gemacht, einem der wenigen zeitgenössischen Schriftsteller, den er anerkannte. Durch seine pazifistisch-sozialistische Einstellung und seine frühzeitige Entlarvung des teutonischen Rassismus gewann Heinrich Mann Respekt und Einfluss in linksgerichteten Kreisen. Nach der Machtübernahme durch die Nazis ging er nach Frankreich und setzte von dort aus seinen Widerstand fort. In Amerika war er überschattet vom Ruhm seines Bruders und praktisch unbekannt. Die meisten Leute hatten keine Ahnung, dass *Der blaue Engel*, durch den Marlene Dietrich zu einem Weltstar geworden war, auf seinem Roman *Professor Unrat* basierte. Er war fast siebzig, als er durch Vermittlung des Emergency Committee von Warner Brothers als Drehbuchautor engagiert wurde. Mit seiner distinguierten Erscheinung und tadellosen Manieren – er wirkte wie ein Grandseigneur des 19. Jahrhunderts – gab er im Studio eine merkwürdige Figur ab. Das alte Spiel um die Frage, wer der grössere Schriftsteller sei – Heinrich oder Thomas Mann –, wurde unter den Emigranten weitergespielt. Die mehr Linksgerichteten waren für Heinrich, die Konservativen für Thomas Mann.

Nelly Mann war dreissig Jahre jünger als Heinrich, eine üppige, blonde, blauäugige Rubens-Schönheit mit roten Lippen, weiss schimmernden Zähnen und einer makellosen rosigen Haut. Man erzählte sich, dass sie Bardame in einer Hamburger Hafenkneipe gewesen sei, und ihr Benehmen schien dies oft zu bestätigen, besonders wenn sie ein wenig getrunken hatte. Ich mochte Nelly gern, denn sie war eine gute Seele; nur ihre Trinkerei war mir schrecklich. Sie tat es heimlich, und so war sie oft, obwohl sie die bei Tisch angebotenen Getränke zurückwies, zum allgemeinen Erstaunen nach kurzer Zeit betrunken. Sie bestand dann darauf, selbst zu chauffieren, worin Heinrich Mann heldenmütig einwilligte.

Im März 1941 hatte Heinrich seinen siebzigsten Geburtstag, und die deutschen «Dichter im Exil» beschlossen, ihn zu feiern. Alle möglichen Umstände stellten sich jedoch dagegen. Nelly und Alma Mahler Werfel hatten sich zu jener Zeit aus irgendeinem Grund entzweit, und die Feuchtwangers bemühten sich, sie zu versöhnen. Hinzu kam, dass Tho-

mas Mann am gleichen Tag von der Universität von Kalifornien in Berkeley die Ehrendoktorwürde verliehen werden sollte; anschliessend musste er eine Reihe von Vorlesungen halten und konnte nicht vor Ende April nach Los Angeles zurückkommen. Heinrich lehnte es ab, den Geburtstag ohne seinen Bruder zu feiern, und so musste das Diner auf den 2. Mai verschoben werden. Grosse Uneinigkeit entstand wegen der Frage, welches Restaurant man wählen solle. Die teuren kamen nicht in Frage, und die anderen waren allzu schäbig. Die Idee, dass alle Teilnehmer, einschliesslich des Ehrengastes, ihr Essen selbst bezahlen sollten, erschien mir absolut unwürdig. Ich rief Berthold in New York an und fragte ihn: «Wie wäre es, wenn wir das Diner für Heinrich Mann geben würden?» Bertholds und des Mannes wegen, den er so sehr verehrte, war es mir eine Herzenssache. Lion Feuchtwanger und Liesl Frank waren hocherfreut, als ich mein Haus für die Party anbot, und versprachen mir, eine Gästeliste zusammenzustellen. Natürlich musste sie von Nelly gebilligt werden, doch dies stiess auf Schwierigkeiten: sie und Alma, mit der sie sich inzwischen versöhnt hatte, waren mit den meisten Gästen nicht einverstanden. Schliesslich wurden etwa fünfundvierzig Personen genehmigt. Es schien eine formelle Angelegenheit zu werden, und mir wurde klar, dass das übliche kalte Buffet nicht möglich sein würde. Ich beschloss, im Wohnzimmer einen langen Tisch aufzustellen, der nach dem Diner weggeräumt werden konnte. Mit Blumen und Kerzen dekoriert, wirkte es sehr festlich. Heinrich Mann musste natürlich zu meiner Rechten und Thomas Mann zu meiner Linken sitzen; Nelly placierte ich uns gegenüber zwischen Feuchtwanger und Werfel. Die übrigen verteilte ich so gut wie möglich, ohne mich viel um Rang und Namen zu kümmern. Ich hatte Berthold gebeten, mir ein Telegramm zu schicken, mit dem er Heinrich Mann und die anderen Gäste willkommen hiess, und ich hoffte, dass es rechtzeitig eintreffen würde. Die getreue Toni Spuhler übernahm das Küchenregiment, und trotz der vielen Flüchtlinge, die erschienen, um sie zu unterstützen und Walter und Hedy beim Servieren zu helfen, machte sie ihre Sache ausgezeichnet. Sie alle verehrten die berühmten Gäste. Heinrich und Thomas Mann, Alfred Neumann, Franz Werfel, Lion Feucht-

wanger, Alfred Döblin, Walter Mehring, Ludwig Marcuse, Bruno Frank und Alfred Polgar repräsentierten die wahre deutsche Kultur, an der sie mit ihrem ganzen Herzen hingen.

Die Gäste erschienen pünktlich, nur Bertholds Willkommens-Telegramm liess auf sich warten. Bruno Frank drängte mich, einige Worte zu sprechen, doch ich wollte lieber bis nach der Suppe warten. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie eine Rede gehalten. Schliesslich erhob ich mich; es war keine brillante Rede, doch sie hatte den Vorzug der Kürze. Ich wusste, dass nach dem Hauptgang Bruno Frank und Lion Feuchtwanger sprechen wollten und flüsterte Walter zu, mit dem Servieren fortzufahren, doch er deutete diskret auf Thomas Mann, der aufgestanden war und sich seine Brille aufsetzte. Dann zog er ein umfangreiches Manuskript aus der Brusttasche seines Smokings hervor und begann zu lesen. Ich schätzte es auf mindestens fünfzehn Seiten. Einige Jahre später las ich einen Brief Thomas Manns an seinen Sohn Klaus, in dem er ihm diese Rede als Artikel für seine Zeitschrift *Decision* anbot. Ich wünschte, ich besässe eine Kopie dieser wunderbaren Huldigung an seinen älteren Bruder, in der er Heinrichs weise politische Urteilskraft anerkannte und sein literarisches Format und seine kritische Einstellung zu Deutschland glänzend charakterisierte.

Wir hatten kaum Zeit, auf Heinrich Manns Wohl zu trinken, als er schon aufstand, seine Brille aufsetzte und ebenfalls ein dickes Manuskript hervorholte. Zuerst dankte er mir für den Abend, dann wandte er sich an seinen Bruder und zollte ihm hohes Lob für seinen mutigen Kampf gegen den Faschismus. Er fuhr mit einer eingehenden literarischen Analyse von Thomas Manns Werk und seiner Verfolgung im Dritten Reich fort. Ich entsinne mich nicht mehr der herrlichen, genialen Gedanken, die an diesem Abend geäussert wurden – zu einer Zeit, da Europa ohne Hoffnung zertrümmert darniederlag, da jedes Licht für immer ausgelöscht schien und alles, was wir geliebt und geehrt hatten, mit Schmutz befleckt war. In der offenen Küchentür drängten sich mit tränenüberströmten Wangen die lauschenden Flüchtlinge.

Das Roastbeef war zu stark durchgebraten, doch alle waren hungrig, und niemand stiess sich daran. Bruno Franks

und Lion Feuchtwangers Reden waren kurz und heiter. Das Dessert wurde serviert und verschwand rasch, es war die *pièce de resistance*, meine Schokoladentorte, «eine Spezialität des Hauses». Gegen Ende des Dinners stand Martha Feuchtwanger auf, erhob ihr Glas und brachte einen Toast aus «auf die Frau, die Heinrich Mann das Leben gerettet hat. Sie zog die Dornen aus seinen blutigen Händen und trug ihn praktisch auf ihren Armen über die Pyrenäen. Sie erfüllte uns alle mit Mut.» Es war wunderbar von Martha, das zu sagen, denn niemand von den Sprechern hatte daran gedacht, Nelly zu erwähnen. Sie wurde rot und verbarg ihr Gesicht in den Händen, als wir sie umdrängten, um mit ihr anzustossen, und dann deutete sie plötzlich, schreiend vor Lachen, auf ihr rotes Samtkleid, das aufgeplatzt war und man sah ihren vollen Busen in einem Spitzenbüstenhalter.

Als wir den Tisch verlassen hatten, kam Bertholds Telegramm. Ich las es vor, und Heinrich Mann meinte, man solle dem abwesenden Hausherrn gemeinsam Grüsse schicken. Während sich alle versammelten, um zu unterschreiben, sagte ich Bruno Frank, wie rührend und herrlich ich die Huldigung fände, die die beiden Brüder Mann einander gezollt hatten.

«Ja», lächelte Bruno. «Solche Essays schreiben sie alle zehn Jahre und lesen sie einander vor ...»

* * *

Kurz nachdem wir Europa im Jahre 1928 verliessen, hatten Brecht und Kurt Weill ihren Erfolg mit der *Dreigroschenoper*; in Amerika waren sie jedoch noch immer so gut wie unbekannt. Auf den hohen Rang, den Brecht heute in der Weltliteratur einnimmt, brauche ich in diesen persönlichen Erinnerungen wohl nicht einzugehen. Es gibt kaum einen Tag, an dem sein Werk und sein Einfluss nicht in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern erwähnt werden. Überall, im Westen wie im Osten, werden seine Stücke aufgeführt. Nach dem Reichstagsbrand flohen er und seine Familie zuerst nach Dänemark, wo sie die verehrungswürdige Karin Michaelis aufnahm. (Ich entsinne mich noch, wie ihr Roman *Die Frau von vierzig Jahren* die Generation meiner Mutter schockiert hatte.) Hitlers Überfall auf Dänemark und Nor-

wegen zwang die Brechts, nach Finnland zu fliehen. Dort bekamen sie amerikanische Visa, und während die Deutschen in Russland einmarschierten, flüchteten Brecht und Helli mit ihren zwei Kindern, Stefan und Barbara, seiner Freundin und Sekretärin Margarete Steffin, Ruth Berlau, einer dänischen Schauspielerin, und, wenn ich mich nicht täusche, Karin Michaelis über Moskau und Sibirien nach Wladiwostok, von wo sie mit einem schwedischen Frachter nach San Pedro in Kalifornien fuhren. Die schwerkranke Margarete Steffin starb in Moskau.

Die Brechts mieteten in Santa Monica in der 26. Strasse einen einfachen hölzernen Bungalow. Er war geräumig und gemütlich. Zu ebener Erde befanden sich zwei grosse Zimmer; das eine richtete sich Brecht spartanisch als Arbeitsraum ein, das andere diente als Wohnzimmer. Hinter dem Haus lag ein herrlicher Garten mit vielen Obstbäumen.

Brecht und Helli hatten sich seit unserer Berliner Zeit kaum verändert. Mit seinen dunklen, nach vorn gekämmten und über der Stirn gerade geschnittenen Haar wirkte er wie ein chinesischer Weiser; nur seine Adlernase war unleugbar europäisch. Um seinen Mund mit der schmalen Oberlippe über schlechten Zähnen spielte ein freundliches Lächeln, auch wenn er scharfe, manchmal vernichtende Bemerkungen machte. Die dunklen, tiefliegenden Augen blickten durch eine Brille freundlich, weise oder ironisch. An die Stelle der Lederjacke, die er in Berlin immer getragen hatte, trat in Kalifornien eine graue Bluse mit geradem Kragen, die Helli geschneidert hatte. Im Exil hatte sie vieles gelernt. Sie nähte, kochte, wusch und versorgte den Garten; sogar die Überzüge für die bei Altwarenhändlern erstandenen Möbel fertigte sie selbst an. Oft blieb sie, nachdem sie den ganzen Tag schwer gearbeitet hatte, die halbe Nacht auf, um mit Besuchern, die sich oft einfanden, über den Krieg und die politische Lage zu diskutieren. Amerikanische Schauspielerinnen, die Helli kennengelernt hatten, waren höchst erstaunt, als ich ihnen erzählte, dass sie eine berühmte Kollegin von ihnen war. Das Exil, die schwere Arbeit und die schwierige, doch unerschütterliche Beziehung zu Brecht hatten in dem fest modellierten mageren Gesicht, auf dem nie das mindeste Make-up zu sehen war, ihre Spuren hinterlassen.

Für Berthold war in diesem schrecklichen Sommer, in

dem die Nazis einen Sieg nach dem anderen errangen, das Wiedersehen mit den Brechts einer der wenigen Lichtblicke. Die Erneuerung seiner alten Freundschaft mit Brecht wirkte auf ihn belebend. Auch erfreute er sich an dem Erfolg seines neuen Gedichtbandes *Fürchte dich nicht*, der gerade in New-York erschienen war.

Für die „Filmkolonie« waren die Brechts Fremde; ein merkwürdiges europäisches Ehepaar, das nicht Englisch sprach. Brecht verstand zwar alles und konnte sogar schwierigen Diskussionen folgen, doch er lehnte es ab, sich fehlerhaft in einer fremden Sprache auszudrücken – im Gegensatz zu Hanns Eisler, der sich nicht viel um Grammatik kümmerte und mit seinem komischen deutschen Akzent und seinem reichen, phantasievoll angewendeten Wortschatz die langweiligsten Parties belebte. Bei den meisten amerikanischen Intellektuellen – wie Clifford Odets, Theodore Dreiser, Harold Clurman, Lee und Paula Strassberg und Richard Brooks – waren die Eislers sehr beliebt.

Brechts Beitrag zur Filmproduktion war äusserst bescheiden. Seine Story zu *The Hangmen Also Die*, einen Fritz Lang-Film, zu dem Eisler die Musik schrieb, wurde wie üblich durch die Hollywooder Mühle gedreht, und Brecht untersagte es schliesslich, ihn als Autor zu nennen. Zusammen mit Feuchtwanger schrieb er *Die Gesichte der Simone Marchand*; Das Buch wurde von einem grossen Studio gekauft, das es jedoch nie verfilmte. Immerhin brachte es Brecht das bisschen Geld ein, das er zum Kauf des Hauses in der 26. Strasse brauchte. Dort arbeitete er an seinen Stücken *Arturo Ui*, *Der Kaukasische Kreidekreis*, *Schweijk* und an seinen Gedichten. Er mochte unseren Hans sehr gern, arbeitete und diskutierte viel mit ihm und versuchte, ihn dazu zu bewegen, seine Stücke ins Englische zu übersetzen. Leider wollte Hans seine Schiffswerft nicht aufgeben, und so wurde diese Aufgabe von Eric Bentley übernommen.

Die deutsche Kolonie bestand aus mehreren Gruppen. Die repräsentative, offizielle literarische Persönlichkeit war Thomas Mann, dessen Einfluss bis ins Weisse Haus reichte. Dann gab es eine kleine politisch linksstehende Gruppe um Kortner, die hauptsächlich aus emigrierten Schauspielern bestand. Bruno und Liesl Frank waren mit Thomas Mann und seiner Familie schon seit vielen Jahren gut befreundet und

blieben es auch in Hollywood. Zu diesem Kreis gehörten auch die Feuchtwangers, die Polgars, Franz und Alma Werfel, Bruno Walter und seine Tochter Lotte, später Liesls charmante und berühmte Mutter Fritzi Massary, sowie William und Charlotte Dieterle.

Max Reinhardt und Helene Thiemig bildeten eine andere Insel und waren in ihrer «Werkstatt» stark mit der Planung und Vorbereitung von Stücken beschäftigt. Sie hatten nur selten Gäste, und die wenigen Parties, die sie gaben, waren international. Eines abends luden sie mich und Gottfried zusammen mit Sam Behrman, Franz und Alma Werfel, Erich Korngold und seiner Frau ein. Die Strawinskys kamen erst später, so dass ihnen das herrliche Abendessen entging. Sie kannten die Werfels noch nicht. Ihrer wichtigen Stellung in der Musikwelt bewusst, eilte Alma mit ausgestreckten Händen auf Strawinsky zu und stellte sich vor: «Ich bin Alma Mahler.» Franz Werfel hatte sie vergessen.

Sie war eine imposante Frau, und man sah ihr ihre einstige Schönheit immer noch an – blond, blauäugig, die typische vornehme Wienerin, auch in ihren politischen Ansichten. Der viel jüngere Werfel sah nicht gesund aus, er war dick und schwammig, doch seine Vitalität schien unerschöpflich. Er war ein herrlicher Erzähler. Während des Essens schilderte er seine Flucht aus Frankreich und stellte die schrecklichen und für Tausende von Menschen tragischen Ereignisse mit einer so grotesken Komik dar, dass alle vor Lachen brüllten – sogar ich. Diese Erlebnisse verarbeitete er später in dem Stück *Jakobowsky und der Oberst*.

Strawinsky und Schönberg, die beiden grossen Komponisten, hatten kaum Kontakt miteinander. Schönberg kämpfte immer noch um Anerkennung. Seltsamerweise beeinflusste er, seit er an der Universität von Kalifornien war, die Filmmusik. Zahllose Studiomusiker besuchten seine Vorlesungen und nahmen bei ihm Privatunterricht. Edward, der regelmässig seinen Sommerurlaub bei uns und Margret verbrachte, blieb Schönbergs treuer Interpret. Er probtewieder den *Pierrot lunaire*, diesmal mit der schönen und begabten Erika Wagner (Mrs. Fritz Stiedry). Die Aufführung fand in der Mabery Road statt; Schönberg dirigierte, Bruno Walter, Fritz Stiedry und Otto Klemperer waren unter den Zuhörern. Ich bemerkte, wie Bruno Walter, missbilligend

den Kopf schüttelnd, Thomas Mann etwas ins Ohr flüsterte. Im selben Jahr hatte Schönbergs Klavierkonzert, das unter Leopold Stokowskis Leitung mit Edward als Solist in New York aufgeführt wurde, einen ganz grossen Erfolg.

Der deutsche Überfall auf Russland und die amerikanischen Hilfslieferungen an die Sowjets bewirkten innerhalb der linksgerichteten Kreise eine radikale Änderung; man spürte wieder die Kameradschaft der Volksfrontzeiten, und der Hass, der während des Hitler-Stalin-Pakts so gross war, verschwand. Im November hatten die Deutschen Sewastopol und Rostow erreicht und alle waren tief niedergeschlagen. Aber im Dezember eroberten die Russen Rostow zurück und entsetzten Moskau. Obwohl Masochisten immer noch einen Sieg der Nazis prophezeiten, erfüllte uns die russische Offensive mit Hoffnung. Wir fühlten, dass das Blatt sich gewendet hatte. Wir klammerten uns hartnäckig und verzweifelt an diese Hoffnung, und meine Mutter und ich beteten für Dusko und all die Millionen von Slawen und Juden in den Konzentrationslagern. Die Welt wusste noch immer nicht, welch entsetzliches Schicksal Hitler ihnen zuge-dacht hatte.

Am 6. Dezember, einem Samstag, war Santa Monica in einen kalten grauen Nebel gehüllt. Ich arbeitete trotz des Wochenendes im Studio, und als ich gegen vier Uhr heimgehen wollte, traf ich einen anderen fleissigen Kollegen, den ungarischen Autor Laszlo Fodor. Er wollte ein wenig Luft schnappen und schlug vor, zum Santa-Monica-Pier zu fahren und den Sonnenuntergang anzusehen.

Die Wolken über dem Horizont waren purpurn, gelblich-violett, rosa, silbergrau und golden; die Sonne sah aus wie eine riesige Orange. Wir gingen den leeren Pier entlang und sahen, wie sie das dunkle Meer berührte und dann langsam darin versank. Am äussersten Ende des Piers sass eine junge Frau auf den Holzbohlen und liess die nackten Beine herabbaumeln. Sie trug zerrissene, ausgebleichte Bluejeans und ein dunkles Männerhemd, das weit offenstand, und ihre feste runde Brust sehen liess, an die sich ein dickes Baby klammerte, das gierig saugte. In ihrer anderen Hand hielt die Frau eine Angelrute. Mit grosser Konzentration starrte sie auf den weit draussen auf dem Wasser schwimmenden Kor-

ken. Wie gebannt starrten wir auf diese beiden jungen, völlig ihrer Beschäftigung hingegebenen Geschöpfe. «Und im gleichen Augenblick werden auf der anderen Seite der Erde Menschen von Bomben getötet», sagte Fodor.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit meiner Mutter den Pazifik entlang, wobei wir uns im Radio das Sonntagskonzert aus New York anhörten. Es war eine Kombination von zwei grossen Leidenschaften Mamas: eine Fahrt im offenen Wagen und Musik. Wir waren hinter Malibu und Artur Rubinstein hatte soeben den ersten Satz von Tschaikowskis 1. Klavierkonzert beendet, als die Sendung unterbrochen wurde und der Sprecher meldete, dass in den frühen Morgenstunden japanische Flugzeuge und Unterseeboote die amerikanische Flotte in Pearl Harbour versenkt hatten.

Die Flucht

Niemand hatte sich vorgestellt, dass die Übersiedlung so grosse – so unabsehbare Folgen mit sich führen würde. Im ersten Augenblick, als Leontes die erlösende Nachricht brachte, er habe etwas Geeignetes gefunden, ein Landgut mittlerer Grösse, wo die Wohngebäude zwar nicht Raum genug für alle Kostschüler, die Gründe aber ausgiebigen Platz zur Errichtung von Notstandsbauten und Baracken boten, und er habe diesen Besitz nicht etwa nur gepachtet, sondern käuflich erworben – da schallte ihm allgemeiner Jubel entgegen. Wie unbeliebt der Prinzipal auch bei der Mehrzahl seiner Zöglinge, von den Lehrern ganz zu schweigen, sein mochte, jetzt hätte ihn jeder und jede umarmen wollen; denn alle waren, wie verschieden auch sonst im Seelischen und Geistigen, an Charakter und Widerstandskraft, nur mehr von einem einzigen Gedanken besessen: Fort von hier! Fort von den pfeifenden, schmetternden, berstenden, erflammenden Bomben – den knisternden und krachenden, «sprechenden» Mauern, den zerspringenden, splitternden, zu Boden prasselnden Fensterscheiben, dem dumpfen Hummelsummen kreisender Schutzflugzeuge, dem Knattern der Abwehrgeschütze, den lichtlosen, luftlosen, schimmelfeuchten Kellern, wo sie nun seit Wochen bereits ihre angsttraumerfüllten Nächte verbrachten.

Am Anfang war auch alles wunderschön, nahezu vollkommen. Wem das Haupthaus unter dem zierlichen Balusterdach keine Unterkunft mehr bot, der fand sie in den ehemaligen Stallungen, und waren auch diese – Sattelraum, Pferdeschwemme und die darüber liegenden, unter dem vorigen Besitzer seinen Reitknechten zugewiesenen Zimmerchen – besetzt, dann verfiel Leontes auf den Ausweg, Karawanen teils zu kaufen, teils zu mieten. Er brüstete sich nicht wenig mit dieser Erwerbung, denn er war keineswegs als der einzige auf die farbigen Reisewagen erpicht: Benachteiligte, die

kein Landhaus besaßen, oder eines in gefährdeter Gegend, richteten sich häuslich im Wohnwagen ein, ausgediente Automobile, die sich schamhaft in abgelegenen Garagen verbargen, wurden aufgestöbert, zu Phantasiepreisen angekauft, notdürftig repariert, mit neuen Reifen versehen und vor die Zigeunerheimstätten höherer Ordnung gespannt: «So, jetzt mögen sie kommen, wir fahren ihnen einfach davon!»

Langsam aber meldeten sich, die ursprüngliche Begeisterung übertönend und sie mählich verdrängend, Zweifel, Unbehagen, Überdruß: Die Landschaft war nüchtern und kunstlos, ohne überraschende Einfälle, ohne den Zauber des Abstand haltenden Grossartigen – ohne den bescheidenen Reiz des nahen anschmiegsam Zierlichen, auf das eiligste und wohlfeilste zusammengestoppelt, gerade nur für bescheidene Ansprüche und unverwöhnte Augen, schlicht wie die Notstandsbauten des «Lavendelhofes», dessen duftiger Name von den Tatsachen Lügen gestraft wurde.

Nicht alle Karawanen waren elektrisch beleuchtet, nicht alle Zimmer und Schlafsäle durch die offenen Feuerstellen genügend erwärmt, nicht jeden Tag waren die Mahlzeiten geniessbar, nicht immer fanden sich die Zöglinge damit ab, in Brot und Milch, beides zum Überflus vorhanden, ausreichenden Ersatz für den Mangel an sorgfältig zubereiteter warmer Kost zu sehen. Schüler und Lehrstab teilten sich fortan in zwei Gruppen: Nörgler und begeistert Zustimmungende – und wie oft in den nächsten Jahren auch Zöglinge und Professoren wechselten –, diese beiden Gruppen blieben im gleichen Verhältnis und in nahezu derselben Anzahl dauernd bestehen.

Allerdings würde, wer immer unsichtbar ein Gespräch der Buben oder Mädels zu belauschen die Möglichkeit gehabt hätte, sich ein ganz falsches Bild von dem Eigentlichen ihrer Beschwerden und Klagen gemacht haben. Die rauchenden Petroleumlampen in mehreren der altmodischen Karawanen, die unzureichende Verdunkelungsmethode, welche Leontes nahezu allabendlich veranlasste, in irgendeinem der Dormitorien die Birnen abzuschrauben und die Halbwüchsigen – Burschen wie Mädels – um neun Uhr schon, wie die ganz Kleinen, zur Dunkelheit zu verurteilen, das lieblos zusammengעהaute, unschmackhafte Essen, die ödnie der Grün-

de, die doch früher einen wohlgepflegten, farbig aufgehellten Park getragen hatten –, dies alles waren nichts anderes als Vorwände, dahinter sich Tieferes verbarg. Die Teleme-Abtei-Schule, jetzt auf dem Lavendelhof den Gefahren, die sie am Rande der Grosstadt bedroht hatten, ausgewichen, beherbergte und betreute Schüler und Schülerinnen, deren geistige Ansprüche, nach Abstammung und Begabung, hoch über dem Durchschnitt zu suchen waren. Ihre Nerven waren es bloss, die nachgegeben hatten, ihre Geräuschempfindlichkeit konnte die lärmend verstörten Nächte nicht mehr ertragen; ihr eigentliches Wesen aber verlangte und suchte die Gefahr, sie war ihnen Ansporn, um Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart zu beweisen, war ein spannendes Abenteuer, ergab die Möglichkeit, bisher unerlebte Situationen nach persönlichen Eigenheiten und seelischem Bedürfnis umzuleben, umzuformen, umzudichten; sie erteilte Erlaubnis, über die Grenzen des Gestatteten hinauszulangen in das Reich des Geheimnisvollen, des Verbotenen.

Auf dem Lavendelhof aber war alles überschaubar, offensichtlich, man lebte in einer Art von Glashaus, das zwar nicht klirrend zersplitterte, im gleichnishaften Sinn aber die jungen Seelen dessen beraubte, woran ihnen am meisten gelegen war. Nun ist die menschliche Natur aber so beschaffen, dass sie sich, was ihr von aussen versagt und vorenthalten wird, aus eigenem zeugt. Auf dem Lavendelhof gab es keine Gefahr, das tägliche Dasein lief, bei aller Dürftigkeit, welche durch die Bewirtschaftung lebenswichtiger Nahrungs- und Genussmittel unumgänglich wurde, wie auf gutgeölten Rädern hin: gleichförmig, vorausberechenbar, tödlich langweilig. Dagegen empörte sich der Organismus der jungen Menschen, die sich zu einer noch nicht genau bestimmten und festumschriebenen – aber auf alle Fälle bedeutenden Leistung auserwählt fühlten; man durfte es ihnen, empfinden sie, nicht so leicht machen, musste ihnen Bewährungsfristen, Kraftmesser bewilligen. Da dies von aussen nicht mehr erreichbar war und sie von dem peinigenden Bewusstsein, dass sie in der ihnen zugeteilten Prüfung versagt hatten, schier aufgezehrt wurden, stellten sie ihren Körper auf eine harte, schmerzhaft und als Situation das Groteske und Tragikomische streifende Bewährungsprobe: eine Seuche

brach aus auf dem Lavendelhof, die alle Schüler und die meisten Lehrer – und nahezu im gleichen Augenblick – ergriff und seltsamerweise nur vor den Prinzipalen Halt machte.

Zum erstenmal, seit er seinen Besitz an dem nun zahn-lückenhaft ausgebrochenen Rande der Hauptstadt gegen dieses abgelegene und verfallene Gut ausgetauscht hatte, fühlte Leontes sich unsicher, an seiner Verantwortlichkeit gepackt, gefährdet, aufgeregt. Er liess, und zwar auf eigene Kosten, Chemiker aus den verlässlichsten Laboratorien der Residenz kommen, die alle Quellen und Brunnen auf dem Lavendelhof nach möglichen Viren analysierten. Die Quellen und Brunnen gaben in der üblichen Zusammensetzung, welche wir in der Ebene zu finden gewohnt sind, allerdings mit einem in solchen Lagen ungewöhnlichen Kalkreichtum, durchaus unverdächtiges, bekömmliches Wasser. Leontes, nahezu enttäuscht in seinem Bestreben, ein konkretes Gebrechen, dem man irgendwie beikommen könnte, für die Epidemie verantwortlich zu machen, dachte nun – nicht ohne den von ihm zu Rate gezogenen Fachleuten ein Lächeln zu entlocken – an die Erde, der das von den Kindern verzehrte Gemüse, oft als Rohkost genossen, entsprossen war: eine gute, vielleicht von Kalidünger etwas überanstrengte Erde war es; schliesslich liess Leontes die in solchem Überfluss vorhandene Milch seiner acht mageren, hochblonden Kühe (die überdies vor dem Gebrauch noch pasteurisiert wurde) untersuchen: es war eine nicht sehr fetthaltige, aber bazillenfreie Milch. Leontes stand vor einem Rätsel: wenn Wasser, Erde, Milch gesund waren – warum sind dann die Kinder erkrankt? Wo verbarg sich das Gift, das ihren Organismus durchseuchte, woher strömte es in die jungen Körper über? Und wieso war er selbst – Leontes, war Hermione, seine Frau, und seine Tochter Miranda vor der Ansteckung gefeit? (Aber, das hätte ihm zu denken geben müssen, nicht Arthur, sein Sohn, der, im Gegenteil, einer der von der Seuche am schwersten, bis zur Lebensgefahr Ergriffenen war!)

Dysenterie ist keine Krankheit, die wen immer auf die Vermutung brächte, ihr Ursprung sei anderswo als im Körperlichen zu suchen; noch der verbissenste Psychoanalytiker

hielte es für ausgeschlossen, dass man einen Ruhrkranken in seine Behandlung überstellen könnte. Nicht so die Zöglinge der Teleme-Abtei-Schule: Sie nannten ihre Krankheit «die Pest», es gesellte sich bei ihnen zu den höchst empfindlichen physischen Qualen jenes Grauen, jene übernatürliche Angst, die seit altersher einzig durch Aussatz und Pest, unter allen Seuchen, erweckt wird. Die Zöglinge der Schule auf dem Lavendelhof beurteilten einander gegenseitig danach, ob sie diese Prüfung mit Anstand, Würde, Tapferkeit – oder kläglich winselnd, jammernd und sich selbst bemitleidend hingenommen; man konnte nicht mehr daran zweifeln, dass sie die Heimsuchung (obschon die Teleme-Abtei ja den Religionsunterricht abgeschafft hatte und den sonntäglichen Kirchgang dem religiösen Bedürfnis des Einzelnen anheimgab) als eine Art stellvertretenden Leidens ansahen, wodurch sie sich von der Feigheit, die in ihrer Flucht auf das Land verborgen war – jetzt nämlich nannten sie's ohne jede Beschönigung so –, freikaufen.

Als die Krankheit, wie man annehmen durfte, erloschen war (später erwies sich's allerdings, dass die meisten der neu eintretenden Zöglinge und der hinzukommenden Lehrer sie nachholen mussten, ja sogar, dass viele, die gleich von der ersten Ansteckung betroffen worden waren, Rückfälle erlitten), merkte Leontes, dass unter seinen Schutzbefohlenen eine Seelenmüdigkeit überhandnahm, die ihre Auffassungsgabe, ihren freiwilligen Fleiss, die Gaben, die sie so hoch über die Gleichaltrigen in anderen Schulen hinausgehoben hatten, herabminderte. Man müsse die Kinder, riet Hermione ihm, zu zerstreuen trachten, wie wär's mit einer Kinoanlage? «Falls du», erwiderte Leontes mit jener Stimme, die, eine Mischung von Eis und Stahl, wenn er sich an seine Gattin wendete, so oft aus ihm hervorbrach, «die Kosten auf dein Konto übernehmen wolltest – bitte!»

Es wäre, überlegte er, nicht nur billiger, sondern auch weitaus erziehlicher, das junge Volk zu eigener Leistung anzuregen, wir sollten die auch anderwärts zum Trimesterende üblichen Theateraufführungen überdies zwischendurch, mit musikalischen Darbietungen abwechselnd, zu einer regelmässigen Einrichtung machen, so zwar, dass alles – die Herstellung der Dekorationen wie die Regie, die Auswahl der

Stücke – den Zöglingen überlassen bliebe; selbstverständlich aber dürfte über diesen Geistesübungen der Sport nicht vernachlässigt werden. Übrigens . . . , trotz der scharfen Ablehnung, die seine Gattin von ihm erfahren hatte, erwog Leontes dennoch die Anschaffung einer Tonfilmeinrichtung. Gefahr bestand nämlich, dass man eine Anzahl von Zöglingen an andere, inzwischen gleichfalls evakuierte Schulen, die unweit des Lavendelhofs elegantere, bequemere, und – fügte Leontes mit einem innerlichen Seufzer hinzu – hygienisch einwandfreiere Unterkommen gefunden hatten, verlöre: dem musste mit allen Mitteln, auch wenn sie beträchtliche Auslagen erforderten, vorgebeugt werden.

Der Prinzipal berief eine Versammlung des Lehrstabes ein, mit der Tagesordnung: «Wie unterhalten wir unsere Buben und Mädels während des Wochenendes?» – Gut und schön, Samstag, das versteht sich, der übliche Fussballwettkampf, an dem ja, erstaunlicherweise, auch eine Anzahl der Schülerinnen grosses Interesse nahm, aber immerhin bloss ein passives; die meisten wollten selber den ihnen gemässen Sport betreiben, Hockey oder Netzbball . . . , «ä propos: ich hörte soeben, eines der Netze sei zerrissen. Ist bereits Ersatz bestellt worden?»

Die Angelegenheit «Netzbball» wird weitläufig erörtert, bis man zu anderer Erheiterung der weiblichen Jugend – die ja beim Netzbball stärker beteiligt ist als die männliche – übergehen kann.

«Bei schlechtem Wetter aber? Pingpong? W'ir haben zwei Tische und sechsundsiebzig Mädchen. Vier oder fünf darunter spielen Schach, überraschend genug nicht einmal schlecht, und zwei bis drei Dutzend Bridge – obschon ich Kartenspiele in meinem Hause nicht gern sehe. Auch nehmen bloss die Ungeistigen, und vor allem die Unmusikalischen, daran Interesse, denken wir jetzt an die Geistigen und Musikalischen: die meisten Mädels und auch eine hübsche Anzahl Burschen spielen Klavier, wie viele, nebstbei? Dann haben wir sechzehn oder siebzehn Geiger und Geigerinnen, vier Cellisten. Ein halbes Dutzend ungefähr bläst Flöte: Daraus lässt sich schon ein brauchbares Hausorchester zusammenstellen.»

«Immerhin wäre das Arbeit, nicht Unterhaltung.»

«Für solche, die mit Feuereifer dabei sind, zumindest erziehliche Unterhaltung.»

«Und wie viele werden diesen Vorschlag mit verkniffenen Lippen aufnehmen? Das gehört in die Arbeitswoche, unsere Freizeit wollen wir anders zubringen, in der Stadt sind wir ins Kino gegangen, werden sie sagen ...»

«Bravo, da haben wir's ja: eine Kinoeinrichtung, machen wir uns selbständig.»

«Wissen Sie vielleicht, wenn auch nur annähernd, wieviel so etwas kostet, Antonius? Nun, ich weiss es, denn ich habe diese grosse Ausgabe bereits erwogen – und, wiewohl sie in gewissem Missverhältnis zu dem, was Anstalten mit bedeutend höherem Schulgeld sich leisten, stünde, war ich bereit, dieses finanzielle Opfer zu bringen –, da kamen die Einschränkungen im Stromverbrauch: Wir können doch nicht gut an dunklen Wintermorgen in unerleuchteten Schulzimmern sitzen, oder übers Wochenende die Milch im Frigidaire sauer werden lassen – bloss um Samstags Diana Durbin zwitschern zu hören und sonntags ‚Phantasia‘ aufzuführen! Sie, als Philologe, Antonius, dürfen sich ja solche Phantasien leisten, ich aber, als Doktor der Politischen Ökonomie, besitze einen gewissen Sinn für Proportion, vielmehr, ich bin sogar dazu verpflichtet, ihn in Anwendung zu bringen . . . »

Nach dieser Stabsversammlung, der auch die beiden weiblichen Mitglieder der Lehrerschaft angewohnt hatten, nahm Leontes einige seiner jüngeren Professoren beiseite. Des Prinzipals gute Laune war von ihnen noch weit stärker gefürchtet als seine unvorhersehbaren Zornesausbrüche. Diese konnte man schweigend, gebeugten Nackens, wie ein Gewitter, über sich hinbrausen lassen, war er aber aufgeräumt, dann erwartete er lachende oder lächelnde Beistimmung zu seinen witzigen Bemerkungen: recht peinlich für die Zuhörer.

«Sie sind doch», sagte Jacques ärgerlich und abschätzig, «ein rechter Streber, mein lieber Antonius. Wie bringen Sie's nur fertig, zu solchen traurigen Spässen angeregt zu wiederholen? Merken Sie denn nicht, dass der Alte sich an uns ganz einfach für künftige Parlamentsreden einübt? Mit interpolierten Klammern, versteht sich: ‚Hört, Hört!‘ «

«Wie? Parlamentsreden? Ich wusste gar nicht . . . »

«Ach so: dann sind Sie der einzige Unwissende hier: Leontes ist, als Gutsbesitzer des Kreises, für die kommenden Ersatzwahlen als Kandidat aufgestellt worden – und Sie, mit Ihrem erschütternden Bariton, stellen für ihn gleich die ganze Galerie dar. Nebstbei: welch unglaubliche Taktlosigkeit, sich um unsere erotischen Belange zu kümmern! Dazu hab' ich ihm, nach oder vor den Wahlen, kein Mandat gegeben. Mein Hirn hab' ich ihm vermietet, aber, von der Taille abwärts' – um mit Gilbert und Sullivan zu reden – geh' ich ihn nichts mehr an.»

«Witzig ausgedrückt: Aber freilich haben Sie, Jacques», seufzte Antonius, «leicht reden. Wer vor so schönen Augen Gnade gefunden hat . . .»

«Und die Augen», unterbrach, mit einem Anflug der Geckenhaftigkeit, Jacques seinen Kollegen, «sind nicht einmal das Allerschönste an ihr.»

«Nicht freundschaftlich von Ihnen, dergestalt den Neid der besitzlosen Klasse zu wecken ...»

«Nun, Antonius, ich dachte doch, Ihre Askese – wenn es eine ist – sei freiwillig? Denn wenn ich mich auf Blicke verstehe, sieht Viola Sie mit höchst aufmunternden an. Warum spielen Sie also ständig den Spröden?»

«Ich spiele ihn gar nicht, ich bin's. Diese liebenswürdige junge Dame ist mir denn doch allzu domestiziert. Und da das Halten von wilden Bestien in Privatwohnungen bei uns verboten ist, und ich an schmiegsamen Haustieren kein Wohlgefallen finde, muss ich mich – auch ohne besondere Ermunterung von Leontes dafür abgewartet zu haben – an einen der Zwinger halten, wo es für mich junge Löwinnen oder Pantherkatzen zur Gesellschaft gibt.»

«Oho, das ist nicht nur», widersprach Jacques, «die einschlägigen Darbietungen angehend, eine übertriebene Erwartung – mir wenigstens ist in derartigen Etablissements noch nicht einmal eine Wildkatze untergekommen –, sondern auch eine Falschmeldung: Nach einem Löwenjäger sehen Sie mir nicht gerade aus, mein lieber Antonius. Soweit ich Sie kenne, scheinen Sie mir doch eher sentimental ...»

«Aber mein lieber Jacques, das Sentimentale ist doch anerkanntermassen Ihr Reservat ...»

«Soweit Sie mich kennen: aber kennen Sie mich über-

haupt? Wer von uns kennt sich denn selbst? Kenne ich mich etwa?» Jacques summt halblaut einen Vers vor sich hin:

«Ich erkenn' den Mönch an der Kutte,
An den Dienern, wie ihre Herren sich betragen,
Die Herkunft des Wamses erkenn' ich am Spitzenkragen,
Den Rang eines Weins an der Butte.
Alles kenn' ich, alles durchschau' ich schon –
Bis auf mich selbst: Den Francis Villon ...»

«Von wem ist denn das, Jacques?»

«Von einem ganz modernen Dichter, der nur zufälligerweise bereits vor – lassen Sie mich nachrechnen – ungefähr vierhundertachtzig Jahren gestorben ist.»

Die Andeutung, welche wir diesem Gespräch zwischen Antonius und Jacques entnehmen – die Namen tun übrigens nichts zur Sache, es werden immer wieder die gleichen Typen auf dem Lavendelhof auftauchen –, lässt uns erraten, wie es um die jungen Leute, Lehrer so gut wie die erwachsenen Schüler, bestellt war, die sich so blitzlich – so leichtsinnig, sagten später manche von ihnen – dem Bereich der grossstädtischen Unterhaltungsmöglichkeiten entzogen hatten.

«Es bleibt uns», sagte der feine Horatio zu dem grobschlächtigen Autolykus, der etwas von dem Ungestüm und der gutmütigen Tölpelhaftigkeit eines jungen Rüden an sich hatte, «nichts anderes übrig: Wir müssen uns sublimieren ..»

«Subli . . ., was müssen wir? Sublimat ist ein Desinfektionsmittel, soviel ich weiss, das irgendwie mit Quecksilber zusammenhängt . . .»

«Richtig. So wie die aufgefangenen Dämpfe des erhitzten Quecksilbers den Niederschlag eines rötlichen Pulvers ergeben, müssen wir unsere aufgespeicherte Erotik verdampfen lassen, um sie im Niederschlag unsterblicher Verse verklärt aufzufangen.»

«Dir gelingt das vielleicht. Wenn man eine berühmte Dichterin zur Grossmutter hat, kommt man leicht auf solch abwegige Ideen. Sublimier dich also, bitte, nach Herzenslust, Horatio, mir grobem Gesellen aber erlaub', mich an Substantielleres zu halten ...»

«Ist sogar in unserem Städtchen erreichbar, bei herab-

gesetzten Ansprüchen allerdings nur ...»

«Du hast also, trotz angestrebter Sublimierung, dennoch herausbekommen, dass man sich in unserem biederem Provinznest bloss bei herabgesetzten Ansprüchen' erlustigen kann?»

«Nicht aus eigener Erfahrung, denn ich nehm's», wehrte Horatio ab, «mit der Sublimierung wirklich ernst, weiss ich das, sondern aus den zuverlässigen Berichten von Hal und Lancelot. Du kannst, wenn dir daran liegt, von ihnen Einlässlicheres darüber hören, denn sie sind Stammgäste bei Madame Adele. Petruccio und Brutus hingegen, höher kultiviert und überdies mit Taschengeld reichlicher versehen, ziehen die Maison de Passe der Madame Paulina in unserem lieben Bäderstädtchen vor, die Chefin ist Portugiesin mit farbigem Einschlag, und beide, Petruccio sowohl wie Brutus, finden sie empfehlenswert, die Maison, versteht sich, nicht die Portugiesin ...»

«Verzeih, was ist eine ‚Maison de Passe'? Nicht jeder hat wie du, Horatio, Französisch als zweite Muttersprache erlernt ...»

«Der Gegensatz zu einer ‚Maison close' – mehr kann ich dir nicht verraten, denn das Auskunftsbüro wird mittwochs um vier Uhr geschlossen – und», Horatio blickt auf sein Handgelenk, «es ist bereits halb fünf – und ein Mittwoch ...»

*

Kriegsjahre gingen über die Teleme-Abtei-Schule auf dem Lavendelhof hin, ohne dass man sie dort anders verspürte als durch unwesentliche Einschränkungen in der Lebenshaltung, durch die immer häufiger und zahlreicher zu Häupten des Hofes kreisenden Flugzeuge – und durch Trauernachrichten über ehemalige Lehrer und Zöglinge: Antonius war in Libyen, Hal in Kreta, Jacques vor Dieppe gefallen; Petruccio war im Atlantischen, Horatio im Stillen Ozean untergegangen, Autolykus in Burma in seinem Flugzeug verbrannt.

Juli um Juli zogen sich Jünglinge und Mädchen in die Klausur der Prüfungszimmer zurück, wo sie die Fragen, die eine berühmte alte Universität ihnen stellte, nach bestem Vermögen beantworteten; September um September

ber tauchten neue Gesichter, Stimmen, Haartrachten, Charaktere auf dem Lavendelhof auf; nicht viele von jenen, die sich an die ursprüngliche Situation der Teleme-Abtei-Schule am Saum der Riesenstadt erinnerten, waren jetzt unter den Kandidaten in den Prüfungszimmern zu finden, noch hätte man jene Lehrer angetroffen, die einst mit den vor den Bomben Flüchtenden aufs Land gezogen waren, um sich dort mit stets neu hinzuwachsenden Schülergenerationen zu befreunden; diese vielmehr sahen ihre Meister immer häufiger ausgewechselt. Entweder, weil sie dem Militärdienst verfielen, oder, durch den wachsenden Lehrermangel im Werte steigend, an vornehmere öffentliche Schulen berufen wurden.

Wir sind nun im fünften Kriegsjahr und begleiten Madeleine de La Tour-Madrus auf ihrer Reise in den wilden Mittelwesten des Landes zur Teleme-Abtei-Schule, die inzwischen allerdings, von den offiziellen Drucksorten abgesehen, ihren alten Namen eingebüsst, und von den Zöglingen, niemand wusste genau, wann und von wem, einen neuen, weniger pathetischen und rustikaleren, erhalten hat.

Madame de La Tour, in Paris als Tochter eines französischen Vaters und einer österreichischen Mutter zur Welt gekommen und erzogen, hat den Vorzug der Zweisprachigkeit, der sie in allen Lehreragenturen beliebt macht; danach befragt, sagt sie mit schöner Aufrichtigkeit, sie sei gar keine zünftige Schullehrerin: «Aber da ich nun fast zwei Jahre lang vergeblich auf ein Universitätslektorat für Kunstgeschichte gewartet habe und nicht länger Gastfreundschaft erleiden mochte, habe ich mich auf mein einstmals versehentlich erworbenes Brevet superieur besonnen und eine Weile lehrend gelernt, wie man's anstellen muss, um nicht geradezu als pädagogische Hochstaplerin – oder, sagte ich besser, Tiefstaplerin? – entlarvt zu werden: denn mit den eingeborenen legitimen Verwalterinnen eines Baccalaureats oder einer Magisterschaft für meine Vater- und Muttersprache kann ich's selbstverständlich nicht aufnehmen!»

Dieser Stosseufzer lässt vermuten, dass Madeleine (wir nennen sie wohl fortan besser bei ihrem Taufnamen) mit Prinzipalen und Kolleginnen keine durchweg angenehmen Erfahrungen gemacht hat. In ihrer Bescheidenheit gibt sie

sich selbst die Schuld, findet es ganz natürlich, dass man sie als Eindringling und unwillkommenen Fremdkörper ansieht. Ausländer werden in einer geschlossenen, bodenständigen Gemeinschaft zwar mit äusserster Zuvorkommenheit aufgenommen, solange sie keinen Anspruch darauf machen, darin anderes als Gäste zu sein; haben sie aber den Ehrgeiz, ihr Wissen und Können als Mitstrebende und fachlich Gleichberechtigte zu verwerten, dann lässt man sie flugs ihre nationale Minderwertigkeit fühlen.

KÄTHE BRAUN-PRAGER: REISE IN DIE NÄHE

Aus einem englischen Tagebuch

Besuch in Windsor:

Je älter die Ziegelsteine werden», sagte der graue, langnasige Kastellan, der in seiner Tracht aus vergangenen Tagen noch immer so aussah, als ob er eben Shakespeare in das ihm zugewiesene Gemach geleitet hätte, «um so weisser und jünger werden sie mit jedem Jahr.» Und er zeigte auf den mächtigen Turm in der Mitte des gewaltigen Schloss-Steinkranzes, wo Heinrich VIII. gewohnt hatte und worin sich dessen Opfer zum Tode vorbereiten mussten, ehe sie in den furchtbaren Tower gebracht wurden.

Der Kastellan führte mich zu dem lieblichen, hufeisenförmigen Tudor-Trakt und dann weiter zu einem bestimmten Fenster im Erdgeschoss, vor dessen Glas die den Tod erwartende Anna Boleyn weinend gestanden und ihre Stirne an die Scheibe gepresst hatte, die so kalt war, wie das Herz ihres schrecklichen, unerbittlichen Gatten.

Und Shakespeare hatte mit seiner Truppe abends auf der Terrasse vor dem Schlosse gespielt, die hochragt über der unter ihr fließenden, hier noch kindlichen Themse. Schmal und zart, mit kleinen, bunten Booten spielend, durchschlingt sie den vorfrühlinglichen Jagdforst.

Königin Elisabeth ist über die innere Marmorstiege des Schlosses herabgeschritten, um der Freilichtaufführung beizuwohnen. Sie selbst war eine noch lebende Figur aus des Dichters ungeschriebenen Dramen in ihrem überperlten, goldenen Glocken-Prunkkleid; und hinter ihr wandelten ihre silbernen und brokatenen Damen. Das Gras bog sich fort unter ihren Schritten, wenn sie in schimmernder Prozession darüber hingen.

Dann liess sich die Majestät auf den Thron nieder, der vor der Bühne unter einem Baldachin aufgestellt war. Lange schaute Elisabeth I. mit ihren kalten, blauen Augen dem

mählichen Untergang der grossen Abendsonne zu und wie das Feuer im dürren Laubwerk zersprühte. Dieser Anblick schmerzte sie seltsam, wenn sie an ihrer eigenen schimmernenden Pracht herabsah und da die Edelsteine ihres Diadems ihr plötzlich sinnlos schwer schienen.

Das Prunkkleid der Königin ist erhalten, ihr Thron zur Schau gestellt, wie ihr von Amoretten überflogenes Spinett, ihr Gebetbuch, ihre schicksalentscheidenden Unterschriften und die Frucht des Baumes England, den sie gepflanzt.

Und doch ist Shakespeare das Königsschloss von Windsor: seine Dramen, einst mit dunkler Tinte geschrieben, werden immer lichter, so wie die jetzt hellen, uralten Backsteine im Trakt König Johans des Ersten.

1939. Auf einer Gartenbank in Pengarth:

«Re - fju - tschi - i - ! Re - fju - tschi - i - tschi - i !»

Von wo kam dieser Laut? Ich dachte, man rief mich ins Haus, so deutlich ausgesprochen war das Wort – oder war es nicht gesungen?

Da hörte ich es im Baum knacken, da sah ich einen Ast über mir schwanken und eine Spottdrossel sich darauf wiegen. Sie war es, die mich immer wieder bei meinem neuen Namen nannte: Re - fju - tschi - i - i ! Kein Vogel in Österreich hätte das Wort «Flüchtling» singen können.

Plötzlich hob sich die Drossel vom Zweig, begann langsam, über mir kreisend, zu fliegen; nahe gekommen, verstummte sie, wie jemand, der erschrickt, wenn er zum ersten Mal die Augen seines Spottobjektes auf sich gerichtet fühlt.

* * *

In Kensington, im Viktoria- und Albert-Museum, lagen die goldglänzenden Metallgestalten der englischen Könige auf golden leuchtenden Polstern.

Durch die hohe Halle ging ich, von einem gekrönten König zum andern, schaute lange, unbewegt, in die noch immer von Krieg und Sieg fortträumenden Gesichter, bis mich

Heinrich des Siebenten wundervolles Antlitz beglückte. Doch er war nicht verwandelt; er war ein schlafender, schöner König. Er hatte noch den Geist des Lebens, den schöpferischen Geist des geistigen Menschen, aber das Unberührbare, das Erhabene des Todes fehlte der Grabfigur.

So konnte ich mich über den toten König ohne Schauer neigen, denn er schien mir bloss ein Mensch, ein Mensch ohne Willen. Auch dass er nicht mein König war, liess mich anders empfinden als die Engländer und Engländerinnen, deren stolz beobachtende Blicke ich wohl einfiel. Ich sah, wie englische Väter ihre Kinder nahe zu den goldenen Gestalten heranführten, mit der Freude des Besitzers erklärend, sie von Herrscher zu Herrscher, von Königin zu Königin leitend. Und die Knaben suchten nach Kronen und Waffen, und die Mädchen spiegelten ihr Lächeln in den goldenen Metallstirnen.

Einsam fühlte ich mich. – Doch – schon flüchtete ich mich in die Kapuzinergruft und ging neben einem bärtigen, kleinen, braunbekutteten Mönch von Sarkophag zu Sarkophag –

Wie einfach ist unsere kaiserliche Gruft! Nur Maria Theresias Grabmal liebte ich nie, weil ich das übermässige Barock nicht liebe. Die vielen Kindersärge der kleinen Erzherzoge und Erzherzoginnen rührten wie einst mein Herz.

War ich schon wieder oben auf dem Neuen Markt? Da stand ja Raphael Donners herrliches, liegendes Brunnen-Ringelspiel mit seinen Flussgöttern!

Und doch war ich in der Halle des Museums und beugte mich eben vor der ruhenden, goldenen Figur der Königin Anna von Böhmen, der Gemahlin Richards des Zweiten. Da grüsste es mich her von dem breitknochigen Gesicht, von der Stumpfnase, da grüsste mich meine Heimat aus der Kinderzeit, als Böhmen noch zu Österreich gehörte. Da stand ich vor dieser schlafenden Königin, glücklich, ein kleines Stück Heimat gefunden zu haben.

Ich musste denken, ob sie hier froh gewesen, sie, die von der fetten Ebene, dem offenen, farbenliebenden Lande, gekommen war. Wie musste ihr das nördliche Schweigen wie ein Alp aufgelegt sein, wie musste ihr hartes Englisch die Höflinge zu heimlichem Lächeln veranlassen haben!

Schön war diese Begegnung an einem sehr einsamen Tag in der Fremde mit der toten, lichtschemernden Königin aus Böhmen, die hier, jung, an der Pest zugrunde gegangen war.

* * *

Da lag ich, ein Herbstblatt, auf der Erde, verzweifelt den Zweig des Lebens suchend, der mich abgeschüttelt hatte, weil ich ihm nicht mehr dienen konnte. Da lag ich und wartete auf den Wind, um noch einmal bewegt zu werden, mit Angst vor der Sonne, dass sie mich noch trockener, noch dunkler machen könnte.

* * *

Zu denken: Werde ich das nächste Allerseelen-Fest vielleicht schon im Kreise derer verbringen, die heute für mich nur als Kerzenflamme brennen?

* * *

Englands Schwäne sind dem Hofstaat des Königs zugeordnet, sie gleichen den verzauberten Hofdamen der Gemahlin des Königs Artus.

Wenn ich hier in der Fremde an Wien denke, wie es mir in lieblichster, zartester Erinnerung ist, habe ich stets die Vorstellung von etwas sehr Hellem, Jungem, still Strahlendem.

Ein Licht ist von den Lichtern aller Jahreszeiten das erwählteste: es ist das Licht des Vorfrühlings. Es gibt Städte des Herbstes, des Sommers, des Winters, des Frühlings. Aber Wien ist die Stadt des Vorfrühlings.

* * *

Ein anderer Morgenstern war es, der mich nachts in der Heimat aus dem Schlaf weckte, denn er leuchtete ja über dem Kamm der noch dunklen Rebhügel von Sievering!

Unter diesem Licht habe ich manche Gedanken aufgezeichnet, aber keiner von ihnen wusste damals, was Heimweh ist, das mich hier der englische Morgenstern lehrt. Wenn ich nachts vom Bett aufstehe und an ein Fenster ohne «Flügel» trete, bemerke ich, wie der Stern, von keinem Höhenzug begleitet, viel ferner, kälter glänzend, über fremde Dächer strahlt!

Und nirgends habe ich den Abendstern sich so mir zu Herzen gehend gespiegelt gesehen, wie auf der Fläche des Donaukanals unter der Augartenbrücke und auf dem Strom vor der befestigten Kirche St. Michael in der Wachau.

* * *

Der Heimatlose auf Reisen! Was für eine seltsame Fahrt! Er kommt von keinem Ausgangspunkt, es gibt keine Mitte mehr und so keine Entfernung, kein Vergleich, keine Sehnsucht.

Von der Heimat aus reisen, war einst Abenteuer, Luxus der Seele, kulturelle Sehnsucht. Alles war immer vom Zentrum des Heimat-Herzens aus gesehen, begriffen, verglichen, geliebt.

Nun aber, von der Fremde in eine Fremde reisen und die Heimat nur mehr im «Himmlischen Österreich» haben, wie macht das die Füße schwer, wie schweben die Gedanken bloss im Unbegrenzten! Und solchen Lebens verlustig geworden zu sein, wie verändert das, auch wenn das Erinnern an die eigene vergangene Gestalt mich nicht vergessen lässt, was es einst dort für mich gewesen war!

Ich stand auf der Westminsterbridge und beugte mich über das Wasser der Themse, als ich die weissen Donauschiffe angekettet liegen sah. Eines hiess «Franz Schubert», und mit diesem bin ich oft die Donau hinaufgereist, durch die Wachau, bis nach Linz.

Als ich den Blick hob, ragte hinter dem edlen Gebäude des British Council der Pöstlingberg, und die Tram, die nach Greenwich fahren sollte, lief mit viel Glockengeklingel über die Brücke nach Urfahr. Schon gestern Abend, als ich hier in

meinem Londoner Zimmer die Donaufahrt des jungen Studenten Adalbert Stifter gelesen hatte, musste ich an meinen Linzer Aufenthalt im Jahre 1936 denken:

Schön war das zweistöckige Patrizierhaus mit dem Balkon, von wo aus der Strom so beglückend übersehen werden kann! Weit waren die Fenster im ersten Stock geöffnet: Kakteenkistchen standen auf den Fensterborden wie einst. Weisse, altmodische Spitzenvorhänge wehten darüber hin, und mir war, als ob Adalbert Stifter und seine Frau noch immer in dieser blumenreichen Wohnung lebten. Als ich um das Gebäude herumging, entdeckte ich das versteckte Tor, von dessen Mitte her seltsamerweise eine messing-goldene Lyra leuchtete, ein Bild, das mich in seiner ahnungslosen Unschuld bewegte. Ich stieg die Treppe hinan und stand vor der Eingangstüre, die der Dichter so oft aufgeschlossen und versperrt hatte, sie war in eine Milchglaswand eingebaut, die die ganze Länge des Ganges ausfüllte.

Regte sich nicht ein sehr breiter Schatten dahinter? Neigte er sich jetzt nicht vor und hielt ein aufgeschlagenes Schattenbuch mit langen Schattenfingern vor sich her? Mein Herz schlug, und doch zog ich die Klingel, wie ich es vor Jahren in Wien getan, als ich vor der Tür meiner eigenen Kindheitswohnung gestanden und an den mir erstaunt öffnenden die Bitte gerichtet hatte, mir diese Zimmer wieder zeigen zu wollen. Liebenswürdige Bürger, wie sie einst zu Stifters Zeiten gelebt haben mochten, erlaubten mir den Eintritt gerne, als ich den Grund meiner Kühnheit erklärte und mich dem etwas neugierigen, alten Ehepaar als eine weit entfernte, sehr weit entfernte Verwandte des Dichters vorstellte.

Ich sah durch seine Fenster auf den Strom hinaus, auf die lagernden Flösse, die «Ulmer Schachtel», die Frachtdampfer, die Salon-Schiffe und umfasste mit einem Blick die sanften Linien des Pöstlingbergs. Ich sah, wie Stifter vom Balkon weg und ins Zimmer zurückging, in einem langen Hausrock auf und ab wandelte, die Hände am Rücken; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, beugte sich gleich über grün-weiße «Konzeptbögen», die er wohl vom Amt nach Hause gebracht haben mochte, und begann zu schreiben. Nach einer Zeit bemerkte ich, wie er seine Arbeit un-

terbrach, um sich an der iMelodie des Stromziehens einen Augenblick zu erfrischen, doch da trat schon seine Frau ins Zimmer mit einer Schale schwarzen Kaffees.

Er dankte ihr, lächelte, ich hörte ihn sprechen, im Deutsch der Böhmerwäldler, und doch klang es so österreichisch, so sehr, dass ich erschrak, als ich plötzlich neben mir auf der Gasse jemanden «thank you» sagen hörte.

Auch hatte ich gar nicht gemerkt, dass ich, während ich mich so rückerinnerte, längst von der Westminsterbridge mich entfernt und durch einen ganzen Bezirk Londons gegangen war. Jetzt, als ich schon den Hydepark erreicht hatte, wurde ich durch das Denkmal eines edlen Antlitzes abgelenkt, das mit seinem bronzenen gestreckten Hals, erhobenem Kinn, wehendem Haar, im Begriffe war, sich zu einem Flug vorzubereiten, zum Flug nach Griechenland, zum Flug in die Unsterblichkeit. Herrlich war Byrons Antlitz von der Abendsonne erleuchtet!

Seltsam, dass ich vom Stifterhaus in Linz die weite Reise zu Byron im Londoner Hydepark in einer Stunde gemacht hatte.

* * *

Im Viktoria- und Albert-Museum ist jetzt eine Ausstellung zu sehen, die vom dänischen zum englischen Meer herübergefahren war. Beim Eintreten gewahrte ich das riesige Ruder eines Wikingerbootes an der Wand lehnen. Da stand es, das einst so viele Wogen zerschnitten, so viele Wasser-Raubzüge ermöglicht, so viel Blut von den weissen Wellenlocken fortgestrichen hatte! Tatenlos dunkel, lehnte es nun an der Wand eines Museums, aber immer noch schien es den Geruch des Salzes auszuströmen, wenn es im Holz die unvergänglichen Runenrunzeln der Zeit zeigte. Aufrecht, unbeugsam, bot es das Bild des heidnischen Helden.

Wie anders fühlte ich mich im nächsten Raum, darin die mittelalterlichen dänischen Altäre aufgestellt waren! So aufrecht wie das Ruder, steht auch das Kreuz, doch das Haupt des Erlösers daran ist gebeugt, durch Demut geneigt, wie die Häupter derer, die ihn lieben und betrauern. Wie sich das Christliche in jenem Winkel ausdrückt, den das Haupt des Herrn mit seiner Schulter bildet! Da seit der Bergpredigt die

Seele ihre Starre verloren hat, ahmte sie auch der Körper nach durch hinneigendes Lauschen Seiner Reden, durch Zurückneigen des Nackens im gläubigen Aufsehen, im Beugen der Kniee als Zeichen der Ehrfurcht. Nicht mehr bedurfte der Herr des Ruders, um das Meer zu bändigen, er neigte bloss Seine Seele vor dem Vater, und das Meer ward zum Lamme. So ist Neigen und Beugen ein sich stets wiederholendes Motiv in der christlichen Kunst.

Lange verweilte ich in dem Raum vergangener, geschnitzter Andacht, sah ich die namenlosen Hände, die diese Figuren gebildet, sah sie gefaltet zum Gebet für das Gelingen des Werkes, sah sie arbeiten, aus dem Holz das Leiden schnitzen; als der Bildmeister deutlich die Worte «es ist vollbracht» vernommen, sah ich ihn die Augen seines von ihm geformten Heilands mit einer zärtlichen Bewegung des Schnitzmessers schliessen.

FELIX BRAUN: ANRUF DES GEISTES

Dank an England

Als ich am 9. Februar 1939 im Flugzeug von Zürich über das nördliche Frankreich nach England reiste, oft in so hohen Lüften, dass die Wolken unter uns zurückblieben, erblickte ich jenseits des Ärmelkanals ein Blau im Himmel, wie ich es nie zuvor erschaut hatte. Es wechselte im Schein zwischen licht und dunkel, zwischen tief und seicht, zwischen glänzend und matt, und da ich seine Leichtigkeit, die doch ein holder Ernst war, bewunderte, nannte ich es bei mir das keltische Blau. Der Pilot lenkte darauf zu, wir flogen über das aufgerauht grünwellige Meer, das tiefe Blau verschwebte mit unsäglicher Lockung, und sobald sahen wir England, überraschend lichtgrün, sanftfremd, durch Zäune und Hecken in Landstücke geteilt, idyllisch, ein Raseneiland, gegen das sich das Flugschiff kreisend niederneigte.

Auf der Fahrt hatte ich viel darüber nachgedacht, was wohl mit mir sein würde. Denn ich kannte, ausser einer englischen Freundin Alfons Petzolds, und einer norddeutschen Bildhauerin, der ich meine und der Meinen Einreiseerlaubnis verdanke, endlich Stefan Zweig, der damals in Paris weilte, niemanden in der neuen Fremde. Obwohl ich in der Schule und privat das Englische erlernt und sogar einige geliebte Gedichte von Milton, Blake, Keats, Shelley und jüngeren Lyrikern übersetzt hatte, sprach ich doch ungelentk, und die Redensarten des Alltags mangelten meinem geringen Wissen. Meine verbliebene Barschaft bestand aus fünf Pfund, und wenn nach drei Wochen meine Mutter und meine Schwester nachkommen würden, mochten auch sie keinen höheren Betrag bei sich haben. Diese und andere sorgenden Gedanken verscheuchte das Erlebnis des Erstmaligen, das jede Reise so reizvoll macht. Ich fühlte, dass ein oberer Beistand mich stützen werde, wie ja die zufällige Begegnung mit jener deutschen Künstlerin in meiner römischen Pension einzig als eine mir zugesendete gedeutet werden konnte.

Inzwischen war der Aeroplan in Croydon gelandet. Das Verhör durch einen freundlichen Beamten bestand ich leicht. Überhaupt war jeder, an den ich gewiesen wurde, der Arzt, der Polizist, der Gepäckträger, freundlich, und ich entsann mich der Stelle eines Briefes von Raoul H. France an mich, darin er mich glücklich pries, in England leben zu dürfen. «Denn dort», schrieb er, «werden Sie erst sehen, was Kultur ist.» Als ich in der Zeit des Krieges der hohen Stimme der Königin im Radio zuhörte, ergriff mich der unvergessliche Satz: *We fight for kindness (Wir kämpfen für die Erhaltung der Freundlichkeit auf Erden)*.

Eine englische Lehrerin, Miss Freeth, hatte sich auf die Bitte unserer gemeinsamen deutschen Freundin hin erboten, mich für so lange als Gast zu beherbergen, bis meine Mutter und meine Schwester in London eingetroffen seien. Sie und eine andere englische Dame, Miss Brown, hatten überdies die Garantie für die Meinen aufgebracht. Unbekannte Freundschaft erwartete mich also längst in dem fremden Lande. Von Croydon führte ein Autobus die Reisenden zum Victoriabahnhof. Es erstaunte mich, die Weltstadt grösstenteils aus niederen, meist zweistöckigen Häusern bestehen zu sehen. Da ich mich nicht zurecht fand, mietete ich ein Taxi, um zu dem Haus Miss Freeths zu gelangen, das zum Glück nicht weit entfernt lag. Mit meinen Koffern stieg ich aus, läutete an, und eine gütig blickende, jüngere Dame, von der ich und die von mir kaum etwas wusste, trat lächelnd hervor und hiess mich willkommen. Sie hatte bloss zwei Zimmer, deren eines sie mir anheimgab; und zum Frühstück und Abendessen war ich für den ganzen Aufenthalt eingeladen.

Dieses war mein erstes Erlebnis der grosszügigen Hilfsbereitschaft englischer Menschen. Nicht allzu leicht fiel es, der Nehmende sein und bleiben zu müssen. Allein die Weise, in der gegeben wurde, machte es eben leicht. Möge dies die Gelegenheit erneuern, dem englischen Dichter Hermon Ould, der den PEN-Club als ständiger Sekretär seit zwanzig Jahren verwaltet, noch einmal für das wahrhaft unerschöpfliche Füllhorn zu danken, aus dem der Uermüdliche so vielen meiner Schicksalsgenossen gespendet hat. Ohne ihn, Miss Janet Chance und die edle Gemeinschaft der Quäker

hätte ich nicht fortbestehen können noch auch die Gastfreundschaft in Englands schönster Landschaft, dem an unser Salzkammergut einigermassen erinnernden gebirgigen Seengebiet, erfahren, das vor hundert Jahren durch die Dichter Wordsworth, Coleridge und Arnold geweiht worden war. Allerdings mussten wir oft von Ort zu Ort ziehen, und manches liess sich schwer, auch hart, an, besonders für eine so sehr alte Frau wie meine Mutter. Es wurde aber so gebedeutend und so schonungsvoll für uns gesorgt, dass Ratlosigkeit und Verwirrung nie überwogen; ja in dem entlegenen Dorf Finsthwaite, darin wir ein einfaches Cottage fast ein Jahr hindurch bewohnten, nahmen die Bauern das Opfer auf sich, den Hauszins aufzubringen, und der Pfarrer des Ortes, Mr. Gregory, die im Helfen erfinderische Lady L. und ein Komitee stifteten die Mittel zu unserem Unterhalt. Damals durfte ich noch nichts verdienen, es sei denn eine Kleinigkeit durch Privatstunden. Als ich im ersten Kriegsjahr interniert wurde, war nichts von einer härteren Behandlung durch das Militär spürbar. Das vielfach erzieherische, immer noch durch Erinnerung und Freundschaft fortwirkende Leben im Lager werde ich einmal zu schildern haben. Viel bedeuteten damals eine Kamille oder Schafgarbe, der Blick über den Stacheldraht auf ein Ackerfeld, die grossen, roten Meerwolken abends.

Hier breche ich den persönlichen Bericht ab, um ein Allgemeineres zu betrachten. So erfüllt ist ja das Erlebnis England, dass nur einiges angedeutet werden kann. Nicht allein erweist sich fast jeder Wesenszug anders als auf dem Kontinent – von dem Glanz auf den kalkarmen Flüssen und der Hochgewachsenheit der in der feuchten Luft freudig gedeihenden Buchen bis zu den Gepflogenheiten der Menschen in dem genau geregelten Alltag –, sondern es stellt sich auch gar nicht wenig als geradezu gegenteilig heraus, so dass der Fremde Fehler über Fehler begeht, und immer noch fürchte ich, mich etlicher schuldig zu machen. In England habe ich zuerst erfasst, was Welthaftigkeit ist und wie sie sich mit der Entschiedenheit der einzelnen Existenz vereinbart. Sie gelten für kalt, die Briten, scheinen es aber nur und wollen, dass es so scheine. Ihre Vorzüge verbergen sie wie ihre Leiden. Sie halten das Mass, die Stille, die reine

Figur ein. Novalis, der ihr Land nie betreten, schrieb das bezeichnende Wort: «Jeder Engländer ist eine Insel.» Dennoch waltet um diese kleine Insel wie um ihre Menschen unsichtbar das Weltreich mit, und viel bedeutet, scheint und fordert das Meer.

Der zweite grosse Eindruck auf mich war und ist: Inne zu werden, wie eine Nation als Gesamtes eine moralische Einheit vorzustellen vermag. In keinem anderen Volk habe ich einen solchen sittlichen Hochstand angetroffen wie in dem Grossbritanniens. Das Gefühl der Unsicherheit, das uns überall anderswo leicht genug anwandelt, käme niemandem hier in den Sinn. Wohl bestehen Unterschiede zwischen den Ständen, sie äussern sich indes in den Lebensbedingungen kaum. Allen eignet die nämliche Achtung vor der Würde des Menschen als des Ebenbilds Gottes und wo die Religion minder stark bindet, übernimmt das ethische Prinzip einen Teil ihrer Mission. Das ist nicht ein Verdienst oder Ergebnis des sogenannten Fortschritts unseres Zeitalters. Der Historiker, der die englische Revolution des siebzehnten Jahrhunderts mit den späteren französischen, russischen und deutschen Umstürzen vergliche, würde die natürlich christliche Beschaffenheit der Seele Englands an sehr vielen Zügen nachweisen können. Jener mittelalterliche Papst, der die Angeln so hoch lobte, dass er meinte, man sollte sie Engel nennen, sprach aus, was mancher von den Verbannten, wie meine Schwester, in den schönsten Augenblicken gerührter Dankbarkeit empfand. Selbstverständlich muss hier wie überall die Gegenkraft auch an den Tag treten, die uns am Menschen erschreckt; das Böse, dem Shakespeare, Milton, Hogarth, Emily Bronte so unmittelbar, ohne Wunsch nach Rechtfertigung oder Beschönigung, ins Auge blickten wie selbst Dostojewskij, hat die gewaltigen Masse des Widersachers, selten die niedrigen des Nutzniessers.

Wie die Sprache Englands die reichste Europas ist, weil vier Quellen, die keltische, die lateinische, die französische und die germanische zu ihr zusammengeströmt sind, weshalb es nirgendwo so zahlreiche Synonyme gibt, bildet die heute scheinbar einheitliche britische Nation eine Summe niemals auszugleichender Verschiedenheiten ihrer Stämme. Die Eroberungen durch Römer, Angelsachsen, Skandinavier,

Normannen, die alle diese Völker mit den ursprünglichen keltischen, vorkeltischen, sogar mittelmeerischen Insassen vermählten, erhellen das unergründbare Phänomen Shakespeares. Spätere Dichter mögen mit einer bestimmten Sonderheit ihres Ursprungs erklärt werden. Er allein nahm sämtliche Strömungen und Rinnsale in seinen Blutkreislauf auf, und ein für allemal, so dass ihm, als er, wenig über fünfzig Jahre alt, in die Erde seiner Heimat zurücksank, gleich Rittern, die mit ihren Waffen bestattet wurden, die Genien seiner Ahnenschaften in seine Gruft hinab folgten.

Obschon ich manche der Dichter Englands und Schottlands kannte; hatte ich sie wirklich begriffen? Shakespeare war mir vertraut, ich ahnte Milton, fühlte Keats, auch Shelley, von ferne; nun aber ist mein innerer poetischer Besitz um Herrliches bereichert. Die Lyrik von Francis Thompson und Gerard Manley Hopkins, der dämonische Roman Emily Brontes Wuthering Heights, die Essays von Virginia Woolf; was habe ich nicht ihrer Lesung für immer zu danken! Und wie erhebend ist es, mitzuerleben, dass nach jahrhundertelangem Schlaf Englands Musik, die Shakespeare feierte, die Purcell vollendete und Haendel glorreich übertraf, heute neu erwacht und in dem jungen Benjamin Britten so hell aufleuchtet, dass die Besorgnis vor einem jähen Erlöschen sie wie mit Händen umhengen möchte.

Was rühme ich noch? Die Kathedralen, unter denen ich die Priory des Dorfes Cartmel, wo wir zweimal wohnten und am glücklichsten waren, vor allem liebe? Die Schöpfungen der Maler, Blakes schlangenumwundenen Adam, die treuen, heuduftenden Landschaften Constables, Turners Sonnentrunkenheit (und doch nahm er den Nebel seines Landes nach Venedig mit), Rossettis Beata Beatrix, sein einziges Bild, das von unsterblichem Licht beseelt wird? Ich preise das milde Grün der Weiden und Anger, das sogar die Städte nicht verlässt: denn welche wäre grüner als das parkreiche London? Rasengevierte überraschen den Spaziergänger am schönsten in dem noch mittelalterlichen, lieblichen Cambridge. Und die Bäume, so hoch, so weitverästelt, so glücklich habe ich sie auch nicht in Frankreich gefunden wie in dieser Westluft, die vom Atlantik herweht, und im lauen Anhauch des Golfstroms, der sogar südliche Pflanzen treiben

und fruchten lässt. Selbst der Wein gedeiht an südseitigen Hausfronten, die Feige freilich reift nicht zur Süsse, doch lebt sie im Innern Londons vor der Nationalgalerie, als wollte sie Italiens Bilder vorverkünden, und die Zeder segnet alerenden die Menschen auf ihren Gartengängen; ja, auch die Araukarie verbreitet ihr fremdes, dunkles Grün bis in den Norden hinauf, und dass der Lorbeer neben der Eiche steht, wer wollte sich im Lande Shakespeares darüber wundern?

Ich bin Lehrer in Abendklassen für Erwachsene. Der zweistündige Unterricht schliesst auch Diskussionen in sich. Jederzeit kann der Vortragende von Seiten der Hörschaft unterbrochen werden, und dann wird erörtert, was für strittig erachtet wurde. Diese Auseinandersetzungen haben mich stets besser darüber belehrt, wie man Meinungen aufstellen, austauschen und ablehnen kann, ohne darum einander persönlich zu zürnen; wie, falls sie gegensätzlich bleiben müssen, ein Wort des Humors jede Schwierigkeit aufhebt. Dies dünkt mich das erste, was wir von den Engländern zu lernen haben. Es ist nicht bloss Toleranz, sondern ein profundes und schwereloses Wissen um die Aufhebbarkeit alles Menschlichen, auch des Lebens, an dem wir so sehr hängen. Die wesentliche englische Weisheit rät: das Haus zu lieben, zu betreuen, zu mehren und es doch lassen zu können, als ob es ein Zelt wäre; im Leben zu wohnen, sich in ihm auf ein hohes Alter hin einzurichten und gleichwohl nicht zu fürchten, es für ein jenseitiges aufzugeben. Die Einsicht in diese ruhige, nicht das Leid, aber den fruchtlosen Kummer um Unabwendbares scheuende Haltung hat Max Weber in dem berühmten Satz ausgedrückt: «Die Engländer leben in einer innerweltlichen Askese.» Darum erringt der I'od keinen Sieg auf Prosperos Insel. Und das macht das Leben auf ihr so klar, so fest und unbeirrbar.

Vor einiger Zeit führte mich Alfons Petzolds Freundin, die Violinspielerin Marjorie Gunn, im Auto zu ihrer auf dem Land gelegenen Schule, darin die Kinder nicht nur lernen, sondern auch gemeinsam leben. Als wir über London hinausgelangt waren, erfreute uns der Anblick eines weiteren, höheren Himmels. Mit einemmal gewahrte ich in ihm zwischen Wolken jenes wundersame Blau wieder, das ich vor

sieben Jahren das keltische genannt hatte. Was bedeutete seine späte Wiederkehr? fragte ich mich. Etwa dieses, dass ein Lebenskreis sich schliessen will? Die Schulgebäude kamen in Sicht, und überrascht fühlte ich mich von den schönen Rundbogengängen an Lauben und Kirchen und Friedhöfen in Südtirol erinnert. Mädchen wandelten unter ihnen, traten aus ihnen hervor und schwanden in das dunkle Innere ein. Die Lehrerinnen waren fast alle in Österreich gewesen: Innsbruck und Salzburg wurden im Gespräch immer wieder dankbar erwähnt. Und als, nach dem Mahl in dem edlen, an das Stift Seckau gemahnenden Refektorium die Freundin, ein grossherzig freier Mensch, voll jenes Starkmuts, an den Goethe gedacht haben mag, wenn er von dem «Christentum der Tat» redete, das von ihr geschaffene Orchester der Schülerinnen dirigierte und, wie für mich allein, Mozarts Musik erklang, vermeinte ich zu ahnen, was jenes Blau im allumwölbenden Himmel mir Verbanntem heimlich verkündigt hatte.

FRIEDRICH TORBERG:
DIE TANTE JOLESCH

oder

Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten

In den Vereinigten Staaten wandelte sich der Emigrant zum Immigranten, der Umherirrende zum Einwanderer, der Flüchtling zum gleichberechtigten Bürger. Inwieweit das mit einem inneren Wandel verbunden war, ist hier schon aus Raum- und Strukturgründen nicht zu untersuchen, ganz abgesehen davon, dass eine solche Untersuchung sich auf die müßige Frage zuspitzen müsste, ob all diese deutschen, österreichischen, tschechoslowakischen und sonstigen von Hitler nach Amerika genötigten Europäer auch ohne Nötigung zu Amerikanern geworden wären. Sie sind's geworden, und damit gut. Aber sie sind, ob sie wollten oder nicht – und viele, das muss redlicher Weise gesagt sein, wollten *nicht* –, in einem je nachdem überdeckten oder offenen Teil ihres Wesens die Europäer geblieben, die sie ursprünglich waren.

Der mir gewohnte Umgang aus der Sparte «Kunst und Kultur» gab sich keine Mühe, seinen europäischen Wesensanteil, der bei den meisten das ganze Wesen ausmachte, zu verbergen. Wer solche Mühe für angezeigt hielt, gehörte zu einer im Grunde ebenso abstossenden (und pünktlich abgestossenen) Randschicht wie jene, die an Amerika kein gutes Haar liessen. In der Mitte lag zwar nicht die Wahrheit, aber doch die Ehrlichkeit, und in der Mitte des Hollywooder Emigrantenviertels lag das von Emst und Anuschka Deutsch bewohnte Haus, das sich – mangels anderer geeigneter Lokalitäten – alsbald zum abendlichen Treffpunkt der nicht unbedingt Assimilationswilligen entwickelte und kurzweg «Festung Europa» genannt wurde. Dort sassen sie beisammen, Schauspieler und Schriftsteller und Regisseure, lauter einstmals Erfolgreiche, deren Beruf mehr oder weniger mit ihrer Muttersprache identisch war und die sich in der neuen Umgebung nicht so geschwind zurechtfinden oder gar durch-

setzen konnten, die ihren Namen, wenn ab und zu eine berufliche Chance sich bot, dem Interessenten erst buchstabieren mussten («How do you spell it?») lautete die unvermeidliche, die erniedrigende, die inbrünstig gehasste Frage) – dort, in der «Festung Europa», drohte nichts dergleichen, dort wusste man, wer ein jeder war, wusste es so genau, dass man's einander schon wieder missgönnte wie in den alten Tagen, und sogar das trug zum Behagen bei. Die Gespräche drehten sich um Beschäftigung und Betrieb, um Erlebnisse mit Agenten und Produzenten, um gute und schlechte Erfahrungen mit glücklicheren oder schon von früher her arrivierten Landsleuten, und natürlich auch um die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen, über deren europäischen Teil von Presse und Radio äusserst mangelhaft berichtet wurde, weil für die Bewohner der Westküste schon aus geographischen Gründen vor allem die japanische Front und die Aktionen des dort kommandierenden Generals MacArthur wichtig waren. In den Nachrichtensendungen des Rundfunks wurde Europa mit ein paar raschen Einleitungssätzen abgetan, die übrige Sendezeit gehörte den Meldungen aus dem Hauptquartier MacArthurs, die nun wieder uns Europäern minder wichtig erschienen. «Wenn ich nur ‚Mac‘ hör, dreh ich schon ab» sagte Gisela Werbezirk, die für Hollywood, auf eine Wiener Gartenvorstadt anspielend, die geringschätzig Bezeichnung «Purkersdorf mit Palmen» geprägt hatte und die – aber da bedrängt mich schon wieder ein Schwall von Anekdoten, den ich nicht zu meistern vermöchte. Ich greife eine besonders aufschlussreiche heraus:

In der «Festung Europa» fand sich eines Abends auch Erwin Kaiser ein, der exzellente, zuletzt am Zürcher Schauspielhaus tätig gewesene Charakterdarsteller, der in Hollywood kaum beschäftigt wurde. Um so erstaunter war die Runde, als er sich bereits kurz nach elf verabschiedete (man blieb gewöhnlich bis in die frühen Morgenstunden).

Warum so eilig? wurde er gefragt.

Er müsse um sieben Uhr aufstehen, lautete die Antwort. Und was er dann täte?

«Ich bin verzweifelt», sagte Kaiser.

Von den ständigen Abenden in der «Festung Europa» unterschieden sich die sonntagnachmittäglichen Zusammen-

künfte bei Professor Hildesheimer, einem emeritierten deutschen Musikologen, vor allem durch das Alter ihrer Teilnehmer, die fast ausnahmslos auch unter normalen Umständen bereits im Ausgedinge gewesen wären. Ich bin nie in die Versuchung gekommen, aus meinen Erlebnissen in Hollywood ein Buch zu machen, aber ich hätte mir einen trefflichen Titel dafür gewusst: ‚Söhne, Witwen und Gespenster‘. Wenn man nämlich bei Hildesheimer oder auf ähnlich makabren Veranstaltungen einem Namen von europäischer Berühmtheit begegnete, handelte sich’s in neun von zehn Fällen entweder um den Sohn oder um die Witwe eines längst Verblichenen; war’s aber noch der Namensträger selbst, dann hatte man mit Sicherheit ein Gespenst vor sich.

Zu den vitalsten dieser Gespenster zählte der mehr als achtzigjährige Julius Komgold. Vater des erfolgreich in Hollywood tätigen Komponisten Erich Wolfgang Korngold und vor langen Jahren ein massgeblicher Wiener Musikkritiker. Über seine fachlichen Qualitäten steht mir so wenig ein Urteil zu wie über die musikalischen seines Sohnes, in dem ich jedenfalls eine temperamentvolle Künstlernatur und einen warmherzigen, hilfsbereiten Menschen schätzen lernte. Vater Korngold war schon seinerseits, als der achtjährige Wunderknabe Erich Wolfgang mit einer Ballett-Komposition debütierte, einigermaßen aufdringlich darauf bedacht, ihn zu fördern, wollte ihm diese überflüssig gewordene Förderung auch jetzt noch angedeihen lassen und hatte sich aus mir unerfindlichen Gründen in den Einfall verrannt, dass ich für seinen Sohn ein Opernlibretto schreiben müsse. Es störte ihn nicht, dass wir beide ein solches Unternehmen für völlig aussichtslos hielten, er liess sich von seinem Plan nicht abbringen und nützte meine Vorliebe für historische Anekdoten zu immer neuen Versuchen aus, mich ins Gespräch zu ziehen und meinen Widerstand zu brechen.

Wieder einmal fand im Hause Hildesheimer eine Gespensterjause statt. Ich war an diesem Sonntag zum Mittagessen bei Franz und Alma Werfel, meinen guten Freunden, den besten, die ich in Hollywood hatte (und deren Einwirkungen auf mich viel tiefer gingen, als ich’s hier auch nur andeuten kann). Am Nachmittag wollten wir dann gemeinsam zu Hildesheimer hinausfahren, aber da Werfel es vorzog, zu

Hause zu bleiben, fuhren nur Alma und ich. Als wir ankamen, herrschte der übliche Betrieb, man fühlte sich im Nu vom verstaubten Zauber einer musealen Vergangenheit umspinnen, die für diesen einen Nachmittag zu geisterhaftem Leben erwachte. Ernst Licho, einst Intendant des Dresdner Schauspielhauses, ärgerte sich gerade über seine Repertoirenöte im Kriegswinter 1916/17, als einer seiner Stars plötzlich einrücken musste, Gisela Werbezirk schimpfte auf Josef Jamo, weil er damals als Direktor des «Renaissancetheaters» eine ihr versprochene Hauptrolle mit Hansi Niese besetzt hatte, der alte Korngold zwickte die nicht viel jüngere Opernsängerin Vera Schwarz in die starrgepuderte Backe und fragte: «Wie geht's, schöne Frau?», liess sie jedoch gleich darauf stehen, kam auf mich zugestürzt und zog mich zum unausweichlichen Gespräch beiseite.

«Also horchen Sie zu das wird Sie interessieren!» begann er, lebhaft und eindringlich, wie's seine Art war, in pausenlos hervorgestossenen Satzketten, die er nur zum Atemholen unterbrach. «Das ist eine Geschichte für Sie, ich wollt sie Ihnen schon letztesmal erzählen aber Sie sind mir davongelaufen. Also passen Sie auf. Ich sitz nach der Premiere von ‚Rienzi‘ mit'n Hanslick im Café Michaelertor . . . kommt herein der Spitzer . . . setzt sich zu uns . . . sagt der Hanslick zum Spitzer . . . sagt der Spitzer zum Hanslick . . . haut der Hanslick auf'n Tisch und sagt . . .»

Was da gesagt worden ist, weiss ich nicht mehr. Ich hatte schon damals Mühe, es aufzufassen und zu behalten. Mich schwindelte. Das Café Michaelertor war um 1890 abgerissen worden – der Musikkritiker Eduard Hanslick war als schärfster Bekämpfer Richard Wagners längst in die Geschichte eingegangen – Daniel Spitzer, dessen satirische ‚Wiener Spaziergänge‘ in sieben Bänden vorlagen, wurde von der Literaturwissenschaft als Vorgänger von Karl Kraus und Alfred Polgar betrachtet – und da sitzt jetzt einer neben mir und spricht von den beiden, als ob er sie erst gestern im Café Michaelertor getroffen hätte . . .

Ein wenig betäubt stand ich auf. Ich musste diese Geschichte loswerden, sofort. Zum Glück sah ich Alma in der Nähe sitzen, taumelte zu ihr hinüber und erzählte ihr Wort für Wort, was soeben auf mich eingedrungen war.

Alma Mahler-Werfel – ihrerseits, wie vielleicht ergänzt werden muss, eine überzeugte Wagnerianerin – hörte mir aufmerksam zu.

«Na ja», resümierte sie, als ich fertig war. «Hat halt der Hanslick einmal recht gehabt.»

Dann zuckte sie die Achseln. Sie hatte sich die Geschichte auf den Inhalt hin angehört. Weiter war ihr nichts aufgefallen.

Die Emigrationszeit hat mir zumal in ihrer kalifornischen Phase eine Reihe von persönlichen Begegnungen beschert, die mir andernfalls vielleicht nicht zuteil geworden wären und gewiss nicht in so bereichernder Fülle. Manche von ihnen – mit Igor Strawinsky und Darius Milhaud, mit Bruno Walter und Max Reinhardt – verdanke ich meiner Beziehung zu Franz Werfel und seiner Alma. Manche – mit Hermann Broch und Erich Maria Remarque, mit Marlene Dietrich und Fritzi Massary – waren schon von Europa her vorgebaut und haben sich in der Emigration weiterentwickelt, diese und jene bis zur Freundschaft. Sie alle aber, und ein paar andere dazu, sind mir wertvoll genug, um mich eine Gelegenheit herbeiwünschen zu lassen, die sich zu besserer Berichterstattung eignet.

Nur auf eine einzige Begegnung und Bereicherung möchte ich noch hier zu sprechen kommen: ich habe in Hollywood Arnold Schönberg kennengelernt. Und an wieviele bedeutende oder geniale Zeitgenossen ich im Leben herangekommen sein mag, damals, vorher und nachher –: keiner von ihnen hat mir so bezwingend und beglückend das Gefühl vermittelt, dass ich's mit einem Genie zu tun habe. Ich wüsste das nicht zu begründen, schon deshalb nicht, weil mir zum Schaffen Arnold Schönbergs nur ein dürftiger und umwegiger Zutritt gewährt ist. Der Umweg erfolgt über die Literatur, also über ein rational fassbares Gebiet, auf dem Schönberg sich ganz ungleich besser auskannte als ich auf dem musikalischen; im Übrigen wird uns wohl auch das gleichgestimmte Andenken an Karl Kraus die gegenseitige Verständigung erleichtert haben.

Sie war vom ersten Augenblick an gegeben, schon als Schönberg sich nach gemeinsamen Bekannten erkundigte, und als ich auf seine Frage: «Was macht denn der Kisch?»

die Antwort riskierte: «Für den denkt Stalin», womit ich einen (dem Leser erinnerlichen?) Ausspruch Kischs wiedergab, von dem Schönberg nichts wusste, den er aber intuitiv durchschaute: «Das könnte ihm so passen», sagte er.

Derlei knappe, für den Betroffenen zumeist ruinöse Bemerkungen waren Schönbergs Stärke. Sie hatten – auch in der Art, wie er sie hervorstiess – etwas von einem zielsicheren Pistolenschuss an sich, sein scharf geschnittenes, wunderschön durchgeistigtes Gesicht verzog sich dabei zu einer halb galligen, halb zwinkernden Grimasse, dann kam noch eine spitze Handbewegung nachgestochen, und damit war die Hinrichtung beendet.

«Sie gehen heute Abend zum Bruno Walter?» fragte er mich, als Walter mit den Los Angeles Philharmonikern ein betont klassisches Konzert dirigierte. «Was hat er denn auf dem Programm?»

Ich wusste nur von der Ersten Beethoven.

, Ja?» stach Schönberg los. «Ist er schon so weit?»

Oder als einmal auf Puccini die Rede kam:

«Puccini? Das ist doch der, der dem Lehar alles vorge-
öffnet hat?»

Wenn ich den entscheidenden Eindruck nennen sollte, der meiner Verehrung für Arnold Schönberg zugrunde liegt, dann würde ich seine grandiose, seine metallisch unzerstörbare Kompromisslosigkeit nennen. Er machte ihr und sich nicht die geringste Konzession, er liess sich durch nichts, auch nicht durch seine materielle Notlage, zur geringsten Nachgiebigkeit bestimmen. Von den vielen Beispielen, die es dafür gibt, folgt hier das imposanteste:

Einflussreiche Freunde hatten den legendären Chef der Metro-Goldwyn, den alten Louis B. Mayer, nicht ohne Mühe davon überzeugt, dass Schönberg der grösste Komponist der Gegenwart sei, noch grösser als George Gershwin oder Rodgers & Hammerstein, und dass die Metro-Goldwyn als grösste Filmgesellschaft der Welt unter keinen Umständen versäumen dürfe, sich von Schönberg die Hintergrundmusik ihres nächsten Grossfilms komponieren zu lassen. Das Traumengagement kam zustande, und Louis B. Mayer sagte sich, dass man einen so berühmten Mann, wenn man ihn schon unter Vertrag nahm, auch persönlich empfangen müsse – wie er

das mit berühmten Männern immer zu tun pflegte. Er hatte sich für solche Fälle ein bestimmtes Zeremoniell nebst einigen unverbindlich schmeichelnden Begrüßungsworten zurechtgelegt, und als der grösste Komponist der Gegenwart bei ihm erschien, erhob sich der grösste Filmproduzent der Gegenwart, kam hinter seinem Schreibtisch hervor, ging dem Eintretenden entgegen und hielt ihm beide Hände hin:

«I'm happy to meet you, Mr. Schönberg», sagte er. «I'm a great admirer of your lovely music.»

Schönberg zuckte zusammen und liess die ihm hingehaltenen Hände in der Luft baumeln:

«My music isn't lovely», stiess er schmallippig hervor. Dann machte er kehrt und ging. Das Engagement, das seine Existenzsorgen behoben hätte, war geplatzt.

Wer von einem schöpferischen Genie Kenntnis hat, dem unter ähnlichen Umständen ein ähnliches Verhalten zuzutrauen wäre, möge sich melden.

HANS FLESCH-BRUNNINGEN: DIE FRUMM

Familie Boltzmayer

Der Grossvater war aus Deutschland gekommen, das Unternehmen blühte von Anfang an; trotzdem war die Familie in der Stadt allgemein unbeliebt. Die Knopffabrik war krisenfest, sogar in der Depression. Der Junior-Chef hiess noch Walter, sprach – weil man so etwas in der Nachkriegszeit mied – aber kein Wort deutsch. Er heiratete eine Kanadierin aus einer ersten Unitarier-Familie, was seiner Integration in die Bierbrauerstämme von Milwaukee ebenfalls im Wege stand.

Aus dem Junior wurde bald ein Senior, denn Walters Vater starb an einem Herzschlag, die Aufregungen der Krise waren zu gross. Man hatte sich ausserdem beim Umbau der alten Germanenburg materiell übernommen: die an Stelle der traditionellen Paläste errichteten Bungalowsiedlungen versanken langsam unter dem Seeniveau. Schuld der Architekten? Damals war alles Schwindel. So waren die Boltzmayers zu allem auch noch aus den vordersten Reihen des Kapitalismus zurückgetreten, was ihrer Beliebtheit nicht förderlich war. Die junge Bosie sang und zwitscherte zwar durch das Haus, aber Walter B. wurde sehr bald zu einem frühen Sonderling, hasste seine Landsleute, las Kant und Goethe, lernte deutsch aus einer alten Grammatik und pflegte sein Hobby, das Sammeln und Studium von Landkarten aller Art.

Der Sohn wurde 1932 geboren und erhielt den Namen *Erasmus*, in *Eri* abgekürzt, in Wirklichkeit wurde er *Stutz* gerufen.

Mit den grossen Exemplaren war das Arbeitszimmer daheim tapeziert, es waren auch Exemplare in Merianscher Projektion dabei.

Im Büro durfte niemand etwas davon wissen, denn W. Boltzmayer hatte Angst vor seinen Angestellten.

Daran schloss sich die ganze Skala: von Atlanten der *Times* und Justus Perthes zu kleineren Stadtplänen, besonders beliebt solche aus alten Ausgaben des Baedekers, natürlich auch ganz Moderne mit abweichender Höhenschraffierung.

Walter Boltzmayer sprach leise und liebevoll zu seiner Familie, obwohl er im Grunde genommen mit ihr nicht viel anzufangen wusste; kalt und gebieterisch benahm er sich nur vor seinen Karten und Plänen. Er war ein langer, ein wenig überhängender Mensch, einem gutmütigen Raubvogel gleichend. Dieser Eindruck entstand durch den Umstand, dass er seinen Mantel oder Überrock, sogar seinen Pelz niemals über die Ärmel zog, sondern stets nur umhing, als wolle er bloss ganz kurz über die Strasse oder im alten Bürohaus irgendwohin, in eine Registratur oder aufs Klosett. Dabei waren W. Boltzmayers zweites Hobby seine ausgedehnten Spaziergänge, vor allem am Seeufer des Michigan, soweit man dort überhaupt noch gehen konnte.

Bosie, seine Frau, war klein, rosig, herzig, froh, wurde nur selten von den Melancholieanfällen aller Schwarzhaarigen in einer blonden Umgebung heimgesucht. Sie zwitscherte und glaubte an die Güte der Menschen. Vor allem Deutschen hatte sie Angst, ohne gleichzeitig auch auf diesem Gebiet ihrer masslosen Neugierde Einhalt gebieten zu können.

Stutz, der Sohn, war vom ersten Augenblick an aus der Art geschlagen, der Art der Eltern und Vorfahren. Er war ein vorzeitiges Exemplar jener Rasse kosmischer Rotzbuben, die überall auf Erden den Untergang sinnvoll, planlos, spielerisch und ernsthaft zustande zu bringen versuchen, wie immer man sie nenne: Beatniks, Hippies, Yippies oder wie sonst. Er gehorchte nie, stellte sich, als verstehe er keine Sprache, hatte eine rötliche Farbe der Haut, verquerstehende Augen, quälte Tiere und Menschen, war blitzgescheit und verachtete seine Eltern.

Aber schön war er; auf seine Art.

Es ist dem späteren Colonel Boltzmayer hoch anzurechnen, dass er bei seiner grossen Deutschen-Liebe auf den sich besonders im Ausland so verführerisch präsentierenden Quatsch von Nazismus niemals hereingefallen ist. In dem seit undenklichen Zeiten besiedelten, beherrschten und

emporgebrachten Staat Wisconsin ist es natürlich nicht zu verwundern, dass die Stimmung für Roosevelt und den Kriegseintritt gegen Hitler nicht eben hohe Wellen schlug. Wer musste, ging: Walter Boltzmayer war einer der wenigen, die sich freiwillig zum *draft* nach Übersee, und zwar Europa, meldeten.

Bosie und der älteste Prokurist übernahmen die Leitung der Fabrik, Walter zog zu Feld, um Kant und Goethe, vor allem die von ihm so verehrte Weimarer Republik der Freiheit aus den Krallen des Satans zu reissen, denn so überschwenglich und pathetisch dachte er damals, als er sich mit dem Rang eines Oberleutnants nach England einschiffte. Viele seiner kleineren Landkarten nahm er mit.

Aus unerfindlichen Gründen sagte ihm die englische Szene nicht sehr zu, wenn ihm auch in dem kleinen Dorf, wo er ein Detachement Telephonisten kommandierte, grosse Ehren seitens einer technisch zurückgebliebenen Bevölkerung zuteil wurden; vielleicht mochte er die Pauschalablehnung alles Deutschen durch die ungebildeten Jokeln nicht leiden. Einige Tage nach dem sogenannten *D-Day* nach Frankreich transferiert, wegen fortgeschrittenen Alters vom Frontdienst der ersten Linie befreit, fand er sich schliesslich an der Spitze eines ad hoc zusammengestellten Detachements in halber Bataillonsstärke, Diener, Pferdewärter, Chauffeure, Köche für die höheren Stäbe, dazu noch Mechaniker aller Art für die Panzertruppe.

Wie sehr auch diese Leute zusammengewürfelt, disziplinos und manchmal sogar marodierend waren, Boltzmayer kam mit ihnen vorzüglich zurecht, weil gerade diese militärisch-zivilistischen Laster und Tugenden seine Eitelkeit und Neugierde zur Leistung, sogar zu einer befehlshaberischen herausforderten.

Diese Truppe, dem Armeeverband direkt unterstellt, wurde in oft hastigem, dann wieder ungeheuer verlangsamttem Tempo hinter der Linie nachgezogen.

Boltzmayer fühlte sich hier wohl. Er war ein Idealist.

Als dann der Armee Rundstedt mitten im schneereichen Winter 1944/45 ihr kurzfristiger Durchbruch gelang, kam die grosse Prüfung im Leben des Kartensammlers. Um den Ort Bastogne hatten sich die Amerikaner bekanntlich einge-

igelt und hielten in altmodischem Bodenkampf, ohne Luftunterstützung und -angriffen, da Nebelwetter herrschte, altmodisch den Vorstoss und das Weltgeschehen auf. Das geschah nicht ohne rasch befohlene Eingriffe aller, aber wirklich schon aller Reserve-, Maroden- und Hilfsdetachements. Auch die Köche Walters mussten heran.

Sie kämpften mit dem, was sie hatten, als seien sie zur Schlacht von Waterloo zu spät gekommen. Auch Tranchiermesser fanden Verwendung. Eine nicht zu Unrecht *blutiges Ringen* genannte taktische Auseinandersetzung ist von allen lokalen Blättern zwischen Schelde und Mississippi bezeugt und überliefert.

Boltzmayer, der während der Kampfhandlungen tatsächlich mehrere Male den Inhalt seines Armeerevolvers in Körper und Köpfe seiner von ihm so verehrten Deutschen entleert hatte, wurde zum Lohn aussertourlich zum Titular-Obristen befördert, hing viele Monate dementsprechend beschäftigungslos herum, bekam jedoch schliesslich, bald nach dem Waffenstillstand, einen Dauerposten in der schönen Wienerstadt. Seine Familie folgte ihm im März 1946.

Das Haus lag in einer Mulde, unweit der Schafbergsiedlung, dort, wo der Hang nach Südwesten wieder steil abwärts führte. Es bestand nur aus einem Stockwerk, war klein, aber mit allem modernen Komfort eingerichtet, nichts fehlte, nicht einmal die hier sogenannte *amerikanische* Küche. Auch eine Garage war da, aber noch kein Wagen.

Wochenlang beschränkte sich Walter auf seinen Dienst (in dem amerikanischen Element der Kontrollkommission in der Josefstadt) und auf kleine Entdeckungsfahrten im Haus und um das Haus. Hier konnte Walters topographische Leidenschaft kleine Triumphe feiern. Weiter wagte er sich nicht hinaus.

Aus zwei Gründen: erstens wollte Walter Boltzmayer einmal noch rasch seinen Wiener Dialekt aufbügeln. Und zweitens fehlte es ihm leider für grössere Entdeckungsfahrten – ausser an dem Fahrzeug – auch an Kartenmaterial, was für ihn viel wichtiger war. Der Herr Oberst verfügte wohl über einen ihm zugeteilten *Burschen*, der jedoch ein zwar wunderschöner, aber aufsässiger Schwarzer aus Südkalifornien war, immer fror und oft krank war.

Die Vormieter des Hauses – ursprünglich jüdischer, von den Nazis beschlagnahmter Besitz – war eine Berliner Familie mit Doppelwohnsitz gewesen, offenbar Lokalpatrioten, denn über dem Schreibtisch im Kinderzimmer war ein kleiner Stadtplan von Berlin angebracht. Die Beschriftung des Stadtnamens war allerdings getilgt und darüber mit dicken Buchstaben der Name *Wien* eingeschrieben, in untilgbarer blauer Tinte.

Gierig hatte sich der Colonel, den Irrtum wegen Unkenntnis der wahren Lage nicht erkennend, darauf gestürzt und den Stadtplan seiner eigenen Sammlung auf dem Schreibtisch einverleibt.

Ereignislos verliefen die Wochen bis zur Ankunft von Bosie und Stutz, der, jetzt fünfzehnjährig, in der Ausländerschule, die er in Döbling frequentierte, wegen seines kurzgeschneittenen Haares ganz allgemein so gerufen wurde, von Eri keine Rede mehr. Stutz blieb. Nach der Ankunft aber kam es Schlag auf Schlag, wie bei Bastogne. Gleich am nächsten Tag war der schwarze Uniformierte nirgends zu finden; wie sich bald herausstellte, war er desertiert und hatte sich über die Demarkationslinie nach Ungarn abgesetzt. Am Mittwoch darauf war Schulbeginn für Stutz. Donnerstag verbrannte im grossen verwilderten Garten hinter dem Haus ein riesiger Holzstoss – Stroh, Heu, abgeschnittene Äste – es konnte nur Brandstiftung sein, die Aufregung war gross, aus der Nachbarschaft kam man mit Wasserkübeln, aber es brannte weiter, bis die Feuerwehr des XVI. Wiener Gemeindebezirkes anrückte und zwei Stunden lang den Garten und den Nachbargarten verwüstete. Kriecherische Ergebenheit unter den Anrainern und Diensttuenden wechselte mit unterdrückten Flüchen. Stutz gestand es später lachend ein, Papa tat ihm ebensowenig leid wie die trällernde Mutter, der bei dieser Gelegenheit rechtzeitig die Melodie des Feuerzaubers von dem typischen Deutschen Richard Wagner eingefallen war.

Freitag konnte sich Walter endlich den Dienstwagen aus der Garage abholen, einen Chevrolet, ohne Chauffeur natürlich, Dienstgrad zu niedrig. Er begab sich sofort auf eine kleine Aufklärungsfahrt durch die Hauptstadt; zum englischen Dinner (wegen Stutzens Schule), also gegen vier Uhr sollte er wieder daheim sein.

Er war es nicht. Denn er benützte den Stadtplan von Berlin für seine Rundtour durch Wien. Einige Abenteuer ergaben sich.

Unterstützt wurden die Irrtümer durch den winzigen Druck, der teilweise auf dieser Berliner Karte verwischt war, und durch den Umstand, dass der Colonel seine Lesebrille daheim vergessen hatte. Ferner ist zu bedenken, dass auch bei einem Amerikaner deutscher Abstammung das Wissen über Europa, insbesondere auf historisch-geographischem Gebiet in einem Zustand sich stets neu vermischender Gärung und Verwechslung begriffen ist; in Walters Hirn leuchteten Blickpunkte und Haltesignale auf: Unter den Linden, Stephansdom, Friedrichstrasse, Karlskirche, Hofburg, Schloss, Krolloper.

Unschwer konnte er die Ost-West-Achse Kaiserdamm-Bismarckstrasse (auf dem Plan) mit der Alserstrasse (in Wien) identifizieren, die Charlottenburger Oper war dann zweifellos das Bankvereinsgebäude. Boltzmayers Staunen wurde nur sogleich durch die Ansammlung von mittelgrossen Häusern in engen Gassen erregt, wie es in Wien der I. Bezirk darstellt, er suchte vergeblich danach auf seiner Berliner Karte und war erst zufrieden, als er endlich in dem Stadtpark jenseits der *Inneren Stadt*, den *Tiergarten* zu erkennen glaubte. Um der Realität seiner vorgedruckten Fata Morgana ganz sicher zu sein, neigte er sich aus seinem Führersitz, um einen vorüberschleudernden Halbwüchsigen mit Militärkappe andeutungsweise in gebrochenen Worten zu fragen, ob man dort rechts *Unter den Linden* finden könne.

Der jugoslawische Deserteur nützte die Chance, bat, mit Geste und Wort, als Beifahrer eingelassen zu werden und schwang sich, nach Knoblauch riechend und überhaupt verdächtig, neben den Colonel in den Chevrolet. Er dirigierte ihn zum Prater – ob er wirklich dort die *Linden* herzeigen zu können glaubte oder schon immer Böses plante, weiss man nicht. Boltzmayer sah die Brandstätte des eingeäscherten Wurstelpraters und empfand Schmerz ob so viel abgewürgten Frohsinns, nur um einige hundert Meter weiter von dem heimatlosen Kroaten mit einem Taschenfeitel bedroht zu werden. Der Angriff wurde durch einen in allen Ausbildungsstätten der USA gelehrt Judo-Griff im Nu

abgewehrt, der Mann sprang in der ersten günstigen Sekunde ab, und der grosse Wagen sauste in das Praterdickicht um das Lusthaus weiter.

Der Orientierungssinn an der Karte hatte längst versagt, die freie Phantasie begann – die Anblicke, Begriffe und eventuelle Antworten von angehaltenen Bevölkerungsangehörigen vermischend – ihr Spiel. Walters Stimmung schwankte zwischen Angst, Staunen und Erleichterung, besonders erleichtert war er darüber, dass die Menge der angeordneten Bomben- und Brandschäden denn doch nicht überall dem in den Zeitungen geschilderten Unheil entsprach. Vor der Tegetthoffsäule auf dem Praterstern hielt er an und fragte drei Frauen in Kopftüchern, ob das dort oben wohl Hindenburg sei. Darauf entstand ein lautes Geschrei, Hände wurden in Schrecken zum Himmel erhoben, auch zu Fäusten geballt. Diese Weiber, aus dem tiefsten Waldviertel, hatten Hindenburg mit Hitler verwechselt, den sie, auf Ehr' und Gewissen, wirklich immer gehasst hatten, und verschworen sich, hier in Austria gäbe es keine Nazis mehr, worauf sie eine drohende Haltung einnahmen. Colonel Boltzmayer fuhr rasch weiter.

Dann wich er von der breiten Praterstrasse ab, identifizierte den Donaukanal fälschlich als Spree und verlor sich in die Huren- und Elendsviertel bei der oberen Taborstrasse, deren Namen in ihm sogar den allertiefsten Zweifel an der endgültigen Identität dieser Stadt aufkommen liessen. Böh-misch?

Bald ging es nicht weiter. Hundekadaver, Handkarren, Brennholz, Trümmer und Stein versperrten die schmale Gasse. An Wenden war nicht zu denken. Bald wimmelte es. Zu des Colonels grenzenloser Verwirrung sprachen ihn zwei Halbwüchsige zu allem noch auf preussisch an, dazwischen erklangen tschechische Rufe, einer bettelte, der zweite drohte, der wieder wollte unbedingt in den Wagen hinein, doch diesmal war der Colonel gewitzt. Während er stand, kam es zu einem Gespräch, man verlor viel Zeit, endlich war man auch dieser Skylla entronnen. Nachdenklich und an den Rändern leicht verschmutzt, verspätet und enttäuscht fand er endlich den Weg zurück in den XVI. Wiener Gemeindebezirk, Ottakring, draussen, wo die Vögel wieder sangen.

Man war beunruhigt gewesen, Bosie sagte nichts, Stutz nahm das Abendessen auf seinem Zimmer ein, eine Straf-massnahme; der Colonel meinte abschliessend: *Die Wiener sind keine Deutschen. Sie nennen sich übrigens Weaner.* Es schien ihn nicht zu befriedigen.

Die Neugierde blieb, aber sonst verbreitete sich Enttäuschung. Ein gültiger Stadtplan wurde aufgetrieben, die Schwierigkeiten bestanden hauptsächlich in einem Fratemisierungsverbot, gegen das Walter B. auf keinen Fall verstoßen wollte. Der schwarze Diener blieb verschwunden. Bosie, die keine Gewissensbisse empfand wie ihr Gemahl, trieb in dem bereits geschilderten Treffen mit Angela endlich eine Art von Arbeitskraft für das Haus auf, die jedenfalls durch ihre blasse Anwesenheit für ein wenig Abwechslung sorgte, auch die Neugierde des ethnologisch wie kartographisch forschenden Obristengeistes befriedigte.

Für sie, Angela, war dies nochmals eine herrliche Zeit. Ihrem Gesang, dem ihrer Mutter vergleichbar, voll der Melodien aus den Waldviertler Wäldern und steirischen Büheln, gesellten sich die Hillie-Billies der ewig freundlichen und gut gelaunten Bosie Boltzmayer.

Denn zutraulich und vertrauensselig war sie, die kleine Kanadierin, geradezu seelenverwandt jener europagewandten Hilfskraft der Heeresgruppe Todt. Die konnte ihr alles erzählen, und sie glaubte es.

Sie sassen zusammen, allein im Hause, draussen war es Frühling. Das Radio spielte Wiener Lieder und Angela berichtete von norwegischen Fjorden und steirischen Strömen. Es war gemütlich.

Die Wiener Wesensart begann sich in jenen Monaten langsam Bahn zu schaffen in der schief gegangenen Weltgeschichte. Es wurde ganz kuschelig in dieser Ecke der Welt. Was darunter lag, blieb wieder einmal den meisten verborgen. Unerinnert. Die We-aner waren keine Deutschen.

Das Geschirr, das in der Küche abgetrocknet wurde, die Messer und die Gabeln und die Löffel, dazu die Gläser, machten alle winzige Geräusche, ein kaum hörbares Geklirr und Gesirr, das Wasser, das aus dem Hahn floss, brauste wie ein Niagara im Lande Liliput. Nach dem Schlachtengedonner waren die Taubenfüsse des Friedens gekommen. Des

Friedens? Mindestens machten die Menschen weniger Lärm.

Schliesslich sangen Bosie und Angela zweistimmig. Bosie begann Angela ihrerseits von den Städten und hohen Häusern Amerikas zu erzählen. Wenn Stutz eben Schule schwänzte, was recht häufig der Fall war, brachte er sein Photoalbum und zeigte Angela Bilder enormer amerikanischer Ereignisse.

Vögel flogen schwirrend über das Haus, zum Nisten war kein Platz. Die Blumen wurden von Angela gewartet, sie hatte auch freundliche Worte für jede Krähe und jeden Fliegerich. Die Ernährung war ihr zwar fremd, und es fehlte vieles, was sie wieder den Fremden zeigen konnte, Gulasch vermochte sie, richtig und ausgiebig mit Gewürzen ausgestattet, auf eine ganz und gar hinreissende Art zu erzeugen. Wie lange hatte sie doch ihre Gewürze entbehrt, bei den strengen und hungernden Deutschen! Wie schön war das alles für sie! Sie blieb manchmal stehen, den Teller in das Tellertuch eingeschlagen wie die abgeschlagene Hand eines Feindes, so verharrte sie, die blauen Augen unbeweglich, ihr starker Wille ruhte, und sie genoss leise das Leben.

Angela hatte bei der Gartenarbeit ein altes Parteiabzeichen gefunden und brachte es zu Bosie ins Haus. Es war ganz von Erde verschmutzt.

«I kenns», sagte sie. «Is von anem Herrn Ober-Sturm-bannführer. I mein nur.» Sie seufzte dazu vielleicht ganz leise. Bosie hielt ihr aus dem Stegreif, aber immer gut gelaunt, einen längeren Vortrag über die Scheusslichkeit der Nazis, über Auschwitz und Mauthausen. Angela antwortete gar nichts; nach einer längeren Pause: «I kann die Russen net leiden, Frau Exzellenz,» fügte sie hinzu, wieder nach einer Pause: «Kennen S' Juden?» Frau Oberst musste verneinen, sie kannte wirklich keine Juden, weder in den USA – noch hier? Aber Angela schwieg jetzt auch. Die Männer gehörten nicht so recht dazu. Stutz schloss sich durch sein wildes, fahriges, wüstes Wesen selbst von allen gemütlichen Beschäftigungen aus. Er konnte keine Sekunde stille stehen, dachte ununterbrochen an neue Streiche, sprang und rannte, raufte und prügelte sich mit seinen Mitschülern.

Seine Antipathie gegen seine engeren Landsleute auf der Schulbank war unüberwindlich, auch die Franzosen und Engländer konnte er nicht schmecken. Mit den Russen ging

es noch eher; am besten vertrug er sich mit den Ur-Wienern, grösstenteils mit den verkommenen Burschen auf der Strasse, die nichts hatten und auf Raubzüge ausgingen, um in den verschiedenen Verpflegungsstellen der Alliierten ihren Hunger zu stillen.

Dabei war Stutz ein brillanter Studiosus, lernte spielend, war frühreif in allem und jedem. In der Stadt und deren Umgebung fand er sich bald zurecht wie in Milwaukee; seine Verachtung für bürgerlich akzeptierte Werte wie Vermögen, Stellung und Lebensalter war nicht zu schildern. Viele seiner Streiche richteten sich, oft in Gesellschaft seiner abscheulichen Spiessgesellen aus Hernals und Ottakring, gegen einzeln wandelnde Damen reiferen Alters, gegen Herren mit kleinen Hunden, Greisinnen mit grösseren Einkaufstaschen, die ihnen von hinten weggerissen wurden, ihr Inhalt auf der Erde verstreut, die Hunde kamen mittels Leinenumschlingung auch öfters zu Schaden, ja zum Tode. Die älteren Damen lagen manchmal selbst in der Gosse und schnauften besorgnis-erregend.

Ein hübscher Bursch war er schon, der Stutz.

Zu Hause hatte er bald entdeckt, dass Angelas blaue Klein-Kalbsaugen bewundernd auf seinem Leibe lagen, wenn er, nur notdürftig bekleidet, auf dem Weg ins Badezimmer die Küche passierte. Auch hatte er herausgefunden, dass es durch eine sonderbare Kombination von Spiegeln und Zwischenfenstern Angela möglich war, ihn im Bade völlig nackt zu belauschen. Seitdem machte er sich einen Sport daraus, das arme Ding durch die Heraufbeschwörung von Erscheinungen der Vergangenheit in Fleisch und Blut geschlechtlich zu erregen und in Panik zu versetzen. Plötzlich erschien er vor ihr in irgendeinem Korridor völlig unbekleidet, sprang auf und ab wie ein Irrwisch einer besseren Welt, verschwand wieder, nachdem er der verzaubert gebannten sein Hinterteil entgegengestreckt hatte. Ja, er brachte es zustande, nach dem Bade die ganze Prozedur im Erektionszustand vorzuführen, ein Satyr vor einer ältlichen Bauerndirn.

So frühreif war unser Junge!

Der Colonel war weder dies noch jenes: verspätet war er, und wirklich reif würde er wohl kaum noch jemals werden. In der Ausbildung seines spinnigen Charakters war er

jedoch den Einwohnern der ehemaligen Kaiserstadt keineswegs unähnlich.

Wie die Wiener hielt sich auch Walter Boltzmayer abwechselnd für einen Gott (grösste Knopffabrik in Milwaukee!), aber abwechselnd für einen Teufel, wenn auch für einen armen und leicht lächerlichen – für einen Mann, der nicht einmal Wien und Berlin hatte auseinander halten können.

Ja, die erste negative Erfahrung bei der Rundfahrt mit der falsch beschrifteten Karte hatte sich tief in des Colonels Hirn gegraben und in ihm einen Haufen enigmatischer, peinlicher und qualvoller Gefühle ausgelöst. Wie konnte er nur?! Gerade auf seinem Lieblingsgebiet, mitten in seinem Hobby! Hatte es einer von den Wienern gemerkt? Und wenn schon! Was waren denn die? Ein Haufen von starrsinnigen, heuchlerischen, unbekehrten Nazis.

Ein Idealist, der sein Lehrgeld zahlte und zahlte – jeden Tag und jede Stunde. Immer fühlte sich der Colonel verfolgt, immer beleidigt und war dabei selbst zu einem Vorgesetzten geworden, der mit Tadel und Schärfe nicht sparte. Auch in dieser Hinsicht glich der Colonel aus Amerika seiner Wiener Umgebung und passte sich ihr immer mehr an.

So entstand aus Unsicherheit Angst, aus Angst wurde Misstrauen: im Misstrauen stürzten seine Träume ein und auch seine Autorität. Wie ein Geier hing der Colonel über seiner Familie – von ungesunder Gesichtsfarbe, mit stets schwächer werdender Sicht auf beiden Augen, mit den emporgezogenen Schultern, der Hakennase, den Mantel übergeworfen, als sei nicht einmal Krieg und Militär wert, ernst genommen zu werden – so hing er da wie ein römisches Feldzeichen, dieser trübe gewordene, unreife Raubvogel. Selbst Angela lachte ihn hinter dem Rücken aus, und Stutz bestahl ihn, wo er nur konnte. Seine Anbiederung an eine Idyllisierung des Kriegs und der Weltgeschichte überhaupt misslang ihm unter den Händen, denn immer, wann es am stillsten war im Haus, fiel ihm unwillkürlich die Episode mit einem besonders heimtückischen Nazi ein, einem erpressten Geständnis, einer Entführung über die Sektorengrenze.

Sehr selten setzte sich, spät am Abend, Bosie zu ihm und spielte ihm auf dem Banjo vor, wozu sie sich, je nach

Jahreszeit, ein Büscheri Veilchen oder eine kleine Rose in das an den Schläfen leicht ergrauende Haar gesteckt hatte. In jenen Tagen war es üblich, dass Bericht über Gewalttaten, begangen in einem der vier Sektoren von Wien, womöglich nicht in die Zeitung kamen, da jede der Besatzungsmächte das grösste Interesse daran hatte, nicht in einem Blatt der anderen Drei durch nicht ganz wahrheitsgetreue Darstellungen in den Augen der einheimischen Bevölkerung herabgesetzt oder verächtlich gemacht zu werden. Es war also keineswegs die Schuld der Boltzmayers, dass sie sich das plötzliche Ausbleiben ihrer munteren und sangesfrohen Hilfskraft nicht erklären konnten. Der Colonel bestand ausserdem darauf, man dürfe sich, als Bewohner von *God's Oum Country*, bei einer solchen Nachforschung nach Leben und Verbleiben einer Angehörigen eines minderwertigen Stammes, nämlich der Wiener, der ja doch grösstenteils aus Nazis bestand, nichts von seiner Würde vergeben. Bosie wieder machte sich Vorwürfe, dass sie es in ihrer verhuschten Art unterlassen hatte, Angela auch während der längsten Gespräche nach ihrer Anschrift zu fragen. (Stutz war zu jener Zeit schon viel zu sehr mit seiner verhängnisvollen Aktivität befasst, um sich viel um etwas anderes zu kümmern.) Doch mit dem Ausscheiden Angelas aus dem Kreis der kleinen amerikanischen Familie begann auch deren Untergang. Dies mag vielleicht als allzu starkes Wort angesehen werden, doch ist zu bedenken, dass eine gewisse Starrheit in Benehmen und Gesinnung, das Festhalten an einer im Grunde unnatürlichen und unangemessenen Handlungsweise sehr wohl als der letzte Schritt vor dem Abbröckeln und der Auflösung einer ursprünglich wohlgeplanten Lebensart erkannt werden mag.

Aus der Ablehnung der noch immer nazistisch eingestellten Bevölkerungsteile durch den Colonel wurde eine Verfolgungsmanie, die sehr oft zu peinlichen Szenen, sogar auf der Strasse oder in Ausflugsorten führte. Die Versuche der Besatzungsbehörden, nach Aufhebung der Nicht-Fraternisierungsordre eine Art von Verkehr zwischen ihren Stabsoffizieren und den notorischen Streberschichten Wiens herzustellen, versagten im Falle Boltzmayer vollkommen. Walter B. war zu grob, Bosie war zu ordinär, um bei der höheren

und niederen Aristokratie am Ort Eindruck zu hinterlassen.

Da das kleine Haus durch die sich stets mehr ausbreitenden Zirkel der Tratscherei immer tiefer in den Ruf der Österreich-Feindschaft geriet, wuchs auch diese Feindschaft innerhalb seiner vier Wände. Sie sassen am Abend noch da, hörten dem Rundfunk zu, mit eingetrockneten Worten um die Lippen, einen Whisky vor sich, manchmal auch ein Buch in der Hand, unaufgeschlagen, aufgeblättert; nur dass in Bosies Fall diese Bücher immer öfter zu frommen Büchern wurden. Ja, Bosie war heimlich, ohne Wissen ihres Gatten, zum Katholizismus übergetreten, sie ging in die Frühmesse, bevor er sich nur vom Bett erhoben hatte, betete oft, statt zu singen – glaubte an alles, was ihr die Frau Helmetsberger um die Ecke in ihrem kleinen Laden wochen- und monatelang vorerzählt hatte – ein altes Weib, das auf Bosie, die niemals eine Mutter gekannt hatte, mit allem was sie sagte und predigte, einen tiefen Eindruck machte.

Denn einen Menschen brauchte sie ja doch. Stutz bekam sie fast niemals zu sehen, der Gatte entrückt, Angela verschwunden – die Jungfrau Maria und vor allem die vielen, vielen Heiligen im Halbkreis um den Erlöser waren der einzige Ersatz, da man ja, wie sich zeigte, mit diesen Wienern doch nicht vorwärts kam. Kein Verkehr für sie, eine sinnlose Episode im Leben eines grossen amerikanischen Knopffabrikanten.

War er es noch? Denn zu alldem traf Ende 1954 eine Verständigung aus Milwaukee ein, vom ersten Prokuristen und stellvertretenden Leiter des Werks, angeschlossen letzte Bilanz und Rechnungsabschluss: schlechte Nachrichten. Was während der grossen Krise nach 1931 durch Einsatz aller Kräfte und Kredite erfolgreich abgeschlagen werden konnte, drohte offenbar jetzt unabwendbar: Konkurs, mindestens Ausgleich und Zahlungseinstellung.

Kabel flogen hin und her, ein Sofortprogramm wurde vom Colonel in einer schlaflosen Nacht ausgearbeitet und telephonisch an Mr. Gowan weitergegeben: die Entscheidung, den Heeresdienst zu verlassen, die mittels Rundschreiben für die Zeit nach dem Zustandekommen des Staatsvertrages seitens des Pentagons älteren Jahrgängen nahegelegt

wurde, fiel der erstarrten Familie um so leichter, als für denselben Zeitpunkt auch die Zwangsmiete des kleinen Hauses ablief, ja sich die ehemaligen Vormieter bereits des Öfteren persönlich gemeldet hatten, darunter auch jener Scherzbold, der einmal mit so peinlichen Worten an Stelle des Namens BERLIN – WIEN geschrieben hatte.

So geschah es also – so kam es, das Ende, unter Erinnerungswerten, sonderbar schrecklichen Umständen.

Am Tag der Übergabe standen seit dem frühen Morgen zwei kleine, aber bullige Ziehwagen auf der Strasse oben vor der Biegung abwärts und warteten auf ihre Fuhren; der eine sollte das zusätzlich angeschaffte Ziehgut der Familie Boltzmayer fortbringen, der zweite war schütter gefüllt mit Möbelstücken, welche die eigentlichen Mieter in der Zwischenzeit angeschafft hatten und jetzt in die rückeroberte Wohnung heimgebracht haben wollten. Die Zieh männer Boltzmayers taten einen Blick auf die Möbel im Haus, spuckten zweimal vor sich hin, zuckten verächtlich die Achseln und sagten, dös wär ja nix, worauf sie sich um die Ecke und auf der Strasse zum *Krenner* begaben, um schon zu früher Stunde den in diesem Jahre besonders köstlichen *Heurigen* zu probieren. Da die anderen Zieh männer sich weigerten, ihre Stücke hineinzubringen, da dort ja kein Platz sei, folgten sie dem Beispiel der Konkurrenz und auch deren Spuren, heurigenwärts.

Das Ehepaar sah sich also auch in diesem winzigen Zusammenhang ungebraucht, tatenlos und beinahe schon ohne Adresse in der noch von ihnen mitmöblierten Wohnung verweilen. Als sie gerade die Fersen erhoben hatten, um aus dem Haus ins Freie zu gelangen – aber wohin? – und als ein wahres Abbild der kleinsten Einheit der menschlichen Gesellschaft in der Halle herumstanden, halb drinnen, halb draussen, erfüllte plötzlich ein entsetzlicher Lärm die städtisch-ländliche Umgebung, und sie hielten inne, gleichsam erfroren.

Es rauschte heran. Dann donnerte es, knatterte es, stampfte und pumperte es. Auf der Zwei-Stufen-Treppe des Porticus hinan zeigte sich Stutz, in einem verschmutzten Overall, ohne Kopfbedeckung – überhaupt vollkommen verwildert. Und neben ihm stand ein zweiter streitbarer Jüng-

ling, etwas sorgfältiger gekleidet, über und über behängt mit den Paraphernalien der Photographie- und Filmkunst.

Bosie setzte dazu an, eine mütterliche Bewegung des Umarmens durchzuführen, aber Stutz brüllte beide Eltern an: «Nicht rühren! Keinen Finger rühren! Ihr Eltern! Stehen bleiben, ihr werdet für die Ewigkeit festgehalten!!»

Es klickten Verschlüsse, die Apparate wurden wie Pistolen angehoben und abgefeuert. Stutzens Begleiter hatte allein drei umhängen, zwei weitere in den Taschen. Alle wurden betätigt. Inzwischen wurde in grobem Ton und abgerissener Melodie die grosse Oper der letzten Ereignisse, die Stutz betrafen, von diesem hervorgestossen, gebrüllt und den Eltern wie Handgranaten in die Gesichter geschleudert.

Da mit Stutz schon seit vier Monaten keine Verbindung mehr bestand, hatten die Eltern Besuche in der Schule aufgegeben, weil sie dort von allen Interessierten wie Kot behandelt wurden. Stutz habe, so sagte er jetzt, gestern die Abschlussprüfung nicht bestanden, seine Absicht sei, sich endgültig von der Familie abzusetzen, er müsse Wien verlassen, ostwärts. Er habe die minderjährige Tochter des Schulportiers verführt, er habe auch gestohlen und unterschlagen, die Polizei wisse davon noch nichts, werde auch niemals etwas davon erfahren, seine Garde umgebe ihn als bewaffneter Schutzwall. Dies sei sein letzter Besuch, gerade, wie er sehe, zeitgerecht.

Er stiess die Eltern zur Seite, der Colonel hob die Hand, liess sie wieder sinken, was war das? Nun kam ein Rauschen und Donnern heran, hundertmal, tausendmal stärker als der Lärm vorhin: die Garde kam. Die Fahrräder wurden an den Strassenrand geschmettert, die Burschen stürmten das Haus und begannen, alles, dessen sie habhaft werden konnten, zu zertrümmern. Stutz war ihnen voran, er hatte sofort mit einem mitgebrachten Stein den Stolz Bosies, den neu erworbenen Toilettenspiegel, in Stücke geschlagen.

Der Colonel leistete Widerstand, wurde abgewatscht, aber nicht verletzt. Unter den rauen *Rockers*, die nur mit diesem Namen zu bezeichnen waren, befand sich auch der desertierte Neger, Jim, der Offiziersbursche.

Um so grösser des Colonels Wut. Trotz eingeheimster Watschen stürzte sich Walter B. mit erhobenen Fäusten auf

den starken Kerl, bekam sofort eine mit einem Schläger über den Kopf und wälzte sich im Schatten seines durch Axthiebe vernichteten Schreibtisches auf dem Boden.

Bosie, zum ersten Mal in diesem Kampf, schrie, ganz schrill, fast wahnsinnig: «Polizei! Polizei!» Einer hielt ihr den Mund zu und schlug sie dabei dreimal heftig auf ihr Hinterteil. Wars der eigene Sohn?

Noch bevor die Polizei kam – sie kam dann wirklich! – hatte die Schlacht um sich gegriffen. Die Möbelpacker waren von ihrem Heurigenbesuch zurückgekehrt und stürzten sich ins Getümmel, für die Herrschaft Partei nehmend. Die anderen Packer fühlten sich in ihrer Kampfesehre gekränkt und mischten sich auch ein. Von draussen kamen Nachbarn, drei Leute aus dem Nebenhaus telephonierten gleichzeitig mit der nächsten Wachstube: «Überfallkommando! Gleich! Sofort!»

Die Rockers hatten die Möbelwagen um die Ecke entdeckt und machten sich an deren Inhalt. Zerstörung. Die Vormieter, zwei Mann und eine Frau hoch, muskelgewaltiges Volk (aus Berlin, wie man weiss!) waren ebenfalls auf der Walstatt angekommen und stürzten sich ins Mele'e. Ihr Personenkraftwagen wurde im Nu in das Vernichtungswerk einbezogen.

Aufgeschlitzte Sitze, herausgerissene Türen, eingewässerter Motor hier; in der Wohnung: Glassplitter, Sesselbeine, Scherben, Koffer, die ihren Inhalt hatten wieder hergeben müssen; der Inhalt: Kleider, Wäsche, beschmutzt, mit Exkrementen bedeckt. Im Garten hatte wieder einmal das Papier zu brennen begonnen. Gerade als die Kampfwtut abflaute, mangels Masse und aus Mattigkeit, kam das Überfallkommando, da wurde es ernst, da musste alles gegen die Polizei Zusammenhalten, die Packer wurden Rocker, die Rocker Packer, sogar die Berliner wehrten sich gegen eine Staatsgewalt, die jetzt mit Tränengas und Wasserstrahl zu arbeiten begann. Nur die Familie Boltzmayer hatte sich in den entferntesten Teil des Gartens abgesetzt, unter die blühenden Apfelbäume, und restaurierte sich. Die Tränen liefen Gatten und Gattin über die Wangen.

Es war ein strahlender Frühlingstag, der über Wien und Umgebung lag.

Dem Colonel lag insbesondere seine Uniform am Herzen, sie war bald wiederhergestellt. Wie lange würde er sie noch tragen? Er sagte zu Bosie ohne Zittern in der Stimme: «Komm, nach Stutz sehen!» Sie begaben sich nach vorn, ins zerstörte Haus.

Nicht alle wurden abgeführt, viele Rocker waren über die Felder entkommen. Stutz war noch da, er blutete, der Colonel sprach mit dem Polizeimajor ein paar Worte, er, der Colonel, übernehme die Verantwortung. Stutz zuckte dabei verächtlich die Achseln und blieb. Viele rieben sich die Augen und husteten. Was die Rocker nicht zerstört hatten, war vom Wasser ruiniert.

Namen und Adressen der Polizei und der Geretteten wurden ausgetauscht, die Berliner zeigten sich renitent. Kleine Wortwechsel schwelten noch nach.

Es würde natürlich eine Verzögerung bei der Abreise geben. Der Schaden war beträchtlich, grosse Teile vom Gepäck der Boltzmayers w'aren gottlob schon ein paar Tage früher an die Westbahn gebracht worden. Nachbarn halfen bei den ersten Aufräumungsarbeiten. Die Polizei zog mit ihren Gefangenen langsam ab. Es wurde wärmer. Der Frühlingstag zeigte seine Schönheit.

Plötzlich sagte jemand, man solle sich doch oben beim Heurigen ein wenig stärken und ausruhen. So gingen alle die paar Schritte den Hügel hinan.

Sie sassen dann, fast alle, auf den langen Brettern auf den leeren Fässern vor den langen Tischen und tranken die gelbe Flüssigkeit. Es war eine sogenannte Buschenschenke, nur kurz im Jahr bewirtschaftet, aber wenigstens ein paar Stücke G'selchtes waren zu bekommen, eine Ausnahme, wider das Gesetz. Der Wein war in diesem Jahr hervorragend, süffig, ein ganz klein wenig moussierend. Von der Polizei war der Major und zwei andere Offiziere mitgekommen. Zuerst waren es nur die Boltzmayers und von den Berlinern nur die Männer, dann setzten sich die Möbelpacker dazu, auch ein paar Nachbarn. Die Runden wurden abwechselnd bezahlt. Als der Schwierigste und Ungeselligste erwies sich lange Zeit der Stutz, er war wütend über die Festnahme seiner Kameraden und hatte an einem Extra-Tisch Platz genommen. Die Kellnerin aus der Schenke verband ihm seine

Stirnwunde. Als er mehr und mehr trank, kehrte er zu den Erwachsenen zurück. Bosie weinte an seiner Brust.

Auch die Vögel, die vor dem Lärm und dem Brand davongeflogen waren, kehrten zurück und sangen in den Blütenbäumen. Es war ein herrliches Sonnenspiel von Grün und Weiss, mit den hässlichen Menschen darunter.

Kurze Zeit später stand dann auf dem Schreibtisch in Milwaukee in gefälligem Rahmen das gewisse Gruppenbild aus dem Wiener Haus, das Ehepaar sah darauf wirklich aus wie die letzten Menschen vor dem Weltuntergang. Die Schwierigkeiten in der Fabrik waren rasch behoben worden, sogar Stutz arbeitete jetzt dort, er hatte darauf bestanden, als einfacher Packer zu beginnen. Von Wien sprach man nur selten, doch wenn die beiden alternden Eltern es taten, sahen sie einander dabei in die Augen, Rührung überkam sie. Sie falteten die Hände und sagten, kaum seufzend, alles zusammenfassend: «Das war doch die schönste Zeit unseres Lebens.»

ERNST LOTHAR:
DAS WUNDER DES ÜBERLEBENS

Aus dem Abschnitt «Entzauberung»

Cooks Reiseagentur in der Rue Royale machte mir auf Fahrkarten nach Wien keine Aussicht. Alles vorausbestellt. Vielleicht in zehn Tagen. Ich widersprach heftig. Hatte ich denn schon die *grauen* Pässe? Die würde ich in einer halben Stunde haben, sagte ich. Keineswegs, entgegnete man. Sie arbeiteten langsam auf der amerikanischen Botschaft. Weshalb übrigens pressiere es mir so? Eine Woche oder zwei in Paris – jeder meiner Landsleute würde mich beneiden! Vielleicht erkundige ich mich in zwei, drei Tagen wieder, *voyons, monsieur*, auf einige Tage komme es doch nicht an! Auf Stunden kam es an, wenn man acht Jahre gewartet hatte, liess ich mich hinreissen, dem meiner überdrüssigen Angestellten zu antworten. An dem Blick, den er mir gab, merkte ich seine Vermutung, ich habe die acht Jahre im Gefängnis verbracht. Ganz unrecht hatte er nicht, und etwas später hielt ich unsere Plätze in der Hand, sogar Schlafwagenplätze, Nummer 13, Nummer 14, Arlbergexpress, für morgen; mir war das Argument eingefallen, um sie zu bekommen – *enfin, vous etes en France!*

In der Rue Boissy d'Anglas aber, wo ich vor sieben Jahren unsere Auswanderervisa erhalten und den amerikanischen Konsul wegen unzulänglicher Englischkenntnisse mit «good-bye!» begrüsst hatte, wurden dem im Auftrag des *Departments* reisenden Amerikaner die grauen Karten für seine Frau und ihn selbst unverzüglich ausgestellt. *Occupational Force Travel Permit* stand darauf, es ermächtigte den Inhaber, *via Enns and via Semmering* aus *US Zone Austria and British Zone Austria* innerhalb von drei Monaten nach Wien zu reisen und verpflichtete ihn, nach Ablauf von drei Monaten zurückzukehren. Diese drei Monate würden jeweils auf weitere drei ausgedehnt, solange die Dienstzuteilung dauere. Doch könne das, meinte der Beamte beruhigend, keinesfalls länger als bis zum Herbst sein, schlimm-

stenfalls bis Weihnachten; wahrscheinlich werde der Friede mit Österreich in drei, vier Monaten perfekt – mit Deutschland allerdings mochte es sich etwas verzögern, «May take a bit longer», räumte er ein, aber dorthin ginge ich ja nicht. Damit hatte der Pariser Aufenthalt die an ihn geknüpften Bedingungen erfüllt und unserer morgigen Abreise stand nichts mehr im Wege.

Als ich Adrienne die Papiere brachte, fragte sie: «Erwartest du dir nicht viel zuviel?»

Ich erwartete mir alles und nichts. Ich erwartete nichts von meinem Dienst, dessen Umfang ich mir nicht einmal vag vorstellte; ich erwartete nichts von Tätigkeiten und Menschen. Ich erwartete alles vom Wiederzuhausesein.

Nachts, in unserem *Hotel d'Angleterre*, Rue Saint Philippe du Roule, ging ich, wie in all den Hotelzimmern all die Jahre, in Wien und Salzburg spazieren, vom Prater nach Hellbrunn, aus der Kärntnerstrasse auf die Hohensalzburg, ungezählt oft hatte ich das im Exil – falsch, in meinem nunmehrigen Vaterland! – mit einem Herzen aus Stein getan. Jetzt war mein Herz leicht. Zwischen dieser Nacht und dem Abend, an dem mir Bruno Walter zum Überleben zuredete und meine empörte Gegenrede zurückwies, lag kaum ein halbes Jahr. Mein Herz war leicht. Freude liess mich in dieser Samstagsnacht nicht schlafen.

Die Waggontafeln des Sonntag in der Gare de Lyon bereitstehenden Zuges lauteten: «Paris - Basel - Buchs - Wien, Westbahnhof.» Lange bevor man einsteigen durfte, stand ich auf dem Perron und las es immer wieder. Wien, Wien, Westbahnhof. Bis übermorgen neun Uhr früh hatten wir zu fahren, in achtunddreissig Stunden waren wir dort.

Ich nahm mir vor, von der Minute, da ich in den Zug stieg, bis zu der Ankunftsminute nichts zu denken als: Ich fahre nach Hause!

Es gibt Vorsätze, die man nur halten kann, wenn man sie nicht hat, heisst die paradoxe Wildesche Umschreibung der Selbstgerechtigkeit. Ich schlief ein, Bett 13, nachdem wir mehrere Stunden gefahren waren. Früh am Montagmorgen erwachte ich, der Zug stand im Bahnhof Basel, man hatte auszusteigen und zur Zollabfertigung zu gehen.

Zürich. Mein Bruder Hans, den ich verständigt hatte, wartete auf dem Bahnsteig. In siebeneinhalb Jahren, so lang

hatten wir einander nicht gesehen, alterte man offenbar auch in der verschonten Schweiz – fast hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Ich erschrak bei seinem Anblick, er tat es bei dem meinen, doch wir versicherten einander, wir hätten uns nicht verändert, wechselten die Redensarten, womit die Konvention das Unüberbrückbare überbrückt. Es war ein Zwanzigminutenaufenthalt, für den er aus seinem Örtchen Einigen gekommen war, uns zu umarmen und zum Tod Hansis, die er geliebt hatte, ein Wort zu sagen, er tat beides nicht. Von der für die Jahreszeit erstaunlichen Kälte redeten wir, er hatte ein neues Stück angefangen, wo würden wir in Wien wohnen, er wolle hinkommen, sobald er das Visum erhalte, übrigens war er inzwischen Schweizer Bürger geworden. Oder kämen wir nicht vorher wieder einmal zu ihm an den Thunersee? Dass unser älterer Bruder Robert nach Riga deportiert und dort von den Nazis erschlagen worden sei, wusste ich natürlich? Ich hatte es nicht gewusst, sondern ihn für verschollen gehalten und bis zur Stunde die absurde Hoffnung bei Hoffnungslosem genährt. Dort stand Herr Kienböck, der ehemalige Präsident der österreichischen Nationalbank, und grüsste herüber, grüss Gott, Herr Präsident, ergebenster Diener, Herr Hofrat, wie steht das werthe Befinden, hätte Sie in der Uniform gar nicht erkannt.

Dann war es Zeit einzusteigen. Woher kam die Nachricht vom Tode unseres Bruders Robert? Aus Wien, authentisch. Wir winkten einander, der Zug fuhr. «Herr Hofrat» war ich lange nicht angeredet worden. Unser Bruder Robert! Er war so stolz auf uns gewesen, auf «die zwei Jüngeren». Die Nachricht kam aus Wien, authentisch. Man hatte sie hingenommen, kein Wesens davon gemacht, war zur Tagesordnung übergegangen, weshalb auch nicht, es passierte ja alle Tage, dass ein fünfundsechzigjähriger Wiener Rechtsanwalt, der keinem ein Haar gekrümmt hatte, nach Riga verschleppt und dort erschlagen wurde.

«Die Uniform wird man dir vorwerfen», sagte Adrienne. Nach zwei Stunden erreichten wir Buchs, bald danach Feldkirch, die österreichische Grenze. Hier hatten, vor acht Jahren, die Bahnhofsmauern schmückende Inschriften getragen: «Der deutsche Gruss heisst Heil Hitler!» Hier hatte sich der Polizeiinspektor Moser unser angenommen, sonst hätten

Hansi und ich das Schicksal meines ältesten Bruders geteilt. Das heisst, Hansi hatte es inzwischen ereilt. Man durfte den Erinnerungen nicht nachgeben, an der österreichischen Grenze.

Man musste zum Fenster hinaussehen, als der österreichische Schaffner in seiner jämmerlich abgetragenen Uniform, vor den Spezialpässen und der amerikanischen Uniform salutierend, aus dem Abteil gegangen war. Bald würde man auf der Arlberghöhe sein, wo einem schon in der Jugend der Atem ein wenig stockte, vielleicht vom Herzen, vielleicht von der Lust des Daseins. Jetzt stockte er von beiden.

St. Anton, wo sie uns überfallen hatten. Landeck, von wo die SA-Männer gekommen waren. Immer wieder schob sich zwischen die ersehnten Anblicke eine untilgbare Erinnerung, die sie vereiste. In Kitzbühel, wo Mary, die Kinder und ich am Schwarzsee drei Sommer Ferienglück genossen hatten, erkannte ich vor dem Bahnhof mehrere schon zu Schuschnigg's Zeiten mit den Nazis einverständene Leute. Sie trugen Steirergewänder, Gamsbarthüte und sahen wie Sinnbilder des Patriotismus aus, ein wenig reduziert, doch selbstbewusst; einer hatte noch das Chaplin-Schnurrbärtchen Hitlers, vermutlich würde er es im Bedarfsfall rasieren. Dieser Bedarfsfall – ein Wiener Industrieller, der seit der Grenze mitfuhr, erzählte es uns – sei in dieser Gegend nicht wahrscheinlich, nach Tirol, der französischen Besatzungszone, hätten sich eine Menge Wiener «vorläufig abgesetzt», denen es im Viermächtezentrum nicht geheuer schien; zu den wenigen durcheilenden Fernzügen gaben sie einander Rendezvous, eine Art Klub, wo man sich auf dem laufenden hielt, wer zurückkam und ging. Allerlei berichtete unser freundlicher Informant, er selbst hatte manches zu erdulden gehabt, jedoch, meinte er, das sei nun vorbei, man müsse es vergessen, seinem Herrgott danken, dass es vorbei sei, und mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Etwa um neun Uhr abends näherten wir uns Salzburg. Es war noch hell. Beim Einfahren standen der Gaisberg, der Untersberg, die Hohensalzburg, die Türme und Kuppeln der Kirchen klar und herrlich gegen den Himmel. Jäh verschwand der Zwiespalt der Empfindungen, es zählte nicht, was sich der Wiedersehenslust entgegenwarf – die Wunder

des Zurückgekehrtseins und des Überlebens geschahen wunderbarer, als man an sie geglaubt hatte. Im sacht ergrauten Licht zeichnete er sich ab, der stolz-bescheidene üntersberg, den Garten der Götter übertreffend; der waldige Gaisberg, lächerlich unscheinbar, gemessen an den Waldbergen von Maine, doch zauberischer als die geheimnislosen; ohne Drohung zackte die Hohensalzburg, die lieblichste der Festungen, sich empor; Kirchenglocken schlugen die neunte Stunde und Glocken läuteten mit einer Harmonie, die es sonst nirgends gab, weil sie Mozart hiess. Dass auf unserer Fluchtfahrt auch hier Spruchbänder des Hasses hingen, läuteten sie hinweg.

«Ist es nicht phantastisch schön?» fragte ich Adrienne, die neben mir am Fenster stand. Und sie antwortete, zum erstenmal seit unserer Heimfahrt ohne Rückhalt: „Ja!“

Übrigens lief unserem Waggon, der Zug fuhr noch ein, mein Schwiegersohn entgegen, von Wien gekommen, uns zu begrüßen, er sprang auf und wollte sofort zu erzählen anfangen, doch bat ich ihn, all dies noch einen Augenblick betrachten zu dürfen; der «Augenblick im Paradiese» wird paradiesischer für jene, die der Hölle zu nahe kamen, ich wollte ihn mir nicht verkürzen lassen.

Der Zug stand lange, inzwischen brach die Dunkelheit ein, die Umrisse des Wiedergewonnenen verschwanden, und ich ging in unser Abteil, um von dem Wien zu hören, das ich nicht mehr kannte.

Mir war bewusst geworden, wie falsch die Behauptung ist, das Erwartete bleibe hinter den Erwartungen zurück. Jedoch wenn beide übereinstimmen, dann wird, Schopenhauer erkannte es, das Erwartete «nicht die Vorstellung vom Möglichen, sondern der Wille zum Unmöglichen». In dieser Stunde jedenfalls, einer der besten, vielleicht der besten meines Lebens, hatte das Erwartete die Erwartung übertroffen, weil ich erwartet hatte, von dem Entbehrten ergriffen zu werden, aber nicht von der Liebe dazu. Nur das eigene Leben lehrt die Wahrheiten. Die Wahrheit des Wiedersehens hängt von der Wahrheit des Wieder-Lieben-Könnens ab. Dass ich es konnte, machte mich froher als das, was uns bevorstand.

Meinem Schwiegersohn zufolge stand uns manches bevor,

im Moment, da er davon sprach, liess es sich weder erkennen noch beurteilen. Er hatte eine mir unbekannte Wiener Zeitung mitgebracht, angeblich die verbreitetste, worin es hiess, ich kehre zurück, «um dem österreichischen Kulturleben die notwendigen Antriebe zu geben, es von den ihm anhaftenden Resten der überwundenen kulturmörderischen Epoche zu befreien» und dass mich «alle am geistigen Leben Beteiligten, aber auch alle wahren Österreicher mit freudigster Ungeduld» erwarteten.

«Mit freudigster Ungeduld», wiederholte Adrienne in dem die wahren Sachverhalte herstellenden Ton, der ihr auf der Bühne Lachen sicherte. Daran sei nichts komisch, erklärte mein Schwiegersohn. Die Leute freuten sich ehrlich, mich unter den ersten zu sehen, die zu ihnen zurückkamen. Adrienne wollte wissen, wer diese Leute seien. Mein Schwiegersohn zögerte, dann nannte er unbekannte Namen; auch über seine eigene Rückkehr habe man sich gefreut, vor allem seine ehemaligen Burgtheaterkollegen. Adrienne blieb unbittlich. Ob denen seine amerikanische Uniform gefalle? Gerade von Schauspielern werde dies als ein die Rückkehr ermöglichendes Kostüm betrachtet, antwortete er schlagfertig. Es war Zeit, schlafen zu gehen, und wir vertagten das Gespräch. Schon morgen würden wir uns ja davon überzeugen, wie recht der Artikelschreiber hätte, meinte mein Schwiegersohn.

Enns war die Station, vor der unser französischer Schlafwagen-Schaffner uns warnte. Enns war in meiner Jugend die Garnison der Vierer-Drägoner gewesen, mehr wusste ich von der kleinen Stadt nicht. Bisher seien wir durch die französische und die amerikanische Zone gefahren, erfuhren wir, jenseits der Ennsbrücke beginne die russische, die Russen jedoch liessen manchmal die Reisenden nicht durch. Doch jedenfalls solche, die in alliierterm Auftrag reisten und den für Enns ausdrücklich geltenden *grauen* Pass besaßen? Auch bei solchen sei das vorgekommen. Damit wünschte der Schaffner uns gute Nacht.

Ein letztes Hindernis? Auch ohne diese Möglichkeit wäre ich während der zweiten Nacht in Bett 13 ruhelos gewesen. Wachträumend versuchte ich, das Widersprechende des Tages zu ordnen, da wurde es chaotischer. Schliess-

lich muss ich eingeschlafen sein, denn bei Tageslicht wurde an die Tür geklopft, vor der zwei blutjunge russische Soldaten standen. Sie verlangten die Pässe, erst die grünen amerikanischen, dann die alliierten grauen, versuchten sie zu lesen, zuerst der eine, dann der andere. «Amerikanski?» fragte der eine. ‚Tak«, sagte ich, woraus neben «Njet» meine einzigen Kenntnisse des Russischen bestanden und worauf sich, auf «Njet» besonders, wie ich erfahren sollte, die russische Konversation mit Amerikanern zu beschränken pflegt. Die Knaben salutierten und verschwanden. «Eh bien», gab der Schaffner achselzuckend zu, «quelques-uns sont gentils.» Ich habe nie begriffen, warum es den Menschen Freude macht, Angst zu machen.

Obwohl es zeitig am Morgen war, hatten wir von Salzburg bis Enns acht Stunden gebraucht und würden noch drei bis Wien brauchen, wenn nicht vier, wegen der jämmerlich schlechten Geleise – es empfehle sich, weiterzuschlafen. Wir brauchten drei, und in den Rhythmus der vorsichtig rollenden Räder, aus dem ich als Kind die Zauberbotschaft herausgehört hatte: ‚Jetzt bin ich bald da! Jetzt bin ich bald da!«, sagte ich vor mich hin: «Heut’ bin ich in Wien! Heut bin ich in Wien!»

Als ich es oft genug gesagt hatte, waren wir in Sankt Pölten, eine Stunde später in Hütteldorf. Hütteldorf-Hacking. Penzing. Hier war man vorbeigekommen, sooft man aus den Ferien nach Wien zurückfuhr, die Züge verlangsamten das Tempo nicht, sondern eilten durch. Aus dem Salzkammergut war man gekommen oder aus Tirol, übermorgen fing die Schule an. Unser Zug fuhr so langsam, dass man hätte meinen mögen, er bewege sich nicht. Die gesprengten Brücken, nicht ungefährlich, sagte der französische Schaffner, der so gern Bescheid über Gefahren wusste. Dann sah man Strassen.

Dann fuhr der Zug im Fussgängertempo irgendwo ein. Es war nicht die Ankunftshalle des Westbahnhofes, sondern der *Sommerperron* im Freien, wo die Ausflugszüge ankommen pflegten. Wir kamen von unserem Ausflug zurück.

Auf dem ungedeckten Sommerperron standen Adriennes Schwester, eine jüngere Kollegin meiner Frau, ein junger amerikanischer Leutnant und ein Photograph mit

seiner Gehilfin; sie begrüßten, sie photographierten uns. Es gab weder Taxis noch Träger. Das Gepäck wurde aus einer Holzbaracke in den Jeep des amerikanischen Leutnants von ihm selbst verladen. Mein Schwiegersohn und er fuhrten damit voraus, wir fuhrten in dem Dienstwagen, der mir zur Verfügung gestellt war, einem requirierten, zerbeulten Opel-Kapitän; mein Fahrer hiess Benno; er ist vierzehn Jahre mein Fahrer geblieben.

Meine Schwägerin sagte: «Ihr seht beide gut aus.» Wir sagten: «Du auch.» In Zürich hatten wir mit meinem Bruder dasselbe Gespräch geführt. Wenn man einander sehr lange nicht gesehen hat, längere Zeit im Gefängnis gewesen war wie meine tapfere Schwägerin und noch länger im Exil wie wir, hat man gut auszusehen. «Wie lange werden Sie bleiben?» fragte die Kollegin meiner Frau. «Solange sein Job dauert», antwortete Adrienne für mich. «Wie lange wird das sein?» fragte meine Schwägerin. «Einige Monate», sagte Adrienne. «Und dann wollt ihr wieder zurück?» fragte die Kollegin meiner Frau. «Wir müssen», sagte Adrienne.

Vor der Mariahilfer Strasse ein grosses weisses Schild mit aufgemaltem Sternenbanner: *Entering US-Zone*. Die Mariahilfer Strasse US-Zone! Schutt zwischen Verschontem, das Verschonte rissig, armselig, Einschüsse in den Mauern, über den Erdgeschoss aufgemalte weisse Pfeile und Buchstaben: LSK, LSR. Nirgendwo Glas. Die Fenster mit Pappendeckel verschalt, die Schaufenster mit Holz, was in den Schaufenstern lag, nahm man im Vorüberfahren nicht wahr. Die wenigen Menschen, die man sah, hohlwangig, mit abgetragenen Salzburger Jacken, Kniestrümpfen, Steirerhüten. Links die Stiftskaseme – amerikanisch! Zwei hünenhafte MP's mit spiegelblanken Schuhen und schneeweissen Handschuhen regelten den Verkehr, der aus drei Jeeps bestand. Rechts gegenüber, am zerbombten Haus No 13, hing ein Alkoven buchstäblich in der Luft, darüber nichts, darauf die Tafel: « U. M. Dr. Paul Berger.» Beim Zahnarzt Dr. Berger war ich oft gewesen, der Dr. Berger war vergast, die Tafel war geblieben. In der Babenbergerstrasse, nächst dem Kunsthistorischen Museum, dem eine Kuppel fehlte, erhob sich unförmig ein Schuttberg aus Überresten von Zerbrochenem; dazwischen wucherte Unkraut. Das Unkraut blühte gelb.

«Jetzt sieht es schon viel besser aus», sagte meine Schwägerin. «Vor einem Jahr hättet ihr es nicht wiedererkannt!»

Wir fuhren an der Oper vorbei, die kein Dach und nur eine halbe Fassade hatte, von der eine Trauerfahne herabhing. Der Tenor Leo Slezak sei gestorben, sagte die Kollegin meiner Frau. Den Heinrichshof gegenüber, wo ich den Tenor Slezak oft besucht hatte, gab es nicht. Aber das Hotel Bristol gab es, es war für amerikanische VIP reserviert (*very important people*). Dort sollten wir wohnen, bis man uns ein Privatquartier anwies. «Gottlob, dass ihr wieder da seid», sagte meine Schwägerin, als der Wagen hielt.

«Ami go home!» schrie ein Halbwüchsiger, als wir ausstiegen.

Wir waren wieder da.

HILDE SPIEL: RÜCKKEHR NACH WIEN

Tagebuch 1946, 7. und 8. Februar

Der Nachmittag sinkt, während ich nach Heiligenstadt fahre, meiner Kindheit auf der Spur.

Ich habe mir einen Jeep aus dem Wagenpark bestellt, der für Korrespondenten bereitsteht, und mich neben den schweigsamen englischen Fahrer gesetzt. Der lose Zeltstoff des Wagendachs flattert mir an die Ohren. Wir holpern über das Buckelpflaster der Döblinger Hauptstrasse. Der Schneeschlamm ist im Wind getrocknet. Die schrägen Strahlen einer schüchternen Februarsonne spiegeln sich in Fensterscheiben. Ausser einem eingestürzten Haus da und dort hat die Gegend sich kaum verändert; sie ist nur etwas mehr verfallen, ein wenig trostloser und ungepflegter geworden. Von Zeit zu Zeit eine neugetünchte Fassade mit bunter Beschriftung: hier hausen Sieger, in diesem Fall die amerikanische Besatzungsmacht. Die Schaufenster mögen leer sein, aber sie sind äusserlich unversehrt geblieben. Verträumt wie eh und je schaukeln diese kleinen Blumenläden, Konditoreien, Papiergeschäfte auf den Wogen der Zeit.

Jede Gasse, jede Ecke ist mir vertraut. In diesem Bezirk, dem neunzehnten, war seit Generationen die Familie meiner Mutter daheim. Fast in jedem Haus lebte eine ihrer Tanten, einer ihrer Onkels und Vettern. Dort drüben etwa wohnte meine Grossmutter Melanie. Eine grosse, schwere, unglückliche Frau, häufte sie ihre Liebe auf leblose Gegenstände. Jede Vase oder Kanne, jedes Mundglas, Silbertablett, Porzellanomament hatte eine unveränderliche Aufgabe, einen unverrückbaren Platz. Dienstmädchen und Putzfrauen versetzten sie in Wut: sie hatten keine Ehrfurcht vor dem inneren Leben ihrer Dinge. Ohnehin waren die meisten Leute böse; Händler betrogen, Wäscherinnen waren frech, in der harmlosesten Bemerkung des Hausmeisters lag versteckter Hohn. Und doch war sie in ihrer Jugend romantisch gewesen, hatte Gedichte geschrieben, Chopin auf dem Klavier gespielt, und

einem unwiderstehlichen Hang nach himmelblauen und rosaroten Seidenbändern nachgegeben. Eine arrangierte Heirat war ihr Schicksal gewesen. Als sie von ihrer Hochzeitsnacht im Grand Hotel vor ihrem Mann geflohen war, schickten die Eltern sie unverzüglich zu ihm zurück. Eine Fin de Sie'cle-Tragödie: aber sie hatte weit ins neue Jahrhundert hereingereicht und das Leben ihrer Kinder, besonders das ihres Sohnes, bedrückt oder gar vernichtet.

In all den Seitengassen wurde Familiengeschichte gemacht. In diesem Garten schoss eine exzentrische Grosstante mit dem Blasrohr nach Spatzen. Auf diesem Balkon verbrachte eine melancholische Cousine jeden Sommer in der prallen Sonne, reglos wie ein Derwisch, düster und tief gebräunt. In jenem Dachgeschoss hatten Freunde eine Waschküche in ein Atelier verwandelt – Zusammenkünfte und Grammophonkonzerte, Porträtsitzungen, auch heimliche Treffen zu zweit fanden darin statt. Döbling, ein früheres Dorf, lag inmitten von Gärten: man lebte hier nicht anders als in Hampstead oder Wimbledon. Alte Damen hielten sich gut in diesem Vorort. Junge Mädchen trugen die frische Luft im Gesicht. Selbst wohlhabende Frauen waren öfter bequem als modisch gekleidet, im Gegensatz zu ihren eleganten Freundinnen in der Stadt. Man spielte Tennis oder setzte sich zum Bridge ins *Salettl*. Väter, die nach der Arbeit jeden Abend ausspannen konnten, zeigten sich bedächtig und mild. Kinder waren vergnügt und erdverkrustet. Die Döblinger schienen immer weniger zielstrebig, aber glücklicher als die meisten anderen Menschen in Wien.

Mein Jeep ist an der Hohen Warte angekommen. Die Strasse hebt sich, sie führt an einzelnen Villen vorbei. In einer von ihnen lebte Franz Werfel mit seiner Frau Alma, ehe er ins Exil ging. Die Nazis vertrieben ihn. Vier Jahre früher, als der letzte ernsthafte Widerstand gegen den Faschismus gebrochen wurde, hatte er nicht verhindern können oder wollen, dass von semem Garten aus eine Haubitze die Arbeitersiedlung des Karl Marx-Hofs beschoss. Wo der Hügel sich jetzt zum alten Dorf Heiligenstadt herabsenkt, ist die Strasse von einem hohen Schutthaufen versperrt. Hier bitte ich meinen Fahrer, mich in einer Stunde wieder abzuholen, und gehe bergab zu Fuss. Ich habe den Militärmantel und die Schultertasche im Wagen zurückgelassen. Dieses

letzte Wegstück bin ich lieber unbeschwert.

Die schmalen Gassen liegen friedlich im Abendlicht. Kein Mensch ist zu sehen. Ich biege in die Probusgasse ein, wo ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbrachte. Sie ist unzerstört. Nur das hohe Gebäude an der Ecke, ein Heim für taubstumme Kinder, ist von Bomben beschädigt und halb eingestürzt. Hier soll in meiner Kindheit der Blitz eingeschlagen und der Donner die Luft zerrissen haben, ohne dass ich aufgewacht bin. Über meine Tochter gebeugt während der ohrenbetäubenden Luftschlachten meiner Londoner Nächte, habe ich oft an diesen legendären Vorfall gedacht. Hat der Zusammenbruch dieses Hauses, als es dreissig Jahre später neuerlich getroffen wurde, die Kinder in der Nachbarschaft aus dem Schlaf geweckt? Ist eine neue Generation von Insassen von dem gleichen Schrecken über ihr ungeahntes Verderben ergriffen worden wie damals, als der Donner vergeblich an ihre tauben Ohren drang?

Es dämmt. Zu beiden Seiten die Weinbauerhäuser, in verblassten Farben. Ich spähe in jeden Hof durch das halbgeöffnete Tor. Unsere eigene Wohnung ist unsichtbar, sie ging auf den Garten hinaus. Aber ich ahne, hinter der Eingangstür, den kalten, kalten Flur, die Treppe zur Linken, und rechts unten den Korridor zum Garten. Mitten im Gras stand ein gespaltener Apfelbaum, den selbst ein kleines Kind erklettern konnte. In seinen Ästen, auf einem Sofakissen sitzend, hatte ich meine ersten Märchen gelesen. Flieder und Goldregen blühten am Rasensaum. Die Gartenhütte, voll rostiger Geräte, roch nach verrottetem Holz und süsser Fäulnis. Auf einem kleinen Hügel standen zwei Gartenzwerge, die ich eines schrecklichen Morgens zerbrochen hatte, indem ich ihre Nasen aneinander rieb.

In diesen Garten war wenig von der Aussenwelt gedrungen. Erst als meine Mutter und ich zum Regiment meines Vaters stiessen, in dem mährischen Dorf Krönau, dann in der Garnison von Krakau, hörte ich von verlorenen und wiedergewonnenen Städten, von Kämpfen und Gefahren, in die ein junger Offizier der k. und k. Armee verwickelt war. In Krakau, mit vier Jahren, hatte ich die Monarchie in ihrem letzten trügerischen Glanz erlebt. Es war ein lebhaftes, aber unzusammenhängendes Getümmel von Impressionen, das mir

davon blieb: Damen in schwingenden, wirbelnden Röcken und Hüten wie Wagenräder am Arm ihrer uniformierten Gatten; grüne Zwiebeltürme im polnischen Winterhimmel; Offiziersburschen – 'Pfeifendeckel' – mit den Akzenten eines halben Dutzend von Nationen im Kaiserreich; Galaabende im Kasino, an denen plötzlich alles aufstand und das ‚Gott erhalte‘ sang. Glasklar und unvergessen nur eine Fahrt im Armenviertel von Krakau, durch eine Strasse, die man ‚Kinder-gasse‘ nannte und in der ein Schwarm von abgerissenen, elenden kleinen Wesen dem Wagen nachlief, die Hände bettelnd ausgestreckt. Ich war entsetzt zwischen meinen Eltern gesessen, indes der Kutscher mit scharfem Peitschenknall die Kinder vetrieb.

Der Bitternis dieser Stunde entsprach nur die Heimkehr meines Vaters aus dem verlorenen Krieg. In irgendeiner Heiligenstädter Gasse hatte ich ein Lied aufgeschnappt, dessen Worte ich nicht verstand und das ich sang, weil mir die Melodie gefiel.

Die noblichten Herr'n
mit die goldenen Stern'
die wer'n jetzt die Strassen aufkehr'n –

Singend war ich in das Zimmer getreten, in dem mein Vater sass, das Kinn auf die Hand gestützt und immer noch in seinem schmucken Waffenrock, von dem die Sterne abgerissen worden waren. Das Lied löste einen Wutanfall aus, der mich demütigte und bis ins Mark erschreckte. Danach begann der Hunger und die Grippe-Epidemie. Ich wurde nach Dänemark geschickt, um zu Kräften zu kommen, und als ich wiederkehrte, erfuhr ich, dass unsere geliebte Schäferhündin Vera gestohlen und vermutlich von den ausgehungerten Dorfbewohnern aufgegessen worden war. Eines Tages gelang es unserem bösen Hausherrn, uns aus der Wohnung zu setzen, und unser Mädchen Lisi häufte einen Handkarren mit meinen Spielsachen an.

Im dunkelnden Licht stehe ich auf dem Pfarrplatz. Hier liegt meine Seele begraben. Wann immer ich in den zehn Jahren meiner Abwesenheit Heimweh hatte, war es nach diesem Ort. Wann immer ich gewisse Stellen von Beethoven oder Schubert hörte, erschien er vor meinem Blick. Ein kleiner Dorfplatz: links steht ein Bauernhaus, in dem die Eroica

geschrieben wurde; ein anderes zur Rechten; und in der Mitte die kleine Kirche zu St. Jakob. Vor ihr, zwischen vier Bäumen, ein regenverwaschener heiliger Nepomuk, der das Kruzifix und sein Birett in barocker Verzückung umklammert hält. Die Bäume sind kahl. Zu Füßen des Heiligen liegt ein Strauss von trockenen Winterbeeren. Im hölzernen Kirchtor hängen die Gemeindenachrichten wie zu meiner Zeit, aber ich bin von ihnen nicht betroffen. Wo meine Wurzeln tief in die Erde reichen wie nirgends sonst, bin ich eine völlig Fremde, so entrückt in Zeit und Raum wie ein geisterhafter Revenant.

Ich trete ein. Ohne nachzudenken, kniee ich nieder wie früher am Sonntagmorgen, am Tag meiner ersten Kommunion, vor jenen stolzen Fronleichnamsprozessionen, die im warmen Juni durch das ganze Dorf und wieder zurück zur Kirche führten. Eben wird ein Kindergottesdienst abgehalten, doch man hat nicht einmal den einzigen Kristall-Luster, nur ein paar verlorene Kerzen entzündet. Ich beuge mich auf meine Hände nieder, nicht mehr gläubig, aber von der Schönheit und Schlichtheit des Glaubens berührt. Alles angestaute Gefühl, jahrelang unterdrückt, als man seinen Mut für den Preis erkalteter Empfindung erkaufen musste – aller Kummer um die Erniedrigung meiner Heimat, alle Sorge um meine Kinder im Krieg, aller Schmerz um den Tod meines Vaters drängt jetzt hervor. Ein paar Buben in den vordersten Bänken drehen sich um und starren die fremde Soldatenfrau an, die nahe der Tür kniet und schamlos vor sich hin weint. Schweigend liest der Priester die Messe, von einem kleinen Ministranten unterstützt. Das Weihrauchfass schwingt und klirrt, mit einem schwachen, wie nur geträumten Klang.

Der Jeep wartet am besprochenen Ort. Aufgebracht über meine Verspätung, rast der Fahrer durch die dunklen Strassen nach Hause, über alle Bodenlöcher und Krater hinweg.

Im Pressequartier, auf der Treppe zu meinem Zimmer, höre ich Rufe und Gelächter aus dem Keller dringen. Ich laufe hinauf, werfe den Mantel auf's Bett und kämme mir das Haar, dann steige ich hinunter ins 'Honky-Tonk', wo eine Schar von Leuten, die ich alle bereits kenne, die Bar umsteht. Ein guter Geruch nach Virginiatabak, Bier und

Whisky, viel gutmütiges Gekicher und das Surren von Pfeilen, die man nach der Scheibe wirft, kehlig oder heiser hervorgestossene Scherzworte und freundliche Klapse, der hohe Barhocker wird mir entgegengerückt und ein Drink vor mich hingestellt mit energischem Aufprall. Das ist die Atmosphäre meines 'Fox and Grapes' und meines 'King of Denmark', der hundert Pubs in London und auf dem Land, besonders der Kneipen in Norfolk, die wir so oft besuchten, auf den Flüssen und Seen hin- und hersegelnd von dem einen 'Mild and Bitter'-Bier zum anderen.

«Und wie haben Sie den Nachmittag verbracht?»

«Mit alten Erinnerungen.»

Nick setzt sich ans Klavier und spielt mit feinem Spott das Lied 'Sentimental Journey'. Eine neue Runde wird gebracht. Wir trinken, gehen zu einem lärmenden Abendessen in den Speisesaal hinauf, kommen wieder zurück, trinken weiter und spielen Pfeilwerfen bis halb ein Uhr früh.

* * *

In London gab man mir nicht nur Botschaften, sondern auch viele Pakete mit, die neben den Geschenken für meine Freunde mein Gepäck ausfüllten. Für Zivilkleider blieb kein Platz. Jetzt beginnt das Khaki mir unangenehm zu werden, aber ich sehe seine Vorteile ein. Ich muss auf öffentlichen Ämtern niemals warten. Wenn ich meinen Jeep verfehle, komme ich trotz des Gedränges in jede Strassenbahn, muss nicht nach kleinen Münzen suchen und werde weniger herumgeknufft als alle anderen. Ist kein anderes Verkehrsmittel erreichbar, nimmt man mich in englischen Dienstwagen mit. Und wann immer ich das Telefon benütze, gehe ich in einen Laden, eine Kinokasse oder ein Büro der Alliierten und hebe einfach den Hörer ab. Ohne Uniform könnte ich keinen Bruchteil meiner Besuche und Expeditionen machen, und ich erfahre mehr auf diesen Rundfahrten über den Zustand Wiens als auf jede andere Art.

Neun Monate nach dem Krieg liegt die Stadt noch immer im Chaos. Riesige Schuttberge versperren Tore und Durchgänge, bombenbeschädigte Gebäude bleiben gefähr-

lich; in den Februarstürmen, die sich so plötzlich erhoben, wie sie wieder erstarben, flogen nicht nur Schindeln vom Dach, sondern stürzten ganze Häuser ein – wie jenes, das unlängst einen Wagen mit Kutscher, Beifahrer und Pferden unter sich begrub. Es gibt wenig Verkehr; Mensentrauben kleben auf den Stufen zu beiden Seiten der Strassenbahnen, flankiert zumeist von Sowjetsoldaten, die diese Art von Transport nicht nur beherrschen, sondern offenbar genießen. Die sonderbar zusammengewürfelte Masse, die an die Stelle der Wiener getreten ist, scheint zu hungrig und verdrossen, um tüchtig oder zumindest höflich zu sein. Überdies hat sich ein natürlicher Hang, alle Dinge schwieriger zu gestalten, als sie es schon sind, offenbar noch vermehrt. In dieser Stadt wurden Pakete immer persönlich ausgetragen oder Briefe geschrieben, statt dass man das Telefon benützte. Eine gewisse altmodische Umständlichkeit gab es noch in der ersten Republik. Jetzt, nach einer Periode deutscher Überorganisation, sind die Menschen mit Erleichterung in das *laisser faire* von früher zurückgesunken.

In allen Bezirken die gleichen verbarrickadierten Läden, leeren Cafés und geschlossenen Restaurants. Das Leben ist aus den Strassen gewichen, aber man merkt, dass sich hinter den toten Fassaden manches regt. Da und dort sieht man in einem Schaufenster einen schön geschliffenen Glaskrug, einen einzigen anmutigen Schuh auf wohldrapierem Tuch, eine einfallsreiche Fetzengruppe oder Abendtasche. Die jungen Mädchen – reizlose Doppelgängerinnen der Wienerinnen von ehemals – sind schlecht, obschon keineswegs ärmlich angezogen, aber die wenigen offenen Läden der Inneren Stadt zeigen ein paar erlesene Modelle, als warteten sie auf eine Wiederkehr des weiblichen Geschmacks.

Verwüstet, zahnlos und angesengt, trägt das Gesicht der Stadt noch seine alten Züge. Seine höchste Glorie, die vielen Barockkirchen und Paläste, sind unberührt. Wann immer das ungewisse Wetter es zulässt, glänzt eine scheue Vorfrühlungssonne auf den patinierten Dächern und Kuppeln. Der Stephansturm, von zittrigem blaugrauem Nebel umhüllt, ragt über die zarte Linie des Wienerwaldes, zu seinen Füßen liegen leere Hülsen, alles im engen Umkreis ist zerstört. Dahinter, in einem dichten Netz von alten Gassen, stehen die

Stadthäuser des Adels und der Bourgeoisie, edelproportioniert und einfallsreich in ihrer Ornamentik. Nur ihre Farbe hat an Würde verloren. Was einst das vornehme Grau einer Witwe von Stand war, erscheint jetzt aschfahl vor Kummer und Vernachlässigung.

In einem der Häuser, die etwa ein Jahrhundert, nachdem sie erbaut wurden, dem Luftbombardement zum Opfer fielen, haben, einen Steinwurf vom Dom entfernt, meine väterlichen Grosseitern gewohnt. Sein Tor ist jetzt vom Mauerwerk der eingestürzten oberen Stockwerke ausgefüllt. Durch die Fenster, von denen aus ich als Kind den Leichenzug des Kaisers Franz Joseph über die Ringstrasse ziehen sah, erspähe ich Teile der einstigen Wohnung. Hier sind Spuren der gelben Tapete des Schlafzimmers und der burgunderroten im weitläufigen Salon. Dort, absurd in den Himmel gereckt, stösst das Rohr des Badezimmerofens hervor, dessen Terracotta-Tönung ich immer bewundert habe. Die Eingeweide eines Lebens, das viele Jahrzehnte andauerte, sind jetzt den Blicken aller Neugierigen ausgesetzt. Dahin das Meissener Porzellan mit dem Zwiebelmuster, dahin das fürchterliche Pseudo-Renaissance-Mobiliar, reich geschnitzt mit Löwentatzen und Adlerköpfen, dahin die letzten Früchte bürgerlichen Wohlstandes, herübergerettet aus einem früheren Weltkrieg und finanziellen Zusammenbruch.

Mein Grossvater war Kaufmann, der Inhaber einer Firma, die ihren Sitz im traditionellen Geschäftsviertel nahe dem Franz-Josephs-Kai besass. In diesem Stadtteil sind die ärgsten Verwüstungen geschehen. Die wütendsten Kämpfe während der Belagerung fanden zu beiden Seiten des Donaukanals statt, als die zurückweichenden SS-Bataillone, ironischer Weise im früheren Ghetto verschanzt, die Stadt von ihrem Ufer aus beschossen hatten. Der Kai, dieses Merkmal der merkantilen Jahrhundertwende, wurde fast zur Gänze von deutschen Geschützen zerstört. Alle Brücken ausser einer sind geborsten, ihre Reste ruhen im Wasser, das überdies von versunkenen Schleppkähnen blockiert zu sein scheint. Während ich mit einem anderen Korrespondenten an dieser Kette von Ruinen vorüberfahre, verleiht ein plötzlicher Schneesturm ihrem Anblick eine barbarische Trauer. Wir einigen uns, dass dies der Augenblick ist,

um den Prater aufzusuchen. Was von ihm übrig ist, sieht in diesem Wetter zumindest nach den Folgen einer Naturkatastrophe aus.

Der Prater, ein anderes Wahrzeichen des grossen bürgerlichen Jahrhunderts, hat von jeher allen Schichten zur Erholung gedient. Vornehme ältere Damen und Herren rollten gemächlich zu den Pferderennen in der Freudenau, indes wohlhabende junge Leute ihr Geld und gutes Aussehen beim Blumenkorso zur Schau stellen konnten. Liebespaare wandelten unter weissen und rosafarbenen Kastanienblüten. Grosse gemütliche Familien nahmen grosse gemütliche Mahlzeiten in einem der drei Kaffeehäuser am Rand der Hauptallee ein, oder in den ungarischen, tschechischen, serbischen, polnischen und italienischen Gaststätten in der Nähe des Wurstelpraters. In diesem volkstümlichen Teil amüsierten sich Kinder, Köchinnen und Soldaten. Am liebsten fuhren sie mit der Grottenbahn durch finstere Schluchten, in denen Märchenszenen oder Schreckbilder aufzuckten und wieder verschwanden: Wölfe mit gefletschten Zähnen, Zwerge, um einen funkelnden Schatz geschart, oder eine grausige Darstellung des Erdbebens von Lissabon, das sich unter ohrenbetäubendem Donnerrollen vor ihren Augen vollzog. Wieder im Freien, hörten sie die Schreckensschreie von der saulenden Scenic Railway, Ringelspiele, bevölkert von Pferden, Elefanten, Drachen, Einhörnern und jeder Art von heraldischem Tier, drehten sich zum metallischen Klang der Polka. Das ehrwürdigste Karussell bewegte sich um die gigantische Figur eines Chinesen, den man ‚Kalafatti‘ nannte – angeblich, wenn auch nicht recht einleuchtend, eine Verballhornung des Wortes Kaliphat. Für kleine Kinder gab es Marionettentheater mit jenem ‚Wurstel‘, der dem ganzen Bereich seinen Namen lieh. Seit 1873, dem Jahr der Weltausstellung, hatte hier das Riesenrad gestanden, mit seinen vielfarbigen Waggons, beleuchtet von Lampions, in denen man hoch im Bogen durch den Abendhimmel fuhr.

Von allen Freuden meiner Kindheit wollte ich diese eines Tages meinen Kindern bieten. Christine, verliebt in jeden Vergnügungspark, in lebende und hölzerne Ponys, in grosse bunte Luftballons, hat schon lange darauf gewartet. Aus einem amerikanischen Kinderbuch namens ‚Gigi the Merry-go-round Horse‘ hat sie einen deutlichen, obschon

unzutreffenden Eindruck vom Prater gewonnen und mich beschworen, ihr zu schreiben, ob hier alles noch zu finden sei – ‚Gigi, deren Mutter eine Tanne war und deren Vater der Wind, der durch den Wienerwald bläst‘, Victorine, die kastanienbraune Stute und ihr Reiter, «Seine Durchlaucht, des Kaisers jüngster Sohn».

Aber weder der amerikanisierte Wunschtraum noch meine eigene Wirklichkeit des Praters lässt sich in der Wildnis aufspüren, die an seine Stelle getreten ist. Granatenbeschuss und ein Brand, der im Holz und Farblack der Buden ungehindert wüten konnte, haben ihn vom Erdboden getilgt, als hätte er niemals existiert. Der grauenhafte, unvergessliche Anblick des Erdbebens von Lissabon ist zur Wahrheit geworden. Der Vergnügungspark ist durch eine Wüste verkohlter Balken und verkrümmter Eisenträger ersetzt, über die das Riesenrad, verbogen und ohne Waggon, in schmerzlicher Einsamkeit hinausragt.

Ich steige aus dem Wagen und mache ein paar Schritte durch den frischgefallenen Schnee. Die Toten, stand kürzlich irgendwo, sind uns so gründlich entzogen, dass es nicht darauf ankommt, ob sie gestern oder vor tausend Jahren gestorben sind. Hier, auf dem Friedhof des Praters, komme ich mir vor wie in Pompeji. Mit kaltem, historischem Interesse suche ich hinter Schutt und Asche eine Epoche, die nicht weniger tief im Schoss der Zeit zu liegen scheint als das Römische Reich.

ANMERKUNGEN

Die Angaben über das Leben der Autoren beschränken sich auf jene Zeit, die sie im Exil verbringen mussten. Wenn vorhanden, werden Bibliographien ihrer Veröffentlichungen angegeben. Am Schluss der Eintragungen findet sich der Nachweis der Texte, mit der Abdruckerlaubnis der Verlage. Die Autoren, die in England Zuflucht fanden, wie Stefan Zweig, Hermynia Zur Mühlen, Robert Neumann, Johannes Urzidil, Martina Wied, Hans Flesch-Brunningen u.a., sind in Sylvia M. Patsch, *österreichische Schriftsteller im Exil in Grossbritannien*, Wien 1985, ausführlich besprochen.

Die Abbildungen: Die Schriftstellerporträts stammen zu meist aus den Beständen der österreichischen Nationalbibliothek in Wien, Bildarchiv und Porträtsammlung, der bestens gedankt wird. Das Foto von Robert Neumann wird mit freundlicher Genehmigung der Liepman-AG, Zürich wiedergegeben. Die Bilder von Anna Gmeyner (Ullstein Bilderdienst) und Lili Körber stellte Frau Lisette Buchholz, «persona verlag» Mannheim, zur Verfügung. Das Foto von Hans Flesch-Brunningen verdankt die Herausgeberin Frau Professor Dr. Hilde Spiel, jenes von Robert Braun Frau Ottilie Braun, Uppsala, jenes von Hans Peter Kraus dem Entgegenkommen des Schweizer Verlagshauses, Zürich.

Wo mehrere Porträts existieren, wurden solche gewählt, die kurz nach der Rückkehr aus dem Exil aufgenommen wurden. Leider war es nicht möglich, von Hermynia Zur Mühlen eine geeignete Aufnahme zu bekommen. Es gibt von ihr nur ein Amateurfoto. Auch von Salka Viertel konnte keine Aufnahme wiedergegeben werden; es sei daher auf die beiden Porträts in der amerikanischen Ausgabe ihrer Autobiographie verwiesen.

Die Texte: Offensichtliche Druckfehler in den Erstausgaben wurden verbessert, eindeutige Übersetzungsfehler berichtigt. Sternchen zwischen den einzelnen Abschnitten sind aus dem Original übernommen. Sie deuten keine Auslassungen an. In den wenigen Fällen, wo etwas gekürzt wurde, z.B.

bei den Tagebucheintragungen von Käthe Braun-Prager und bei Salka Viertel, ist dies durch eine Reihe von Punkten angedeutet.

Felix BRAUN Wien, 4.11.1885 – Klosterneuburg,
29.11.1973

Exil in England von 1939 bis 1951, vorher als Dozent für
Germanistik in Palermo und Padua.

Exilliteratur im eigentlichen Sinne hat der esoterische Dichter und Philosoph nicht verfasst, jedoch soll sein «Dank an England» aus dem Sammelband *Anrufe des Geistes; Essays, Reden, Erinnerungen*, Graz, Styria 1965, hier nicht fehlen. Da seine Autobiographie *Das Licht der Welt – Geschichte eines Versuches, als Dichter zu leben*, vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges endet, kann sie über seine Jahre im Exil keine Auskunft geben. In England verfasst, erschien sie 1949 in Wien. Nur in seinem Essay «Die Bilder meiner Schwester» finden sich eingangs Hinweise auf den erzwungenen Englandaufenthalt während des Zweiten Weltkrieges.

1959 erschien in der Reihe «Das österreichische Wort», Stiasny Verlag, Graz und Wien, der Band *Felix Braun* von Walter Ehlers, mit einem Verzeichnis seiner wichtigsten Schriften. Zur Erinnerung an Felix Brauns hundertsten Geburtstag erschien in der *Illustrierten Neuen Welt* (Wien) im Oktober 1985 ein Gedächtnisartikel der Herausgeberin.

Über die Literatenfamilie Braun und ihre Vertreibung aus Wien berichtet die Autobiographie des Bruders Robert Braun. Der Abdruck geschieht mit freundlicher Erlaubnis von Frau Ulrike Popovic, Wien.

Robert BRAUN Wien, 2.3.1896 - Uppsala 16.3.1972
1938 - 1972 im schwedischen Exil (1938 staatenlos)

Robert Braun nahm am Ersten Weltkrieg teil; Dr. phil. (Universität Wien) 1920, Lebensmittelchemiker; sein erster Gedichtband erschien 1919; 1928 erhielt er den Julius-Reich-Preis für Dichtung, 1965 den Professortitel. Seine Autobiographie *Abschied vom Wienerwald – Ein Lebensbekenntnis* erschien 1971 im Verlag Styria. Die zweite Hälfte des Bandes trägt den Titel «Das Jahr der Auswanderung». Die hier wiedergegebene Stelle stammt aus dem 18.-19. Ka-

pitel und würdigt die Verdienste des Holländers Gyldemeester – «ein Menschenfreund, von dem merkwürdigerweise niemand mehr etwas weiss, obzwar er Tausende von Hilfsbedürftigen dieser Zeit gerettet hat», sowie auch die persönliche Vermittlung im Falle Robert Brauns durch die berühmte Tänzerin Grete Wiesenthal.

Unter dem Titel *Das wiedergefundene Wort – Ausgewählte kleine Prosa* erschien ein Band von Robert Braun in der Sammlung «Neue Dichtung aus Österreich» im Bergland Verlag, Wien 1956. 1948 hatte Robert Braun eine Biographie *Josephine von Schweden* in Wien und 1950 nochmals in Stockholm herausgebracht. Seine neue Heimat ist auch das Thema von *Die Mutter der Flüchtlinge*, Graz-Wien 1961. Der Gedichtband *Gehen und Gehen in Wien* erschien 1966 in Wien.

Von seinem älteren Bruder Felix, sowie auch von seiner Schwester Käthe sind im vorliegenden Band Eindrücke aus dem englischen Exil wiedergegeben, so dass hier die Schicksale einer alten Wiener Familie – mütterlicherseits seit 200 Jahren dort ansässig – stellvertretend für viele andere gelten können. Dabei kommt Robert mit seiner eindringlichen Schilderung der letzten Tage in der Heimat besondere Bedeutung zu, da sich seine Geschwister darüber nicht geäußert haben; der Bruder Felix war direkt von seiner Lehrtätigkeit in Italien nach England gegangen und hat das Wien zurzeit des Auszuges nicht miterlebt.

Der Abdruck der Textprobe von Robert Braun erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Frau Ottilie Braun, Uppsala, der herzlich gedankt wird.

Käthe BRAUN-PRAGER Wien, 12.2.1888 - Wien,
18.6.1967
1938 Italien, 1939 - 1951 Grossbritannien

Sie stammte aus einer Literatenfamilie: am bekanntesten wurde ihr Bruder Felix Braun, der im vorliegenden Band mit seinem «Dank an England» vertreten ist. Ihr Bruder Robert war mit Stefan Zweig und Jakob Wassermann, ihr Bruder Felix mit Rilke und Hugo von Hofmannsthal befreundet. Ihr Gatte, Dr. Hans Prager, schrieb über Shakespeare und Dostojewski (mit Vorwort von Stefan Zweig).

In seiner Abhandlung «Die Bilder meiner Schwester» hat Felix Braun über das Maltalent seiner Schwester berichtet, das sich erst in England entwickelte. Käthe Braun-Pragers Eindrücke aus England sind so charakteristisch für sie – wie für ihr Gastland – dass sie hier mit einigen Beispielen wiedergegeben werden: ein friedliches Bild mitten im «Blitz» und den Schrecken des Zweiten Weltkrieges.

Da über sie in Abhandlungen über die österreichische Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum je Angaben gemacht werden, sei – zum Verständnis ihres kulturellen Hintergrundes – auf die Autobiographien ihrer Brüder verwiesen: Felix Braun: *Das Licht der Welt – Geschichte eines Versuches, als Dichter zu leben*, Wien 1949; Robert Braun: *Abschied vom Wienerwald*, Graz-Wien-Köln 1971.

Hier sind Proben aus ihrem aphoristischen Erinnerungsbuch *Reise in die Nähe – aus einem englischen Tagebuch*, Stifter Bibliothek, Salzburg, 1954, wiedergegeben. Der Abdruck geschieht mit freundlicher Erlaubnis von Frau Ulrike Popovic, Wien.

Hans FLESCH-BRUNNINGEN Brunn, 5.2.1895 - Bad Ischl, 1.8.1981

Pseudonym «Vincent Brun». Exil in England 1934 bis 1958.

Aus seinem Kriegs- und Nachkriegsroman *Die Frumm* (so der Name der Hauptperson) ist hier ein vollständiges Kapitel wiedergegeben, das die Zeit der Besetzung in Wien nach dem Jahre 1945 schildert. Aus Gründen des (ungeklärten) Copyright musste auf die Wiedergabe von englischen Textproben österreichischer Autoren vorerst verzichtet werden. Teile einer Autobiographie von Hans Flesch-Brunningen wurden in der Zeitschrift *Literatur und Kritik* veröffentlicht. Es sei hier noch auf seinen autobiographischen Roman aus den Londoner Kriegstagen *Perlen und schwarze Tränen* hingewiesen, der zuerst in englischer Sprache abgefasst wurde; das englische Manuskript ist verschollen. Es ist dies der eindrucksvollste «London-im-Krieg»-Roman in deutscher Sprache. Beide Romane, *Die Frumm* und *Perlen und schwarze Tränen*, sind in der Nymphenburger Verlagshandlung, München, erschienen; *Perlen und schwarze Tränen*

1980; Erstausgabe im Verlag Wolfgang Krüger in Hamburg 1948. Nymphenburger gestattete den Abdruck des Kapitels «Familie Boltzmayer» (*Die Frumm*, Seite 350-374), wofür bestens gedankt wird. Hans Flesch-Brunningsens Roman *Die Teile und das Ganze*, mit autobiographischen Stellen, erschien im Paul Zsolnay Verlag, Wien, Hamburg 1969. Seine Romane aus dem Exil: *Alcibiades Beloved of Gods and Men*, New York, 1935. *Alcibiades Forsaken by Gods and Men*, London 1936. *Masquerade*, New York, 1938; dasselbe, Londoner Ausgabe: *The Blond Spider*, 1939. *Untimely Ulysses*, London, 1940. Mitarbeit an *In Tyrannos: Four Centuries of Struggle Against Tyranny in Germany*, London, 1944. (Herausgegeben von Hans J. Rehfish).

Anna GMEYNER Wien, 1902. Lebt in York, GB.
Pseudonym «Anna Reiner».

Auch in den Namen und im Namenswechsel spiegeln sich die Zeitläufte: Anna Gmeyner schrieb zuerst unter dem Pseudonym «Anna Reiner», um ihre Angehörigen nicht zu gefährden. Später, nach ihrer zweiten Ehe mit dem russisch-englischen Religionsphilosophen Jascha Morduch ab 1960 unter dem Namen Anna Morduch. Ihr «Roman um fünf Kinder», *Manja*, erschien 1938 im Verlag Querido in Amsterdam, 1939 unter dem Titel *The Wall* bei Secker & Warburg, unter dem Titel *Five Destinies* bei Knopf in New York, 1939. Ihr Pariser Exilroman *Café du Dôme* erschien 1941 bei Hamish Hamilton in London. Grossbritannien als Land der Zuflucht lag für sie nahe, da sie schon 1926 ihren ersten Mann, den Biologen Paul Wiesner, nach Schottland begleitet und längere Zeit dort zugebracht hatte. Der schottische Bergarbeiterstreik von 1926 veranlasste sie, das Drama «Heer ohne Helden» zu schreiben. Nach der Trennung von Wiesner ging sie nach Berlin, dann über Paris nach England, wo sie Jascha Morduch (gestorben 1950) heiratete. Im englischen Exil arbeitete sie mit Berthold Viertel und Fritz Kortner zusammen. Ab 1960 schrieb sie ausschliesslich in englischer Sprache.

Für die Abdruckgenehmigung wird Frau Lisette Buchholz, der Gründerin des Exilliteraturverlages «persona Verlag» in Mannheim, herzlich gedankt. *Manja* erschien in ih-

rem Verlag 1984, mit einem Vorwort von Heike Klapdor-Kops, auf das eigens hingewiesen wird, da sich über Anna Gmeyner auch in ausführlichen Nachschlagewerken keine Angaben finden. H. Klapdor-Kops hat im 3. Band des internationalen Jahrbuches *Exilforschung* 1985 die erste Biographie von Anna Gmeyner veröffentlicht.

Egon Erwin KISCH Prag, 29.4.1885 – Prag, 31.3.1948.
1933 von der Tschechoslowakei aus nach Frankreich;
1937 Spanien; 1940-1946 Mexiko.

Die Reportagen von seinen Weltreisen wurden berühmt und «der rasende Reporter» sprichwörtlich durch seine aufsehenerregenden Berichte. So kam er z.B. dem «Fall Redl» auf die Spur. Die Literaturkritik hat sich bisher kaum mit Kisch als Schriftsteller, als Verfasser von Reisebeschreibungen und Kurzgeschichten, als Kriegsberichterstatter auseinandergesetzt, da sein Journalismus» immer im Vordergrund stand. In der Sammlung *Text und Kritik*, im Egon Erwin Kisch-Band (Nr. 67, 1980), heisst es zur Forschungslage: «Wissenschaftlich so gut wie unberücksichtigt, ist Kisch um so mehr in der Presse notiert, befehdet, gewürdigt und verklärt worden.» Im genannten Band findet man eine Auswahlbibliographie seiner Werke, sowie auch das wichtigste Schrifttum über ihn.

Die hier wiedergegebenen zwei Texte handeln – wie so oft bei Kisch – von Menschen, die fern ihrer angestammten Heimat leben, die Gefahren vielerlei Art ausgesetzt sind, vor allem jener, in der Heimat vergessen zu werden. Der Abdruck der beiden Berichte geschieht mit freundlicher Erlaubnis des Aufbau-Verlages, Berlin und Weimar, aus Egon Erwin Kisch, *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*, Hg. Bodo Uhse und Gisela Kisch, Band VII, 1979; «Indiodorf unter dem Davidstem» war 1945 in Mexiko, Verlag El Libro Libre erschienen. «Teoberto Maler, ein iMann in verzauberter Stadt», früherer Titel «Ein Österreicher in Yucatan», erschien 1948 in der Sammlung *Abenteuer in fünf Kontinenten*, Wien, Globus Verlag.

Bibliographie der Werke Kischs in Buchform, in: Brigitte Melzig, *Deutsche sozialistische Literatur 1918-1945*, Aufbau Verlag, Berlin und Weimar 1975.

Lili KÖRBER 25.2.1897 Moskau (Vater Österreicher,
Mutter aus Polen) – 11.10.1982 New York

Nach politischen Schwierigkeiten (Spionageanklage gegen den Vater) verliess die Familie Russland und ging 1915 in die Schweiz, wo Lili Körber in Zürich maturierte. 1917 Germanistikstudium in Wien, fortgesetzt in Frankfurt am Main, dort Dissertation «Die Lyrik Franz Werfels» 1925. Heirat mit dem Berliner Soziologen Eric Grave'. 1940 Exil in Frankreich, ab 1941 USA; als Krankenschwester in New York tätig gewesen.

Da über sie kaum Angaben vorhanden sind, seien ihre Beiträge zur *Arbeiter-Zeitung* erwähnt – 1927 einer, 1928 elf, zumeist Gedichte; weiters ihre Mitarbeit an Exilzeitschriften, u.a. im *Aufbau* (New York), *Neue Volkszeitung* (New York), *Das andere Deutschland* (Buenos Aires). Der Katalog der «British Library» verzeichnet zwei englische Übersetzungen von ihren Werken aus den Jahren 1933 und 1937.

Hier ist der Anfang des dritten Kapitels aus ihrem Zeitroman *Die Ehe der Ruth Gompertz* abgedruckt, der durch den persona verlag von Lisette Buchholz, Mannheim 1984, wieder zugänglich gemacht wurde; ihr sei herzlich gedankt für die Abdruckgenehmigung. Das Vorwort von Gabriele Kreis unterrichtet über Leben und Werk der vergessenen Österreicherin, deren Roman in Wien nach Gerichtsprozess 1934 beschlagnahmt worden war. Er wurde für den Wiener Verlagsbuchhändler Richard Lányi gedruckt. Ausführlich über diesen Buchhändler, der wegen seiner Verbindung zu Karl Kraus besondere Beachtung verdient, in Murray G. Hall, *österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938*, Band II, Böhlau Verlag Wien Köln 1985, Seite 229f.

Hans Peter KRAUS Wien, 12.10.1907

1939, nach Verschleppung in zwei Konzentrationslager,
Ausreise in die USA. Nicht nach Österreich zurückgekehrt.
Seit 1945 US-Staatsbürgerschaft.

Jahrzehnte nach den Erlebnissen in Dachau und Buchenwald raffte sich Hans Peter Kraus auf, um über die Zeit der Schrecken zu berichten. Seine Autobiographie *A Rare Book*

Saga erschien 1978, bei G.P. Putnam's Sons, New York, die deutsche Übersetzung im Schweizer Verlagshaus, Zürich, 1982. Die Kapitel 7 und 8 werden mit freundlicher Erlaubnis des Verlages wiedergegeben, der auch das Foto zur Verfügung stellte.

Nach sorgloser Kinderzeit in Wien, die Kraus anschaulich schildert, berichtet er über seinen Aufenthalt in Dachau und Buchenwald, dann über seine geglückte Ausreise nach New York und über seine Erfolge als Antiquar und als Gründer des bedeutendsten «Reprint»-Unternehmens, seine Liebe zu Büchern, die auch in seinen Forschungen *On Book Collecting - The Story of my Drake Library* und *Sir Francis Drake - A Pictorial Biography* deutlich wird. An Anerkennung fehlte es in seinem späteren Leben in den USA nicht: er wurde Kuratoriumsmitglied der Yale Library, Mitglied der englischen und der amerikanischen Bibliophile Society, der Gutenberg-Gesellschaft, wurde Ritter der französischen Ehrenlegion und erhielt den Dr.h.c. Sein Verdienst um die Bibliotheken der Welt kann nicht hoch genug veranschlagt werden; abgesehen von seinen grosszügigen Spenden wertvollster Bücher an amerikanische Bibliotheken, machte er durch seine «Reprints» längst vergriffene Zeitschriften und Sammelwerke wieder zugänglich. Seine Autobiographie in englischer Sprache, ausgezeichnet ins Deutsche übersetzt von Lexa Katrin von Nostitz, zeigt den Werdegang eines der letzten grossen Bibliophilen.

Ernst LOTHAR (MÜLLER) Brünn, 25.10.1890 - 30.10.1974 Wien, 1938 USA, 1945 Wien

Ernst Lothar ist ein zu Unrecht vernachlässigter österreichischer Schriftsteller, der nicht nur als Verfasser bedeutender Romane Hervorragendes geleistet hat, er versah auch wichtige Ämter: in jungen Jahren war er Staatsanwalt, Hofrat im Handelsministerium – auf ihn geht die Gründung der Hochschule für Welthandel zurück – Theaterkritiker, Gastregisseur am Burgtheater und Nachfolger Max Reinhardts in der Leitung des Theaters in der Josefstadt. Seine Flucht über die Schweiz in die USA 1938, in letzter Minute, seine Jahre am Colorado College, seine verdienstvolle und schwie-

rige Tätigkeit für den kulturellen Wiederaufbau Österreichs nach 1945 sind ausführlich in seiner Autobiographie *Das Wunder des Überlebens* geschildert. Hier ist eine charakteristische Stelle wiedergegeben, die die Probleme der Rückkehr in die alte Heimat, besonders die Verhältnisse in Wien und Salzburg, zeigt. In romanhafter Form dargestellt, war dies auch das Thema von Ernst Lothars *Die Rückkehr*, Salzburg 1949 gewesen, mit der Angabe «Begonnen in Scarsdale bei New York, Sommer 1945, beendet in Wien, Frühjahr 1949.»

In seinem *Wunder des Überlebens* schildert er besonders eindringlich, wie er nach langem innerem Kampf die lebensrettende US-Staatsbürgerschaft schliesslich doch zurücklegt, um sich ganz den neuen Aufgaben in der Heimat zu widmen. Die im Text wiederholt genannte «Adrienne» ist die berühmte Kammerschauspielerin Adrienne Gessner, seine Frau.

Heute werden Autoren, die die kindliche Psyche zum Thema von literarischen Werken machen, mehr beachtet als früher; auf diesem Gebiet hat Ernst Lothar ebenfalls Beachtliches geleistet, wenn er auch als «Zeitzeuge» in die Annalen der österreichischen Literatur und Kultur eingehen sollte.

Seine zahlreichen in englischer Sprache veröffentlichten Werke weisen ihm einen bedeutenden Platz an in der unbeachteten Sparte «österreichische Literatur in englischer Sprache.»

Das Wunder des Überlebens – Erinnerungen und Erlebnisse erschien 1960 im Paul Zsolnay Verlag, Hamburg-Wien. Dem Verlag wird für die Abdruckgenehmigung der hier wiedergegebenen Stelle herzlich gedankt. Eine Bibliographie der Werke Ernst Lothars ist verzeichnet in «Das österreichische Wort» Band 133, Graz und Wien 1963, eingeleitet von Friedrich Schreyvogel.

Robert NEUMANN Wien, 22.5.1897 - München, 3.1.1975

Exil in Grossbritannien ab 1934, britischer Staatsbürger 1947, ab 1958 in Locarno, Schweiz.

1939 erschien in dem Londoner Verlag J.M. Dent Robert Neumanns Flüchtlingsroman *By the Waters of Babylon*; 1944 noch einmal in der Reihe «International Authors» im Verlag Hutchinson. Deutsche Übersetzung, Oxford

Phaidon Press 1945. Deutsche Ausgabe, zusammen mit *Treibgut* bei Desch in München 1960. Auch andere Romane von Robert Neumann, wie sein Wiener Ruinenroman *Children of Vienna*, kamen erst mit zwanzigjähriger Verspätung zu den Lesern in seiner Heimat – wegen der «tragischen Isolierung», die der Krieg verursacht hatte. Robert Neumann konnte von sich sagen, er sei «unbekannt im Land, das mich entdeckte», und es gibt noch immer Romane von ihm, die noch nie auf Deutsch erschienen sind.

Weitere Exilromane Robert Neumanns: *Scene in Passing*, London, Dent, 1942; deutsche Ausgabe unter dem Titel *Tibbs*, Konstanz, Curt Weller Verlag, 1948 – seit Jahrzehnten vergriffen. *The Inquest*, London, Hutchinson International Authors, 1944. (*Treibgut*, München 1960); *Children of Vienna*, London, Gollancz 1946; New York 1947; *Kinder von Wien*, in dem Amsterdamer Verlag Querido, der sich um deutsche Exilliteratur so verdient gemacht hat, 1948.

Neuausgabe mit Einleitung von Christine Nöstlinger, Weinheim 1979 – also fast dreissig Jahre nach der Veröffentlichung des englischen Originals. *Blind Man's Buff*, London 1949; *The Plague House Papers* (= *Mein altes Haus in Kent*; Autobiographie der Exil-Jahre) London 1959.

Marcel Reich-Ranicki nannte das hier wiedergegebene Kapitel «Marcus oder die Emigration» (*An den Wassern von Babylon*) «ein kleines Meisterwerk deutscher Prosa». (*Deutsche Literatur in West und Ost*, München 1963). Die erste ausführliche Würdigung Robert Neumanns schrieb Elisabeth Freundlich in der Festschrift, die der Kurt Desch Verlag zum 60. Geburtstag Neumanns 1957 herausgebracht hatte.

Für die Abdruckgenehmigung wird der Liepman AG in Zürich, Maienburgweg 23, herzlich gedankt.

Manes SPERBER Zablutow bei Kolomyja,
12.12.1905 – Paris, 5.2.1984. 1933 von Wien über Jugoslawien nach Paris.

Aus seiner Romantrilogie *Wie eine Träne im Ozean* wird aus dem zweiten Teil «Tiefer als der Abgrund» der Anfang des Kapitels «Die Verbannung» wiedergegeben. Es ist die

Schilderung von Paris als Zuflucht der Vertriebenen, für die es oft nur eine Zwischenstation war, wie im Falle von Lion Feuchtwanger und seiner Frau (vgl. Marta Feuchtwanger, *Nur eine Frau*, München 1983), oder dem Ehepaar Franz Werfel und Alma Mahler, bis sie das mit Ungeduld und unter Lebensgefahr erwartete Einreisevisum für die USA erhielten.

Manes Sperber, in Wien aufgewachsen, erfuhr, was es heisst, sich als Emigrant in Paris durchschlagen zu müssen. Dort entstanden seine Romane, Biographien und autobiographischen Schriften, sowie seine philosophisch-politischen Essays, wie *Zur Analyse der Tyrannis*, *Die Achillesferse*, *Leben in dieser Zeit* u.a. Die Trilogie *Wie eine Träne im Ozean* erschien 1961; die ersten beiden Teile waren 1950 veröffentlicht worden – wieder ein Beweis dafür, dass das Ende der deutschsprachigen Exilliteratur nicht mit dem Jahr 1945 anzusetzen ist, wie dies zumeist geschieht. Dem Europa Verlag in Wien, der das Werk Sperbers betreut, sei für die Erlaubnis der Wiedergabe herzlich gedankt.

Hilde SPIEL Wien, 19.10.1911. London 1936 - 1963

Die wiedergegebene Stelle stammt aus *Rückkehr nach Wien – Tagebuch 1946*. Den Abdruck gestattete freundlicherweise die Nymphenburger Verlagshandlung in München. Nach Jahrzehnten in England, wohin sie auch nach Beendigung ihres Exils enge Beziehungen hat, war die Rückkehr – nicht Heimkehr – eine mit Problemen beladene Erfahrung. Trotz der hier gewählten «lokalen» Beispiele hat dieses Wiedersehen mit der Kindheit überzeitlichen Charakter: das «*dejà vu*» aus fernen Tagen, die Wiederbegegnung mit der verlorenen Zeit, die Veränderungen, die die zerstörte Stadt mitmachte, die Erfahrungen, die die Weitung des eigenen Horizonts herbeiführten, das alles ist in unvergesslicher Weise dargestellt. Ein passenderes Schlusskapitel konnte sich die Herausgeberin dieser Sammlung von österreichischen Schicksalen vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg nicht wünschen.

Eine Bibliographie der Werke von Hilde Spiel bis 1978 findet sich in *Modern Austrian Literature* 12, 1979, 414 - 421 von Peter Pabisch. Seither veröffentlichte Hilde Spiel Abhandlungen über die Sprache der Bibel, über Jakob

Wassermann, «Fanny von Arnstein – Open House in Vienna»; «Rahel Vamhagen: Tragic Muse of the Romantics»; einen Beitrag zur Walter-Jens-Festschrift und über «eine österreichische Nationalliteratur»; «Das Haus der Sprache», in: Ota Filip und Egon Larsen (Hg.). *Die zerbrochene Feder*. Schriftsteller im Exil. Stuttgart 1984. *Der Mann mit der Pelerine und andere Geschichten* erschien 1985. Wegen seiner Thematik sei hier noch auf den Exilroman *Lisas Zimmer*, München 1965 hingewiesen, der in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Friedrich TORBERG Wien 16.8.1908 - Wien 10.11.1979.
Exil 1938 - 1951.

1938 musste Torberg Österreich verlassen, ging über die Schweiz nach Frankreich, über Spanien und Portugal nach Mexiko. Er erhielt ein Sondervisum für die USA. Für die Filmgesellschaft Warner Bros, arbeitete er als freischaffender Autor. 1951 konnte er nach Wien zurückkehren. Seine Verwurzelung im alten Prag, seine Heimstätte im Wiener Kaffeehaus, hatte ihm die Neue Welt, die er von New York bis Los Angeles kennen lernte, zur vorläufigen Bleibe werden lassen; aber die Rückkehr in ein verändertes Österreich war auch für ihn nicht ohne Probleme. In den Jahren 1954 bis 1965 brachte er die Zeitschrift *FORVM – österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit* heraus, wo er auch über seine Reisen in den USA berichtete. Die österreichische Theaterwelt nach 1945 findet in seinen zwei Bänden *Das fünfte Rad am Thespiskarren* einen ausserordentlich kenntnisreichen Chronisten, der vor allem den «Einbruch» der US-Dramatiker auf die Wiener Bühnen beurteilen, mit den englischen Originalen und der Wirkung der Stücke in ihrer amerikanischen Heimat vergleichen konnte. 1978 erschien in München eine Friedrich Torberg Festschrift *Der Weg war schon das Ziel* (Hg. Joseph Strelka), zum 70. Geburtstag des Dichters, Romanschriftstellers, Kritikers, Übersetzers und Herausgebers (der Werke von Fritz von Herzmanovsky-Orlando). Die hier wiedergegebene Stelle aus *Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten* (Copyright by Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München) ist ein Abschnitt über Torbergs Erinnerungen an das

Leben im amerikanischen Exil, der seine charakteristische, pointierte Sprache zeigt, die spielerisch und humorvoll die Tragödie des Exils andeutet.

Manes Sperbers Nachruf *{Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1979, II Lieferung}* sei aus der grossen Zahl von Ehrungen und Gedenkartikeln über Friedrich Torberg eigens hervorgehoben.

Johannes URZIDIL Prag, 3.2.1896 - Rom, 2.11.1970.
Exil in GB und USA.

1939 musste Urzidil die Heimat verlassen und floh nach England. 1941 ging er in die USA. Von diesen Jahren handelt sein New-York-Roman *Das grosse Halleluja*, München 1959. Er kehrte nur zu Vorträgen nach Österreich zurück. Auf einer solchen Reise starb er in Rom, wo er als Gast des österreichischen Kulturinstituts «drei römische Tage» verbracht hatte. Er ist in einem Grab des Pontificium Institutum Teutonicum S. Mariae de Anima bestattet. Als «Wanderer zwischen zwei Welten» schrieb er ebensogut über *Goethe in Böhmen* wie über *Amerika und die Antike*.

Besonderes Augenmerk verdienen seine Abhandlungen zur Sprache: «Der Dichter im Kreuzverhör», «Das Leben der Wörter», «Sprache als Völkerschicksal», «Der Dichter im fremden Sprachraum» und «Die Sprache im Exil» (1946 veröffentlicht in den *Deutschen Blättern*, in Santiago de Chile). Die autobiographische Novelle «Der Schattenspieler» beschreibt die Eindrücke des überall verdächtigten Flüchtlings in einem englischen Dorf zu Weihnachten mitten im Zweiten Weltkrieg. Auch die Erzählung «Die Fremden» handelt von seinen Erlebnissen im englischen Exil im Krieg, «als Bristol in der Ferne loderte.»

Urzidils Werke sind zusammengestellt in seinem Band *Bekanntnisse eines Pedanten*, Artemis Verlag Zürich und München 1972. 666 Eintragungen sind dort verzeichnet von Vera Machácková-Riegerová. Ferner: Gerhard Trapp, *Die Prosa Urzidils*, Bem 1967, mit Bibliographie am Schluss des Bandes. Urzidils Mitarbeit an Londoner und amerikanischen Zeitschriften ist verzeichnet in der Wiener Dissertation von Hedwig Pistorius, *Johannes Urzidil und das Exil*, 1977.

Hier sind seine sechzehn Exiljahre anhand seiner Tagebucheintragungen dargestellt.

Der Abdruck der autobiographischen Novelle «Der Schattenspieler» geschieht mit freundlicher Erlaubnis der Verlagsgruppe Langen Müller/Herbig in München, aus Johannes Urzidil, *Neujahrsrummel*.

Salka (Salomea) VIERTEL, geb. Steuermann Wychylowka bei Sambor (szt. Österreichisch-Galizien), 15.6.1892 – Klosters, Schweiz 1978

Mit Berthold Viertel verheiratet, ging sie 1927 nach Hollywood. Aus ihrer Autobiographie *The Kindness of Strangers, A Theatrical Life, Vienna, Berlin, Hollywood*, (New York, Holt, Rinehart, Winston, 1969), werden aus der deutschen Übersetzung charakteristische Stellen wiedergegeben. Im Vorwort der deutschen Ausgabe *Das unbelehrbare Herz, ein Leben in der Welt des Theaters, der Literatur und des Films*, Hamburg und Düsseldorf, Claassen Verlag 1970, findet sich eine Würdigung dieser hervorragenden Frau und Künstlerin von Carl Zuckmayer.

Die abgedruckten Textstellen – Auslassungen sind durch Punkte angedeutet – berichten von den Anfängen ihrer Laufbahn als Künstlerin, noch in Deutschland, bis hin zu ihren Erfolgen in Hollywood nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihr gastliches Haus als Treffpunkt vieler Vertriebenen und eine Geburtstagsfeier für Thomas Mann sind hier wiedergegeben.

Die Abdruckgenehmigung erteilte freundlicherweise die Literarische Agentur Paul & Peter Fritz, Zürich, im Einvernehmen mit Herrn Peter Viertel, denen bestens gedankt sei.

Franz WERFEL Prag, 10.9.1890 – Beverly Hills, Kalifornien, 26.8.1945. 1918 - 1938 Österreich, 1938 über Zürich nach Paris, Lourdes, Oktober 1940 Marseille, Spanien, Portugal nach New York, Los Angeles, Beverly Hills.

Franz Werfel ist hier mit seinem Nachruf auf Stefan Zweig vertreten. Der Nachruf als literarische Form gehört zum festen Bestand der Exilliteratur: Stefan Zweig sprach am Grabe Sigmund Freuds in London; Ernst Lothar würdig-

te Max Reinhardt bei dessen Begräbnis in New York; Friedrich Torberg ehrte seinen Freund Franz Werfel, als dieser 1945 in Beverly Hills «an gebrochenem Herzen» starb. Felix Braun gedachte Martina Wieds vor dem Wiener Kunstsena; Hilde Spiel schrieb einen Nachruf auf Robert Neumann, und Manes Sperber würdigte Friedrich Torbergs Werk und politische Haltung.

Zu der langen Liste der nicht Heimgekehrten kamen noch die Selbstmorde im Exil oder auf dem Weg dorthin. Diese Nachrufe waren auch ein Rückblick auf eine mit Gewalt beendete Epoche österreichischer Literatur und Kultur; es war immer auch ein Nachruf auf eine versunkene, unwiederbringlich vergangene Zeit, die ihre Wurzeln noch in der Donaumonarchie hatte, in deren letztem Kampf die meisten der hier Versammelten noch ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten.

Franz Werfels Gedanken beim Tod von Stefan Zweig sind eine einfühlsame und verständnisvolle Analyse des Selbstmordes – ein wiederkehrendes Thema im Leben und in den Werken der Vertriebenen.

Neuere Literaturgeschichten und Handbücher verzeichnen Franz Werfels Werke – Lyrik, Dramen, Romane, Verfilmungen und deutsche Libretti für Verdi-Opern; auch Aribert Reimanns «Troades» (1986) verwendet Werfels Text. Seine *Gesammelten Werke* in 15 Bänden wurden von Adolf D. Klarmann in Stockholm, später Frankfurt am Main herausgebracht; viele sind heute als Fischer Taschenbücher erhältlich.

Der Abdruck von Werfels Nachruf auf Stefan Zweig erfolgt mit freundlicher Erlaubnis der Verlagsgruppe Langen Müller/Herbig in München, aus Franz Werfel, *Zwischen oben und unten*, München 1975. Eine Biographie der Werke Werfels in Lore B. Foltin (Hg.), University of Pittsburgh Press 1961, zusammengestellt von F. McGowan. *Das Franz-Werfel-Buch* gab Peter Stefan Jungk 1986 heraus; seine Werfel-Biographie erscheint demnächst.

Martina WIED, geb. Alexandrine Martina Augusta Schnabl,
verh. Weisl. Wien, 10.12.1882 - Wien, 25.1.1957
Exil in Grossbritannien – Schottland, Wales, Somerset,
1938 - 1947

Martina Wied, die in schottischen Klöstern lebte und als Lehrerin ihren Unterhalt verdiente, hat wiederholt auf die Probleme von Vertriebenen, Zwangsverschickten und Heimatlosen hingewiesen. In ihrem historisch-politischen Roman *Die Geschichte des reichen Jünglings*, Innsbruck, österreichische Verlagsanstalt 1952, wie auch in einer Reihe von Gedichten hat sie das harte Los der Fremde zu ihrem Thema gemacht.

Aus ihrem Kriegs- und Evakuierungsroman *Das Krähen-nest*, Wien, Herold 1951, ist das erste Kapitel «Die Flucht» abgedruckt. Da sie sich über ihre Jahre im englischen Exil auch in ihrer autobiographischen Darstellung «Jeder hat sein Grundmotiv» in der Zeitschrift *Welt und Wort* 8, Tübingen 1953, nicht ausspricht, sei hier wenigstens ihre Bemerkung zu Beginn des Buches wiedergegeben: «Begonnen am Weissen Sonntag 1944 in Wincanton, Somerset, England. Beendet am Gründonnerstag 1945 in Llandudno, North Wales.»

Verse aus ihrem Gedicht «Die Insel», als Motto dem vorliegenden Band vorangestellt, finden sich zusammen mit anderen Textproben in dem Gedächtnisartikel, der in *Wort in der Zeit – österreichische Literaturzeitschrift*, 1957 erschien. Ihre frühen Romane, Romananfänge und Kurzgeschichten veröffentlichte sie in Fortsetzungen in der *Arbeiter-Zeitung*. Ein Gedichtband *Brücken ins Sichtbare* erschien in Innsbruck im Jahre 1952. Eine Abhandlung über sie, mit Bibliographie ihrer Werke, ist in Vorbereitung.

Hermynia ZUR MÜHLEN Wien, 12.12.1883 – Radlett,
Hertfordshire, 20.3.1951
Im Exil in England von 1938 bis zu ihrem Tod

Hier sind zwei Kapitel aus ihrer Autobiographie *Ende und Anfang – ein Lebensbuch*, S. Fischer Verlag, Berlin 1929, wiedergegeben: «Als Österreicherin in Russland» und «Als ‚Russin‘ in Österreich.»

Da Hermynia Zur Mühlen heute bestenfalls als Kinder-

buchautorin bekannt ist, sei auf ihre ausgezeichneten Kurzgeschichten hingewiesen, die sie in ihrer Sammlung *Fahrt ins Licht – 66 Stationen* im Verlag Ludwig Nath, Wien-Leipzig 1936 veröffentlichte. Die Erzählung *Monsieur Bontemps und sein Freund* ist ein gutes Beispiel für ihre Kurzprosa.

Die Werke von Hermynia Zur Mühlen sind verzeichnet in: Brigitte Melzwig, *Deutsche sozialistische Literatur 1918-1945. Bibliographie der Buchveröffentlichungen*. Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1975, Seite 413-427.

Es werden sowohl ihre Übersetzungen, besonders aus dem Englischen und Russischen, als auch Übersetzungen ihrer eigenen Werke in andere Sprachen, vornehmlich in das Tschechische, Russische, Französische, sowie die unter ihren Pseudonymen Lawrence H. Desberry und Traugott Lehmann erschienenen Übersetzungen verzeichnet. Ihre nach 1945 veröffentlichten Bücher fehlen hier naturgemäss.

Ihre Bücher für Kinder sind besprochen in Klaus Doderer (Hg.), *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur*, Weinheim und Basel, 1979.

Stefan ZWEIG Wien, 28.11.1881 – Petropolis, Brasilien, 23.2.1942.
1933/34 bis 1940 London, 1940 USA, 1941 Brasilien

Die beiden Proben von Stefan Zweig sind ungekürzt: *Buchmendel* ist eine Novelle aus der Zeit des Ersten Weltkriegs; *Das Haus der Tausend Schicksale* berichtet über eine private Flüchtlingsorganisation in London kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Der überzeugte Pazifist Stefan Zweig hat sich immer wieder mit Krieg und Verfolgung auseinandergesetzt. Aus Verzweiflung über die Ereignisse im Zweiten Weltkrieg beging er im Exil Selbstmord. *Buchmendel*: Erstveröffentlichung 1929, später wiederholt in Novellensammlungen Stefan Zweigs. Unter dem Titel «Kleine Chronik» in der Insel-Bücherei, Leipzig 1929; Titel «Kaleidoskop» bei Reichner, Wien 1936; Stockholm, Bermann-Fischer 1946; Frankfurt am Main, Fischer 1950, 1956; leicht zugänglich in der Sammlung *Amok – Novellen einer Leidenschaft*, S. Fischer 1966.

Die Arthur-Schnitzler-Übersetzer Eden und Cedar Paul übersetzten viele Novellen von Stefan Zweig ins Englische. Die Novelle *Buchmendel* gibt es als deutschen Lesetext in englischen Verlagen. 1964 veröffentlichte Randolph J. Klawiter *Stefan Zweig – A Bibliography* als 50. Band der University of North Carolina Studies in Germanic Languages and Literatures. Mit 3371 Eintragungen ist dies das umfassendste Verzeichnis, das seine Werke und Literatur über ihn vermerkt. Diese Bibliographie wird fortgesetzt. Lebensbeschreibungen: Donald A. Prater, *European of Yesterday*.

Oxford University Press 1972. Donald Prater und Volker Michels: *Stefan Zweig – Leben und Werk im Bild*, Insel taschenbuch 532, 1981. Joseph Strelka, *Stefan Zweig. Freier Geist der Menschlichkeit*, österreichischer Bundesverlag, Wien 1981.

Buchmendel ist stellenweise deutlich autobiographisch, ja prophetisch: Stefan Zweig, selbst bedeutender Bibliophile, der seine einzigartige Sammlung von Dichter- und Musikerautographen vergeblich einer österreichischen Bibliothek anbot, war – ähnlich wie Mendel in der Novelle – in Sammlerkreisen gut bekannt. So wurde er eingeladen, für die Buchausstellung der *Sunday Times* in London 1935 einen Vortrag über «Sinn und Schönheit der Autographen» zu halten. Auch der Gedanke des Vergessen- und nicht mehr Verstandenwerdens steht in der Novelle wie auch in anderen Werken Stefan Zweigs im Vordergrund: «Vergänglichkeit und Vergessensein» sind die letzten Worte in *Buchmendel*.

Nicht nur Stefan Zweig, auch sein Wiener Verleger Herbert Reichner war begeisterter Bücherfreund; auch er musste fliehen und eröffnete 1940 in Stockbridge, Massachusetts, eine Buchhandlung für seltene Werke. (Vgl. Murray G. Hall, *österreichische Verlagsgeschichte* Band II, Wien-Köln 1985).

Das Haus der Tausend Schicksale erschien bei Herbert Reichner, Wien 1937, in *Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten*. Frau Konsul E. A. Deeves, M.B.E., verdanke ich die Auskunft des «East End Local History librarian», dass es sich bei Stefan Zweigs «Shelter» um «the Poor Jews Temporary Shelter started in 1886» handelt, der 1887 nach 84, Leman Street, E.1 übersiedelte: «It exists no more – the area was extensively blitzed in the early forties.» Hinweise

auf diese Institution finden sich nach Angabe des genannten Bibliothekars in Lloyd P. Gartner, *The Jewish Immigrant in England*; D. Lipman, *Social History of the Jews in England*; Simms, *Living London* und im *Judaica Yearbook* 1974.

Die Rechte für beide Texte liegen bei S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1955, dem für die Abdruckgenehmigung bestens gedankt wird.

Bücher von Sylvia M. Patsch

The Countess Cathleen - Sage - Drama - Oper - Illustration. Innsbruck, 1974, 183 Seiten. Mit den Bildern von Oskar Kokoschka. (Vergriffen, Neuauflage in Vorbereitung).

Vom Buch zur Bühne. Dramatisierungen englischer Romane durch ihre Autoren. Eine Studie zum Verhältnis zweier literarischer Gattungen. Innsbruck, 1980, 254 Seiten.

Exil als österreichisches Schicksal. Gedenktage 1982-1984 Innsbruck, 1984. 9 Abbildungen, 100 Seiten.

österreichische Schriftsteller im Exil in Grossbritannien.

Ein Kapitel vergessene österreichische Literatur. Wien, 1985. 19 Abbildungen, 287 Seiten.

Sylvia M. Patsch (Hg.): Irina Zaharescu. Progress – A Comedy, Liskeard, GB. 1983.

Sylvia M. Patsch (Hg.): Harro H. Kühnelt, Österreich – England/Amerika: Abhandlungen zur Literatur-Geschichte, Wien, 1986, 23 Abbildungen, 295 Seiten.